

SELECTION

Ádám Bodor

**DIE ..
VÖGEL
VON VERHOVINA**

Variationen über letzte Tage

Aus dem Ungarischen von Timea Tankó

ROMAN

Ádám Bodor

DIE VÖGEL VON VERHOVINA

Variationen über letzte Tage

Roman

Aus dem Ungarischen von
Timea Tankó

Mit einem Nachwort von
János Szegő

OceanofPDF.com

Ádám Bodor

DIE VÖGEL VON VERHOVINA

Variationen über letzte Tage

OceanofPDF.com

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Deutscher
Übersetzerfonds

NEU
START
KULTUR



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

The publication of this literary work was carried out within the framework of the cooperation according to the objective of the Petőfi Literary Fund (www.plf.hu) promoting Hungarian literature.

Copyright © Ádám Bodor, 2011

German translation rights arranged with Magvető Publishing, Budapest.

Erste Auflage

© 2022 by Seccession Verlag für Literatur, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Timea Tankó

Lektorat: Christian Ruzicska

Korrektorat: Peter Natter

www.seccession-verlag.com

Umschlagentwurf: Eva Mutter, Barcelona

Umschlag und Inhalt gesetzt aus Bebas Neue und Fanwood

Satz: Eva Mutter, Barcelona

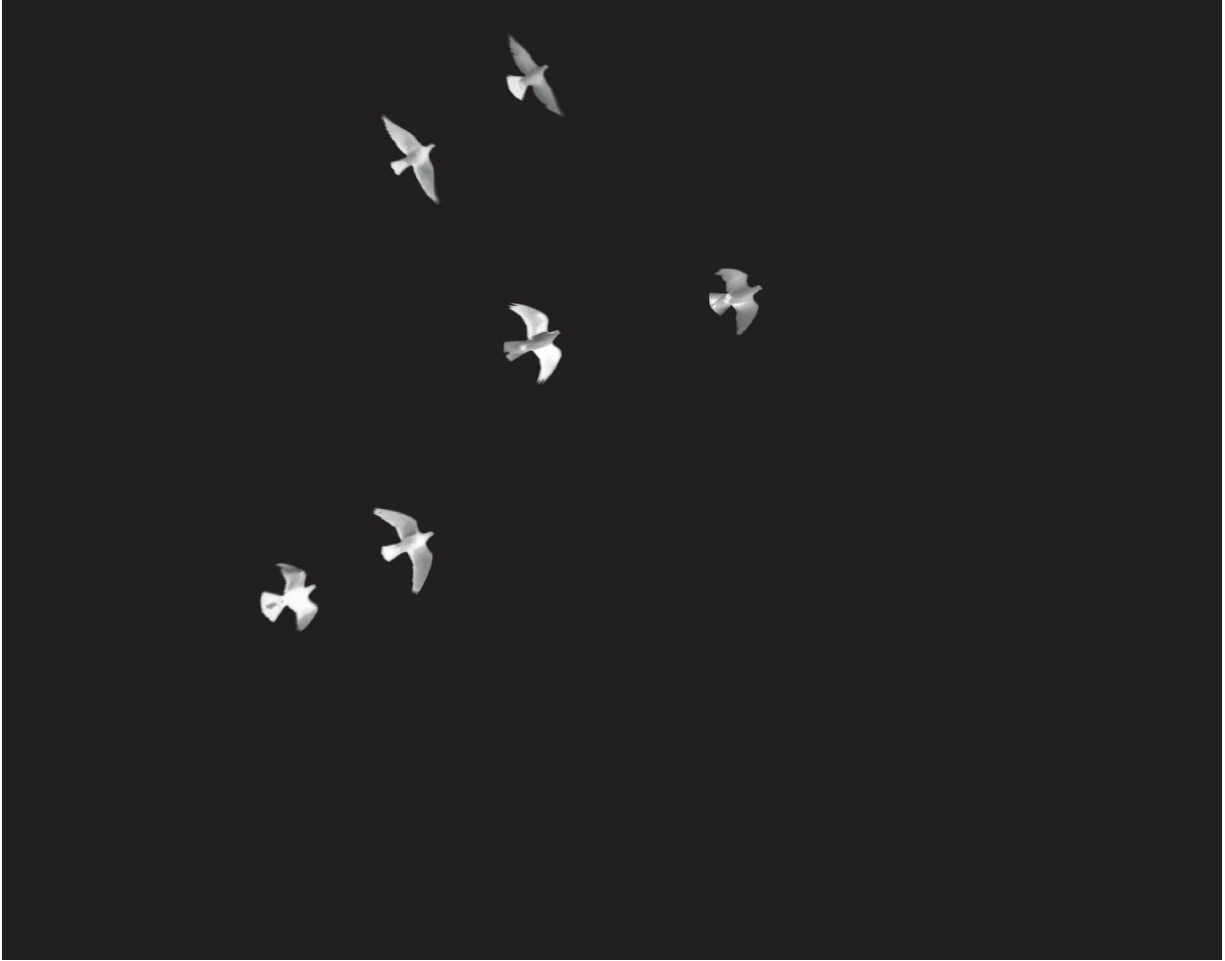
Herstellung: Daniel Klotz, Berlin

eISBN 978-3-907336-20-5

OceanofPDF.com

INHALT

1. (ANATOL KORKODUS)
 2. (DELFINA)
 3. (NIKA KARANIKA)
 4. (EDMUND POCHORILES)
 5. (ALIWANKA)
 6. (AUGUSTIN)
 7. (JANUSZKY ODER EHER ROSWITHA)
 8. (FRÄULEIN KLARA BURSZEN)
 9. (TIERARZT SVANTZ)
 10. (BALWINDER)
 11. (NIKITA)
 12. (STELIAN & FABRITIUS)
 13. (GUSTY)
- NACHWORT: VÖGEL UND MENSCHEN



OceanofPDF.com

1. (ANATOL KORKODUS)

Zwei Wochen bevor mein Pflegevater, Brigadier Anatol Korkodus, verhaftet wurde, hatte er mir eine nagelneue Motorkettensäge von Stihl geschenkt. Er sagte, er habe sie in Czernowitz bestellt, das Paket sei bereits angekommen, es liege bei Edmund Pochoriles, im Gasthof Zu den zwei Schnepfen. Ich könne es am nächsten Morgen abholen, auf dem Rückweg von der Bahnstation.

Vielleicht ahnte er etwas, verheimlichte es aber, denn es sollte, als bahnte sich gar nichts an, ein neuer Schützling aus der Besserungsanstalt von Monor Gledin zu ihm kommen, weshalb er mich bat, diesen am frühen Morgen vom Zug abzuholen und ins Büro zu begleiten. Diesen Tag wollte Anatol Korkodus im Bett verbringen, weshalb ich dem Jungen etwas zu essen geben, mit ihm reden und mich um ihn kümmern sollte, bis zum Nachmittag, wenn er selbst Zeit für ihn haben würde.

Wenn er sonst einen Gast oder einen solchen Neuling erwartete, schickte er stets Balwinder, das Faktotum der Behörde, zur Bahnstation, diesmal wollte er jedoch, warum auch immer, nichts davon wissen.

Da es hier seit Kurzem keinen Fahrplan mehr gab, und man nur wusste, dass der Zug, der vor allem aus Güterwaggons bestand, an die man einen einzigen klapprigen Dritte-Klasse-Wagen gehängt hatte, ankommen würde, noch bevor im Holzlager die Arbeit begann, ging ich lange vor Morgendämmerung zur Bahnstation, setzte mich auf eine von Raureif bedeckte Bank in der Nähe des Ausgangs und wartete. Neben mir stellte ich gut sichtbar das Pappschild auf, auf das mein Alter noch am Vorabend den Namen des Neuankömmlings geschrieben hatte, mit dickem Filzstift, in großen, fetten Buchstaben, damit man es auch im spärlichen Bahnofslicht würde entziffern können. Er hieß Daniel Vangyeluk, wie irgendein

schäbiger, alt riechender Küster, dabei handelte es sich offensichtlich bloß um einen jungen Zögling der Besserungsanstalt, den man zur Umerziehung hergeschickt hatte und der hier unterkommen sollte, bis er Fuß fassen und sich zu benehmen lernen würde.

Anatol Korkodus nahm gerne wilde, auf Irrwege geratene Jugendliche auf, damit sie weit entfernt von den Versuchungen der Stadt, umgeben von Nebelschwaden, schwefeligen Warmwasserquellen, verlassenen Stollen und Abraumhalden, im Bann der grenzenlosen Freiheit zu sich selbst und ihren eigenen Weg im Leben fanden. Aber daraus wurde meist nichts. Er machte sich auch nichts vor, nannte sie Vögel, da er wusste, dass sie eines schönen Tages doch fortfliegen würden. Manche von ihnen verschwanden nach wenigen Tagen an einen unbekannten Ort, spurlos, für immer, viele schickte Anatol Korkodus nach Ende der Probezeit zurück in die Anstalt, und bislang gab es keinen einzigen unter ihnen, der sich seine letzte Ruhestätte ausgesucht hätte, damit man ihn, zu gegebener Zeit, hier unter den Hügeln des Paltin begrabe.

Damals lebte ich schon seit Langem in Verhovina. Viele Jahre zuvor hatte mich, an einem frostigen Morgen, vom selben Ort, woher auch dieser junge Mann kam, die gleiche Lokalbahn hergebracht.

In windstillen Nächten, vor allem, wenn überm Tal hie und da dicke Wolken hängen, hört man den Zug bereits ein bis zwei Stunden vor seiner Ankunft, wie er entlang der Jablonka den Berg emporklimmt und klappernd über die hundertjährigen Eisenbrücken rollt. Jemandem, dessen Ohren sich daran gewöhnt haben, verraten die vereinzelt Töne aus der Ferne genau, wann der Zug wo entlangfährt. Jetzt waren die von Gestrüpp bewachsenen Senken, von Sträuchern gesäumten Gruben am Fuß der Böschung neben dem Bahndamm jedoch in ein Kissen dumpfen Nebels gehüllt, das sogar das Bellen der Hunde aus der nahen Umgebung verschluckte. Dass sich der Zug, von den Talkurven verborgen, dennoch näherte, merkte man lediglich am Erschauern der Bahnschwellen, an dem kaum vernehmbaren Knacken, das wie Strom durch die Schienen glitt.

Außer mir wartete nur Bahnhofsvorsteher Stecc auf den Zug, den Leuten war in letzter Zeit offenbar die Lust am Bahnfahren vergangen. Vor Kurzem

ging die Nachricht um, dass man die Bahnstation schließen und vielleicht sogar die Schienen abbauen und zusammen mit den Eisenbrücken verkaufen würde, da die Eisenbahnlinie im Jablonka-Tal von der Furt des Pascha Tuverkan bis zum Ladeplatz des Holzlagers angeblich von Unbekannten vermessen worden sei, und es gab auch solche, die wissen wollten, dass das gesamte Tal, samt dem vielen hier vorhandenen Eisen, von einem reichen Fremden namens Bazil Haraklan gekauft worden sei. Man sprach auch darüber, woher er kam, von der reichen Ebene jenseits der Berge, aus einem gewissen Coltwildgarten, Todwildgarten oder einem ähnlich märchenhaft klingenden Ort. Angeblich sollen die Entlassungsbriefe der Bahnangestellten bereits verfasst worden sein, kein Wunder also, dass es immer weniger Menschen an den Bahnstationen gab.

Als dieser frühe Zug nun schnaufend, zischend, in Dampfswaden gehüllt zum Stehen kam, blickte nur eine einzige Person, mit einer schwarz-gelb gestreiften Mütze, aus dem Fenster des Dritte-Klasse-Wagens auf den menschenleeren Bahnsteig. Dieser junge Mann wollte sich erst gar nicht recht rühren, als er jedoch sah, dass die abgekoppelte Lokomotive allein, vor Erschöpfung beinah geräuschlos zur Remise rollte, wurde ihm klar, dass es nicht weiterging, da stieg er aus und ging unentschlossen zum Ausgang.

Jetzt erkannte ich, dass er gar keine Mütze trug, sondern nur sein Bürstenschnitt gefärbt war. In der nebligen Dämmerung leuchteten aus dem ursprünglich dunklen Haar goldgelbe Streifen. Er trug eine viel zu kleine Jacke aus billigem Jeansstoff, Gepäck hatte er keines, und sobald er von den Lampen beleuchtet wurde, sah man, dass er nicht einmal Schuhe hatte. Als er den Bahnsteig entlangging, knackten die Ränder der zugefrorenen Pfützen unter seinen Füßen. Er musste auf jeden Fall an mir vorbei, erblickte, als er in meine Nähe kam, das Pappschild auf der Bank, entzifferte seinen Namen und blieb zögernd stehen.

Das gibt's doch nicht. Wartest du etwa auf mich? Ich sollte doch erst morgen kommen.

Anatol Korkodus hatte es im Gefühl.

Und ich habe gedacht, dass ich es mir heute noch allein in der Bahnhofskneipe gutgehen lasse, meine Ersparnisse auf den Kopf haue,

mich ein bisschen umsehe und mich dann morgen bei euch melde. Jetzt ist mein Tag ruiniert.

Er sprach mit dünner, heiserer Stimme, wobei kein einziger Zahn zu sehen war. Er hatte eisfarbene, blaugraue Augen, wie der Eskimohund des Wirts Edmund Pochoriles. Die gelben zottigen Streifen auf seinem Kopf leuchteten grell.

Ich musterte ihn.

Na, dann guten Morgen: Siehst du hier etwa irgendwo eine Bahnhofskneipe?

Das Bahnhofsgebäude bestand aus insgesamt zwei Räumen: In dem einen arbeiteten abwechselnd der Bahnhofsvorsteher und die junge Stationsbeamtin, sie saßen hinter einem kleinen Fenster, das zur Straße ging und durch das sie die Fahrkarten verkauften und sich um die Angelegenheiten des Personenverkehrs und Gütertransports kümmerten. Hinten, in einem geräumigeren Zimmer hinter der Flügeltür, wohnte Vorsteher Stecc mit seiner Familie. Der Ausschank wurde einst von der verwitterten Bude neben dem Stationsgebäude beherbergt, in der ein verklebter Blechtisch und zwei Rohrrahmenstühle mit zerbrochener Lehne standen, und die nun schon seit Jahren geschlossen war.

Da er nirgends eine Bahnhofskneipe entdecken konnte, sah sich Daniel Vangyeluk enttäuscht um. Plötzlich hielt er inne und atmete mehrmals tief durch die Nase ein.

Bei euch stinkt es. Was zur Hölle ist dieser Geruch?

Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Lass deine Nase mal untersuchen.

Er wird wohl den beißenden Geruch der Thermalquellen auf der Paltinsky-Wiese gemeint haben, der sich im Laufe der Nacht allmählich unten im Tal festsetzt, bis mildtätige Winde kommen und ihn fortwehen.

Wir überquerten den Platz, gingen am Treibstofflager und am Holzdepot vorbei, auf die gefrorenen Erdklumpen achtend, entlang der menschenleeren Hauptstraße von Jablonska Poljana. Es war nur das Geräusch meiner Stiefel zu hören, der barfüßige Daniel Vangyeluk lief

lautlos einen halben Schritt hinter mir, bemüht, in keine der eisigen Pfützen zu treten.

Wo hast du deine Schuhe gelassen, wenn ich fragen darf?

Ich habe sie weggeworfen.

Du machst Scherze. Gib mir eine ordentliche Antwort.

Du hast richtig gehört: Ich habe sie weggeworfen.

Auf der Pissky-Brücke blieb er stehen und starrte auf die zwischen den vereisten Ufern stumm und schwarz strömende Jablonka hinunter. Ich stand hinter ihm und wartete gespannt darauf, was er wohl vorhatte. Doch zum Schluss spuckte er nur ins Wasser.

Da schlug ich meinen strengsten Ton an: Das will ich nie wieder sehen. Spuck, wohin du willst, nur nicht ins Wasser. Aber am besten schluckst du es hinunter.

Aus der Schänke von Nyegrutz fiel gelbes Licht auf den Nebel, vor der offenen Tür war die Luft vom Geruch gebackener Maronen und verbrannten Öls erfüllt. Ich ergriff Daniel Vangyeluk leicht am Ellbogen und begleitete ihn zum Eingang. Er hatte ein dünnes Ärmchen, wie ein Kind.

Ich sah mich um, die Straße war leer.

Du bleibst hier schön stehen und sprichst mit niemandem. Wenn dich jemand anstarrt, als würde er sich fragen, wer du bist und was du hier willst, bemerkst du ihn gar nicht. Du tust so, als wärst du gar niemand. Verstehst du? Als würde der andere nur Gespenster sehen.

Und warum sollte mich jemand anstarren?

Ich musterte ihn, von den grellgelben Streifen auf seinem Kopf bis zu den nackten Füßen.

Nur so.

Die Schänke war noch leer. Irina Nyegrutz saß hinterm Tresen, neben ihr ruhte unter einem karierten Tuch in einer blauen Schüssel der Teig für den Lángos. Auf dem Gasherd stand ein Blech, aus den offenen Schalen der heißen Maronen stieg Dampf auf. Ich bestellte ein halbes Kilo gebackene Maronen und zwei Lángos mit Quark. Während Irina Nyegrutz zwei Teigklumpen nahm, sie mit Quark füllte und dann im heißen Öl hin- und

herschob und wendete, spazierte ich in dem leeren Raum umher, warf immer wieder einen Blick durch die Tür oder die beschlagenen Fenster nach draußen. Es war genau sechs Uhr, aus den sich allmählich lichtenden Nebelvorhängen drang die Sirene des Sägewerks hervor. In dem lila Fensterglas sah ich mein verschwommenes Spiegelbild mit den Bartstoppeln, was durch die herunterlaufenden Rinnsale des Kondenswassers so aussah, als würde ich heulen.

Mit Atemwölkchen vor der Nase stand Daniel Vangyeluk wie ein Hund, den sein Herrchen vor dem Laden gelassen hatte, brav an der Schwelle. Die Hände in den Taschen, ein nackter Fuß auf dem anderen.

Irina Nyegrutz packte die beiden Lángos in eine Papiertüte und die Maronen in eine andere. Sie warf einen Blick vor die Tür.

Für wen ist der andere?

Sie sehen es doch selbst. Für niemanden.

Ein neues Kind. Er scheint mir nicht sehr umgänglich. Der bleibt nicht lange.

Mögen Sie recht behalten.

Daniel Vangyeluk und ich gingen weiter. Nach einigen Schritten sagte er leise, aber doch leicht wütend:

Sag, warum hast du mich draußen gelassen?

Das nächste Mal kommst du auch herein.

Aber jetzt hast du mich aus irgendeinem Grund draußen gelassen.

Ich wollte nicht, dass Irina Nyegrutz deinen Geruch mitbekommt.

Ich bin seit gestern unterwegs. Bestimmt rieche ich ein bisschen nach Zug.

Von Zuggeruch war keine Rede. Sag, warum hast du deine Schuhe weggeworfen?

Jemand hat sie vollgeschissen.

Ist das dein Ernst? Du hättest sie trotzdem anziehen können. Falls du es nicht weißt: Das bringt Glück. Dich liebt jemand sehr.

Es war die kleine Zsanett. Sie war verärgert, weil man mich hinausgelassen hat.

Vielleicht trifft ihr euch ja wieder. Überleg dir etwas, womit du es ihr vergelten kannst.

Beim Eingang des Man-Gold-Hofs ergriff ich wieder seinen Ellbogen, damit er stehenblieb. Der Morgen brach an und über den Himmel legte sich allmählich ein durchscheinender heller Schleier, doch in dem von vier einstöckigen Häusern umfassten Hof, auf den man durch ein breites, gewölbtes Tor gelangte, herrschte immer noch das Zwielflicht der vergangenen Nacht, in dem nur die auf der Treppe der Pogatschen-Bäckerei in vier Reihen aufgestellten Flaschen Ziegenmilch zu erkennen waren. Ich nahm mir zwei, wir verließen wieder den Hof, gingen auf der anderen Seite der Straße weiter und beim übernächsten Haus, dem der Augustins, klopfte ich ans Fenster. Also an das Brett, das das Fenster verdeckte.

An dem zur Straße gelegenen Fenster der Augustins waren quer und diagonal Bretter angebracht, die plumpe Konstruktion wies nur einen kleinen Spalt auf, damit zwischen den Brettern eine Hand durchpasste, die dies oder das entgegennehmen konnte, zum Beispiel eine Milchflasche. Wir hielten das Ehepaar Augustin seit Jahren in Hausarrest. Da das Gefängnis in Jablonska Poljana schon vor Längerem abgebrannt war, gab es keine andere Möglichkeit, sie mussten zu Hause festgehalten werden.

Ich stellte eine der beiden Flaschen aufs Fensterbrett und wartete, dass sie das Fenster öffneten. Hinter den Brettern war die Stimme von Frau Augustin zu hören:

Stimmt es, dass die Frau Unterpräfektin Vaneliza geflohen ist und es auch um Anatol Korkodus schlecht steht? Mein Mann und ich hatten schon zum zweiten Mal den gleichen Traum. Wenn es nämlich stimmt, werden wir irrtümlich hier festgehalten. Sag bitte Polizeikommissar Hamilcar Nikonuk Bescheid, dass man uns noch heute freilassen soll.

Träumt ruhig weiter. Vieles ist möglich. Aber wer euch jetzt erst mal sehnlichst erwartet, ist der Untersuchungsrichter in Gledin. Man wird euch eine Leine um den Bauch binden, um euch zu ihm zu führen.

Wieder ergriff ich Daniel Vangyeluks Arm, sah ihn vielsagend an und sagte:

Am Ende denken die da drin noch, dass ich Lust habe, mich mit ihnen zu unterhalten.

Haben sie etwas angestellt oder sperrt ihr sie manchmal nur so ein?

Wie man es nimmt. Ich weiß nicht, ob du mit dem, was ich dir sage, etwas anfangen kannst. Die beiden haben Strom in Schulkinder geleitet. Eines war sieben Jahre alt, ein anderes acht, die restlichen elf. Richtigen Strom, zweihundertzwanzig Volt.

War das ein Experiment oder so?

Ich winkte ab. Ist das nicht egal?

Vor dem Gasthof Zu den zwei Schnepfen hielt ich Daniel Vangyeluk erneut an.

Die Motorkettensäge lag in der Originalverpackung von Stihl, in einem mit Stahlband umwickelten bunten Karton auf der Bank in Edmund Pochoriles' Küche. Meine Cousine Danczura war auch da und der evangelische Pfarrer Lorenz Fabritius stand ebenfalls dort herum, sie frühstückten.

Sie wussten, woher ich kam und sahen Daniel Vangyeluk vor der halb geöffneten Tür stehen. Wie er mit hängendem Kopf dastand und ihm wie einem Pferd Rauchwolken aus der Nase aufstiegen und in zwei Richtung entwichen.

Der sieht nicht besonders gut aus, bemerkte Edmund Pochoriles.

Nein, erwiderte ich. Keine Ahnung, was mein Alter mit ihm anfangen wird.

Fabritius tippte den Karton an, den ich mir unter den Arm geklemmt hatte.

Ein teures Ding, wozu brauchst du das?

Wozu schon. Ich gehe damit in den Stummen Wald oder, sagen wir, zerkleinere damit auf unserem Hof Brennholz. Wenn es sich aber gerade so ergibt, könnte ich damit auch einen Feind zerstückeln.

Pochoriles rief mir hinterher: Weißt du, so einfach ist das nicht. Die Knochen gehen ja noch, aber das Blut, das Fleisch und die Eingeweide verstopfen die Lager, das würgt den Motor ab und dann kannst du zusehen,

wie du es wieder sauber bekommst. Eine gute Axt oder ein ordentlich geschliffenes Beil leisten dir da bessere Dienste.

Ich hatte eine schöne gelbe Katze, Tatjana. Eine Zeit lang nannte ich sie Charlotte, aber nachdem sie zugenommen hatte und ihr ein Pelzkragen um den Hals gewachsen war, taufte ich sie um. Sie wog bestimmt acht Kilo, hatte einen dicken, gestreiften Schwanz und Haarpinsel auf den Ohren wie ein Luchs, wenn ihr auf der Straße ein Hund entgegenkam, eilte er auf die andere Seite. Jetzt hockte sie auf dem Querholz des Tors, doch als wir näherkamen, sprang sie herunter und obwohl sie sonst nicht so leicht Bekanntschaft schloss, starrte sie Daniel Vangyeluk mit erhobenem Kopf an, ging dann hinter ihn und schlüpfte langsam zwischen seinen Beinen durch, wobei sie mit dem Schwanz seine Hose streifte. Dann setzte sie sich ihm gegenüber hin, starrte ihn erneut an, blickte ihm direkt in die eisigen Augen. Als wir losgingen, folgte sie uns, begleitete uns mit hängendem Kopf, grübelnd.

Ist das deine?

Was denkst du, wem sie gehören könnte?

Warum trägt sie ein Halsband?

Das ist kein Halsband, sondern ein Pelzkragen. Aber ein Halsband hat sie auch, wenn es sich so ergibt, dass ich Angst habe, sagen wir, bei der Nachtwache, nehme ich sie an der Leine mit.

Dann fang schon mal an, dich von ihr zu verabschieden, ich will sie nämlich haben. Ich kaufe sie dir um jeden Preis ab.

Vielleicht meinte er es ernst, aber ich konnte darüber nur schmunzeln.

Im Büro bat ich ihn, alles aus den Taschen zu nehmen und nebeneinander auf den Schreibtisch von Anatol Korkodus zu legen. Außer seinem Entlassungszettel hatte er nur siebenunddreißig Coupons dabei. Dafür hätte er sich wenigstens ein paar Pantoffeln kaufen können oder irgendwelche Schlappen für die Reise, sogar für eine Garnitur Unterwäsche zum Wechseln und lange Unterhosen hätte es gereicht. Doch er hatte nichts anderes dabei. Nachdem ich mich durch eine gründliche Leibesvisitation davon überzeugt hatte, führte ich ihn auf dem Hof der

Wasseraufsichtsbrigade herum, auf dem mein Alter und ich im ehemaligen Czervensky-Herrenhaus wohnten.

Es war ein öder Hof, voller Unkraut und harschen Fußstapfen im Schlamm. In der offenen Scheune stand ein verrosteter Schneepflug, ein altes verstaubtes Quad und daneben, mit platten Reifen, der schäbige Willys-Geländewagen des ehrenamtlichen Kreisbeauftragten Hamilcar Nikonuk. Auf dem vereisten Boden waren überall Daniel Vangyeluks dunkle Fußspuren zu sehen. Vor dem Lokus blieb er stehen und bat um Erlaubnis, sein Geschäft erledigen zu dürfen.

Während ich auf ihn wartete, erblickte ich vor dem offenen Tor den dunkelhäutigen Balwinder, das Faktotum der Behörde. Ich weiß nicht, woher er aufgetaucht war, denn zuvor war weit und breit keine Menschenseele zu sehen gewesen. Er sagte nicht guten Tag, nickte mir nicht einmal zu, stand nur da, reglos und starrte schieläugig auf den Hof. Auf den Hof, wo es für ihn außer uns nichts zu sehen gab. Ich ging zu ihm.

Was ist los? Warum zur Hölle stehen Sie hier herum?

Nichts. Ich sehe mich nur um. Ist das etwa verboten?

Aha, verstehe. Ich habe den Eindruck, Sie machen das absichtlich. Sehr sinnvoll ist das nicht, das kann ich Ihnen sagen.

Vielleicht ja doch.

Pff! Vor Wut spuckte ich aus.

Inzwischen war auch Daniel Vangyeluk vom Lokus zurück.

Werde ich auch hier wohnen?

Wohnen wirst du ab heute Abend erst einmal in Quarantäne. Ganze drei Wochen. Hier ist das so üblich, weißt du, wegen der Bazillen.

Ihm war anzusehen, dass er nicht ganz verstand, was ich meinte. Vielleicht wusste er gar nicht, was Quarantäne ist und was Bazillen sind, aber da er nicht nachfragte, erklärte ich es ihm auch nicht.

Ich brachte ihn in die Küche und sagte, er solle sich setzen, legte ihm einen Flickenteppich hin, mit dem er sich die nackten Füße bedecken konnte, falls er fror. Obwohl es auch dort nicht besonders warm war, glätteten sich seine Züge, und ihm lief die Nase, die er mit dem Ärmel seiner Jacke abwischte. Er war schwächling, von blassem Typ, hatte eine

durchscheinende Haut, und sein eisiger blaugrauer Hundeblick wanderte im Zimmer herum. Auf seiner Hand war eine unförmige tintenblaue Tätowierung zu sehen, die rätselhaften Zeichen einer zwielichtigen Vergangenheit: Punkte, Linien, Kreuze.

Anatol Korkodus hatte mich ermahnt, nett und freundlich zu ihm zu sein, mich mit ihm zu unterhalten, ihm das Essen, das aus der Kantine gebracht werde, hinzustellen und ihn dann satt an Anatol Korkodus' Krankenbett zu schicken. Doch hatte ich an diesem Morgen keine Lust auf höfliche Gespräche. Mir fiel dies und jenes ein, mir kam ein Gedanke, dann ein anderer, ich holte schon ein bisschen tiefer Luft und setzte an, etwas zu sagen, aber dann sah ich ihn an, mein Blick begegnete seinem und augenblicklich verflog meine Lust. Vielmehr dachte ich: Wie gut es doch wäre, wenn statt Daniel Vangyeluk jetzt jemand anders hier säße.

Wenn sich eine anhaltende Stille immer weiter ausdehnt, bekommt sie plötzlich einen Klang. Zunächst ist es ein leises Seufzen, wie ein ferner Wasserfall, das dann in ein Rauschen übergeht, immer lauter und lauter wird, bis es zu einem unerträglichen Toben anschwillt und dann, auf einmal, als würde sie in einen hineingespritzt, strömt einem die gesamte Welt eiskalt in die Ohren. Jetzt heulte eine Weile nur das Ofenrohr, dann war da noch das Ticken der Uhr, das, als wäre es durch den Wind von fernen Wiesen herantragen, mal leiser, mal lauter wurde.

Schließlich kratzte meine Katze Tatjana an der Tür. Ich hielt sie ihr auf, aber sie kam nicht herein, stand nur da, schaute sich um, öffnete das Maul und schloss es wieder, gab manchmal ein kaum hörbares Maunzen von sich und schnüffelte in den Raum hinein. Sie war ein geheimnisvolles Wesen, dickköpfig, verschlossen wie alle Tiere mit gelbem Fell. Ich öffnete zwei Leberwurstkonserven und lockte sie damit zum Hinterhof. Dort sperrte ich sie in den Geräteschuppen, von wo sie sich nicht davonmachen konnte.

Im Holzschuppen daneben packte ich einen Korb mit Torf und Kleinholz voll und ging zurück. Ich wickelte ölgetränkte Holzspäne in Zeitungspapier, machte damit im Ofen Feuer und als es schon loderte, warf ich dünnes Holz und einige Torfbrocken darauf. All das machte ich gemächlich, ja, langsam,

als hoffte ich, dass so die Zeit schneller vergehen würde. Es war immer noch Morgen.

Warum hast du sie nicht hereingelassen, wenn sie doch gemaunzt hat?

Heute muss sie im Schuppen bleiben. Wir haben einige Meerschweinchen bekommen, ich möchte nicht, dass sie sich begegnen.

Ich öffnete die Papiertüte, in der die beiden mit Quark gefüllten Lángos waren. Die warmen Maronen schüttete ich aus der Tüte auf die dreckige Wachstuchschischdecke. Ich schälte eine und während ich sie in den Mund nahm, bedeutete ich Daniel Vangyeluk, sich nicht zu zieren und zuzugreifen. Zunächst zupfte er sich ein Stück vom Lángos ab, dann nahm er von den Maronen. Er ging die Sache zögerlich an, brach kleine Stücke von der Schale ab und als er fertig war, nahm er sie in den Mund und lutschte sie.

Du hast nicht besonders viele Zähne. Das sage ich nur, weil ich gerade merke, dass die Maronen noch etwas länger hätten im Ofen bleiben können. Spuck ruhig aus, was du nicht kauen kannst. In deine Hand, meine ich.

Mach dir mal keine Sorgen. Ich kaue mit dem Zahnfleisch. Bis sie nachwachsen.

Was meinst du mit „nachwachsen“? Wie kommst du denn darauf?

Der Arzt hat mir eine Spritze gegeben und gesagt, davon werden sie nachwachsen.

Wir haben nicht gewusst, dass mit dir nicht alles in Ordnung ist. Dabei wäre es gut gewesen, das vorher zu wissen. In der Quarantäne musst du dann um Schonkost bitten. Was ist mit deinen Zähnen passiert?

Das spielt jetzt keine Rolle mehr.

Und willst du mir auch darüber nichts verraten, wie du in der Anstalt gelandet bist? Nur in groben Zügen.

Nein. Will ich auch nicht.

Du hast recht, darüber solltest du nie mit irgendjemandem sprechen. Da fällt mir ein, Anatol Korkodus lässt fragen, ob du dich über deine Entlassung freust.

Ich weiß nicht, wer das ist.

Ich zeigte auf die Tür meines Alten.

Der, der gespürt hat, dass du heute kommst und nicht erst morgen. Wenn du dich ausgeruht hast, sollst du bei ihm klopfen. Er will dich so bald wie möglich sprechen.

Er blickte argwöhnisch zu mir auf, bemerkte dann jedoch, dass ich den Zeigefinger vor den Mund hielt, also konnte er, selbst, wenn er gewollt hätte, nichts fragen. Und damit es auch ganz klar wurde, dass wir uns über Anatol Korkodus nicht unterhielten, schaltete ich das Radio ein.

Wie findest du das? Das ist Maya. Da singt Maya Miklovitz. Kennst du sie?

Er sah mich an, zuckte mit den Schultern, würdigte mich aber keiner Antwort. Ich fuhr trotzdem fort:

Sag mal, was meinst du, gibt es einen solchen Namen wirklich? Glaubst du, dass das ihr eigener Name ist oder hat man ihn für sie erfunden?

Du machst dich gerade lustig über mich, nicht?

Entschuldige. Ich habe es nur so gefragt. Ich werde dich jetzt mal für ein Stündchen allein lassen. Ruh dich aus, iss ein bisschen und du kannst dir ja die Nachrichten anhören.

Geh ruhig, wenn du zu tun hast. Ich bin froh, wenn ich allein sein kann.

Meinen morgendlichen Rundgang beginne ich im öffentlichen Waschhaus, mache mir ein Bild von dessen Sauberkeit, sehe nach, ob der Steinboden gewischt und die Waschtröge geputzt wurden und dann öffne ich die Warmwasserhähne für die Freinutzer, die Bedürftigen aus dem Ort. Das warme Wasser entspringt am Fuße des Paltin, in den Thermalquellen der Paltinsky-Wiese, doch weil es nachts in den Rohren steht, kühlt es ziemlich ab, morgens, nach dem Öffnen, fließt es aus den Hähnen noch eine ganze Weile höchstens lauwarm, das ist auch ein Grund, warum das Waschen zwischen acht und zehn kostenlos ist. Die Betuchteren bringen ihre dreckige Wäsche nach zehn Uhr, sie bekommen schon heißes Wasser und bezahlen natürlich. Nach dem Waschhaus schaue ich bei der Bereitschaftsabteilung vorbei, um zu hören, ob es etwas Neues gibt und wenn die Stimmung gut ist, spielen wir eine Runde Karten oder Tabla, danach gehe ich ans Flussufer. Vor Kurzem hatte der Eisgang begonnen, ich

musste sehen, ob die schnell dahintreibenden Eisplatten die Pegellatten beschädigt hatten.

Ich lief also zur Jablonka, unter den kahlen Weiden am Ufer entlang bis zum Czervensky-Wachthaus, zur eingefrorenen Czervensky-Wassermühle, um dieses Wunder von Jablonska Poljana zu inspizieren.

Obwohl er eigentlich hätte daran denken können, schließlich war das seit Jahren seine Aufgabe, hatte Balwinder einmal im Spätherbst vergessen, die Schleusen der Wassermühle rechtzeitig zu öffnen, weshalb sie schon vor Einbruch des richtigen Winters einfroren, und auch später nie wieder bewegt werden konnten. Die Eisschicht wurde immer dicker, wuchs bis zur Oberkante der Schleuse und darüber hinaus, das Wasser floss immer weiter und weiter, zunächst erstarrte nur das Mühlenrad in dem Kristallstrom, doch später verschlang er das ganze Holzgebäude, so dass sogar am Schindeldach gewaltige Eiszapfen hingen, diese furchterregenden Fangzähne des Winters. Wie unter Glas, stand die Mühle immer noch vollkommen unversehrt da. Tatjana und ich gehen manchmal vorbei, um uns die bei der Flucht eingefrorenen Mäuse anzusehen, die von der Eisschicht vergrößert mit riesigen Augen ins endlose, ewige Nichts starren.

Bei den Pegellatten, dort, wo das Wasser der Thermalquelle Nummer zwei dampfend in den Fluss stürzt und wo sich im Sommer ein träger schwarzer Strudel bildet, bewegten sich unter der glasdünnen Eiskruste, zwischen den taumelnden Fäden des Laichkrauts, wie Botschaften einer unbekannten Unterwasserwelt, glänzende Luftbläschen. Der Fluss war am Erwachen, auch die Weiden am Ufer färbten sich allmählich gelb, nach dem frostigen Morgen des ausgehenden Winters wehte von den Hügeln des Paltin bereits ein leichter Frühlingsduft, manche unerwartete Brise brachte sogar schon eine Ahnung vom Erdgeruch der Ebenen jenseits des Berges mit. Irgendwo hinter den Büscheln des sich auflösenden Nebels versteckte sich die Sonne, die Dachtraufen erklangen und auf dem gefrorenen grauen Boden glänzten schwarze Rinnsale.

Der Man-Gold-Hof war ebenfalls vom gelben Glanz des schmelzenden Reifs bedeckt. Hier hatte früher die Reinigung Man gestanden, bis zu dem Zeitpunkt, als Anatol Korkodus sich in den Kopf gesetzt hatte, das warme

Wasser durch Rohre von den Thermalquellen des Paltin in die verlassene Synagoge zu leiten, an den Wänden rundherum eine Reihe Steintröge bauen zu lassen und das Ganze als öffentliches Waschhaus einzurichten, in dem man nicht bezahlen musste, höchstens die Reichen. Gregor Man schloss seine Pforten nicht, sondern verkaufte die Waschmaschinen, Trockner, Bügeltische an fliegende Händler und beschaffte sich für das Geld, empfänglich für den Ruf der Zeit, eine kleine Knetmaschine und einen Ofen, um Pogatschen zu backen. Hier konnte man auch nachmittags etwas essen und im Winter wurde auf den Treppenstufen vor der offenen Tür aus einem dampfenden Kessel mit Honig gesüßter Tausendgüldenkrauttee verkauft.

Mit einem dampfenden Becher in der Hand ging ich eine Runde auf dem Hof. Friseur Mükk hatte noch nicht geöffnet, auch die Fenster von Isac Gold funkelten schwarz, doch schräg gegenüber, im Spitalhaus, brannten alle Lichter, als sei schon Sprechstunde. Patienten wurden um die Uhrzeit noch nicht empfangen, auf dem für diese bereitgestellten Stuhl saß jetzt die Unterpräfektin Vaneliza Nikonuk, und die Pflegerin Nika Karanika, dieser kleine Sperlingsdämon, machte sich mit Kamm und Schere an ihren Haaren zu schaffen. Vielleicht war es aber auch nicht die Unterpräfektin, sondern ihre Tochter, man kann sie nicht unterscheiden, so sehr ähneln sie einander. Nika Karanika nahm die Strähnen der matten, spröden Haare zwischen zwei Finger und stutzte sie jugenhaft kurz, wobei sie, damit die Schere besser schnitt, immer mal auf die Schneide spuckte. Obwohl es dort drinnen noch nicht besonders warm sein konnte, hatte sie wohl den nahenden Frühling gespürt und trug unter ihrem hellblauen Pflegerinnenkittel keine Strumpfhose mehr, stand in Riemchenschlappen da und wenn sie sich ein wenig um den Stuhl herumbewegte, glänzten zwischen den abgeschnittenen Strähnen der Unterpräfektin oder ihrer Tochter an den nackten Füßen die perlmuttfarben lackierten Nägel.

Nika Karanika humpelte ein bisschen, über die Ursache waren verschiedene Gerüchte im Umlauf, darunter auch kaum glaubwürdige. Eines davon handelte von einem Messer, dessen Klinge in ihrer Wirbelsäule

steckengeblieben sei und von der heute noch ein kleines Stück zwischen den Wirbeln säße und die Nerven reize.

Während ich meinen Blick auf ihren nackten Beinen mit den lila Adern vergessen hatte, den Marmorknien und den Alabasterknöcheln, hörte sie auf zu schneiden und rieb mit Watte über Vaneliza Nikonuks Kopfhaut, von der Stirn bis zum Hals. Doch dann hörte sie auch damit auf, kam zum Fenster und öffnete es. Sie steckte den Kopf heraus, damit niemand anderes sie hören konnte. Die Watte, die sie immer noch in der Hand hielt, verströmte Petroleumgeruch.

Ist etwas passiert, Adam?

Nein, gar nichts. Wie Sie sehen, trinke ich nur meinen Tee.

Ich dachte, Sie wollten etwas sagen. Ich habe gehört, es sei ein neues Kind zu Ihnen gekommen. Von der äußeren Erscheinung soll es ja nicht viel hermachen und mitten im Winter barfuß unterwegs sein.

Da ist etwas dran. Ich wüsste diesen Tag auch gerne hinter mir. Wann hätten Sie denn Zeit für ein vertrauliches Gespräch?

Irgendwann. Doch jetzt möchte ich Sie bitten, woandershin zu gehen, denn die Betreffende mag es nicht, wenn jemand während der Behandlung durchs Fenster starrt.

Der Laden der Tataren im Keller unter der Praxis war bereits geöffnet und Akimova und Akimofte schlummerten auf einem Teppich inmitten ihrer Waren. Der ehrenamtliche Kreisbeauftragte Hamilcar Nikonuk hatte vor Kurzem über sie herausgefunden, dass sie an der Schlafkrankheit litten, dabei waren sie nur Liebhaber der Wasserpfeife. Jedes Mal, wenn sie sich vollgesaugt hatten, blickten sie im Anschluss einen oder gar zwei Tage lang schlaff, mit weit geöffneten Pupillen auf die Welt. Zum Geruch des Kunstleders mischte sich auch jetzt im Kellerraum das süßlich bittere Aroma des Rauchs. Neben Taschen, Gürteln und Riemen verkauften sie vor allem nach Kunstimitat riechende, auf die gleiche Weise glänzende schwarze Schuhe, doch weiter hinten gab es noch ein Regal, auf dem in drei Reihen blaue, grüne und schwarze Gummistiefel standen. Ich wählte auf

gut Glück ein schwarzes Paar aus, in mittlerer Größe und unterschrieb die Rechnung, die die Behörde bezahlen würde.

In der Zwischenzeit hatte Daniel Vangyeluk die Bank vom Ofen unter Fenster gezogen und sich rücklings hingelegt. Ich warf ihm die Stiefel hin, doch er sah sie nur widerwillig an, als wären sie gar nicht für ihn bestimmt. Ich bat ihn, sie anzuprobieren, sich rasch ein paar von den Strümpfen auszusuchen, die auf dem Draht trockneten, aber er sagte, er trage nicht gerne Gummistiefel, außerdem sehe er auch so, dass es nicht seine Größe sei. Ich sagte, wenn sie tatsächlich zu groß seien, könne er sich ruhig ein paar Stücke von den Papiersäcken abreißen, die beim Zündholz liegen und sie damit ausstopfen. Und wenn er sich etwas Ansehnlicheres wünsche, so könne er sich von seinem ersten Gehalt bei den Tataren etwas kaufen, das ihm gefalle.

Nachdem er weiterhin schwieg, machte ich eine Handbewegung in Richtung Tür, hinter der Anatol Korkodus wohnte.

Warst du bei ihm?

Noch nicht. Du hast gesagt, ich soll zu ihm gehen, wenn ich mich ausgeruht habe.

Schieb es nicht weiter auf. Und vorhin hast du nicht geantwortet: Freust du dich über deine Entlassung?

Es war nicht schlecht dort. Aber nun will ich auch mal etwas fragen: Sag, wer oder was bist du hier eigentlich?

Das siehst du doch. Der, der dich von der Station abholt und der dir nagelneue Gummistiefel bringt, damit du nicht an den Füßen frierst. Noch Fragen?

Nur, weil ich dich gleich um etwas bitten möchte. Bevor ich zu ihm gehe, sollst du ihm sagen, also, falls er auf dich hört, dass ich auf jeden Fall zu den Vögeln kommen möchte. Damit er es von Anfang an weiß.

Zu welchen Vögeln?

In die Vogelabteilung. Wo ihr euch mit den Zugvögeln beschäftigt. In der Anstalt war ich in der Vogel-AG und habe an gemeinsamen Vogelbeobachtungen teilgenommen. Obererzieher Balmos hat gesagt, wenn

ich mich wirklich bessern will, soll ich sofort darum bitten, in die Vogelgruppe aufgenommen zu werden. Dort werde ich mich beruhigen und dann werde es keine Schwierigkeiten mit mir geben.

Hat er das wirklich gesagt?

Wortwörtlich. Er sagte, er kennt keinen Ort, der für mich besser geeignet wäre.

Hm. Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von einer Vogelabteilung. In dieser Gegend gibt es keine Vögel.

Hey, das ist nicht dein Ernst.

Er stand auf, steckte die Hände in die Taschen, bohrte seinen graublauen Blick in mich, während sich seine großen Zehen nervös nach oben krümmten.

Was soll das heißen, es gibt keine? Meinst du etwa, du kennst dich besser aus als die in Monor Gledin?

Nimm die Hände aus den Taschen und setz dich wieder. Es mag sein, dass Obererzieher Balmos das wortwörtlich gesagt hat, aber alles kann auch er nicht wissen. Wir haben keine Vogelabteilung. Weil es hier gar keine Vögel gibt. Es gab mal Vögel, doch als irgendwelche Leute kamen und mit Feuerwehrspritzen die Nester von den Bäumen spülten, wurden die Vögel von einer bösen Vorahnung ergriffen und zogen mitten im Sommer weg. Und noch etwas: Seitdem bei den Seen von Brusztyna einiges passiert ist, zum Beispiel im Schilf schwarz rauchende Feuer entflammten, wird die Gegend auch von den Zugvögeln gemieden. Das ist die bittere Wahrheit.

Du willst mich nur ärgern. Ich glaube dir kein Wort.

Dabei müsstest du doch wissen, dass Vögel empfindliche Kreaturen sind. Wenn sie böse Absichten wittern, fliegen sie gleich weg, das liegt in ihrer Natur. Und das ist passiert. Sie sind fort. Alle, angefangen bei den Eichelhähern bis zu den Buchfinken und den Rotschwänzen, nur die alten Krähen sind noch da. Aber wenn es dein Wunsch ist, kann ich es Anatol Korkodus trotzdem sagen. Er ist ein kluger Mann und überlegt sich bestimmt etwas, was zu dir passt.

Daniel Vangyeluk legte sich wieder auf die Bank, sah mich ab und zu zweifelnd an, als wartete er auf den Moment, in dem sich meine Züge

entspannten oder ich ihm vielleicht doch noch zu verstehen gäbe, dass alles, was er bislang gehört hatte, nur ein Scherz gewesen war.

Obwohl es noch nicht Zeit fürs Mittagessen war, schob ich die Maronenschalen vom Tisch, wischte die Wachstuchdecke mit einem feuchten Lappen ab und deckte für zwei Personen.

Solange du nicht in der Quarantäne warst, darfst du dich an keinem öffentlichen Ort zeigen, deshalb lasse ich das Mittagessen für heute aus der Kantine herbringen. Freitag ist fleischloser Tag, da kann man zwischen Kraut und Grießnudeln wählen. Ich habe Kraut bestellt, meist werden ein paar Kartoffeln daruntergemischt, aber ich kann dir auch ein bisschen durchwachsenen Speck dazu braten, wenn dir das schmeckt.

Er schwieg, als hörte er gar nicht, was ich sagte.

Ich sehe schon, ich rede hier gegen eine Wand. Du lässt den Kopf hängen, aber du wirst schon sehen, Anatol Korkodus sucht etwas für dich. Wenn du sie so magst, könntest du dir ja etwas überlegen, um wenigstens die Singvögel zurückzulocken. Denn nichts ist unmöglich. Zum Beispiel ihr Vertrauen zurückzugewinnen, das wäre etwas. Hier wirst du genug Zeit zum Nachdenken haben.

Ich wischte den Dunst von den Fenstern. Das Wetter da draußen musste inzwischen etwas milder sein, von den Dachtraufen tropfte es. Balwinder hatte sich in den überdachten Schuppen zurückgezogen, ruhte sich auf dem Sitz des Quads aus und beobachtete von dort aus den Hof. Ich setzte die Schildmütze der Wasseraufsichtsbrigade auf und ging hinaus.

Sagen Sie mal, was soll das? Haben Sie denn heute überhaupt nichts zu tun?

Nein.

Und den Augustins haben Sie wohl auch schon ihr Mittagessen gebracht?

Stellen Sie sich vor, heute bekommen sie kaltes Essen.

Trotzdem. Ich werde Anatol Korkodus darüber Bericht erstatten.

Der wird sich freuen.

Als er das sagte, grinste er sogar ganz leicht.

Ich öffnete die Tür zu Anatol Korkodus' Zimmer. Obwohl er zuvor angekündigt hatte, im Bett zu bleiben, lag er jetzt angezogen und in Stiefeln auf dem Bett. Ungekämmt, die Stirn feucht und der kurze, zerzauste Bart bei jedem Atemzug erzitternd. Neben ihm, in Hüfthöhe, lag, geschlossen, das Kochbuch von Eronim Mox. Wie immer, nahm er auch jetzt nur eine Seite des Bettes ein, die andere blieb leer. Seitdem Roswitha ihn verlassen hatte, nutzte er nur die eine Hälfte, auf dem Kissen auf der anderen Seite war immer noch ihr Kopfabdruck zu sehen.

Mir ist ein bisschen schwummerig im Kopf, sagte ich, ich würde mir gern ein Gläschen Pálinka nehmen.

Mein Alter blickte nur kurz in Richtung des Schrankes, in dem er seinen Brombeerpálinka aufbewahrte.

Ich schenkte mir ein, zweimal, mit dem Rücken zu Anatol Korkodus, damit er nicht sah, wie meine Hand zitterte. Dann drehte ich mich halb zu ihm und sagte:

Es gibt da was, ich bin gespannt, was Sie dazu sagen. Nämlich, was Sie zu Balwinder sagen. Er ist durchgedreht oder er weiß etwas. Etwas, was wir nicht wissen. Er macht nichts, lungert und stromert nur herum und grinst.

Jeder hat mal einen komischen Tag, erwiderte Anatol Korkodus mürrisch. Wenn sein Gehirn von ungewöhnlichen Gedanken belagert wird. Kümmere dich nicht darum. Er hat mich gestern gebeten, ihn für ein paar Tage von der Arbeit freizustellen.

Und da ist noch etwas, so etwas haben Sie noch nicht gesehen, der Junge färbt sich die Haare. Sonst hätte er braune Haare, aber er hat da irgendwie gelbe Streifen hineingemacht. Ich besorge ihm eine alte Mütze, die ziehe ich ihm bis über beide Ohren und begleite ihn so zur Quarantäne, damit ihn unterwegs ja keiner in diesem Zustand sieht. Wollen Sie wirklich mit ihm sprechen oder können wir gleich los, wenn ich vom Boursin-Hof zurück bin?

Wieso sollte ich es nicht wollen? Deshalb habe ich ihn doch kommen lassen. Er soll so bald wie möglich hereinkommen.

Gegen Mittag habe ich das Tor knarren gehört, danach das Klirren der Töpfe auf der Türschwelle. Ein Kind hat das Essen aus der Kantine gebracht. Ich holte die Töpfe herein, legte noch ein wenig Kleinholz und einige Stücke Torf aufs Feuer und nahm meine Pelzweste vom Kleiderhaken.

Falls es zu kalt ist, kannst du es auf den Herdrand stellen. Rüttle ab und zu daran, damit es nicht anbrennt. Wenn es warm genug ist, kannst du es dir auftun und essen, denn ich muss jetzt los. Der Freitagvormittag gehört immer Fräulein Burszen.

Geh ruhig, wenn du zu tun hast. Es ist nicht schlimm, wenn du nicht hier bist.

Sag mal, kannst du zufällig Ungarisch? Falls du es auch nur ein bisschen kannst, könntest du ihr Unterricht geben. Sie ist nicht mehr sehr jung, aber in diesen ausgedorrten Frauen glimmt immer etwas.

Daniel Vangyeluk antwortete lange nicht, musterte mich nur mit seinem eisigen Blick.

Was willst du jetzt schon wieder von mir?

Während ich mir die Pelzweste überzog, versuchte ich es ihm zu erklären:

Du könntest meine Stelle übernehmen. Sie ist auch zufrieden, wenn du ihr nur vorliest. Sie wünscht sich nur, von den fremden Wörtern umschwirrt zu werden.

Doch das stieß auf taube Ohren.

Seit Jahren schon gehört der Freitagvormittag Klara Burszen. Das Fräulein grollt Jablonska Poljana ein bisschen und besucht die Siedlung nur an Feiertagen, weshalb ich einmal in der Woche für sie einkaufe und mit einem Zwergsack über der Schulter zum Boursin-Hof gehe. Unterwegs leihe ich mir aus der Bibliothek der einstigen evangelischen Schule immer ein Buch in ungarischer Sprache aus und nehme es ihr mit. Das Fräulein versteht kein Ungarisch, verschlingt dennoch ein ungarisches Buch nach dem anderen. Wenn ich mit dem Zwergsack ankomme, darin das Buch, bietet sie mir einen Platz an und bittet mich, ihr wenigstens ein oder zwei Seiten daraus

vorzulesen, während sie mir Pfannkuchen mit Holunderblütensirup bäckt, wobei sie sich bemüht, selbst das Klappern der Töpfe zu vermeiden, damit keine einzige Silbe unbemerkt verfliegt. Das Ganze ist völlig vergeblich, sie versteht kein Wort, trotzdem lauscht sie ergriffen, mit geschlossenen Augen. Manchmal versuchen wir gemeinsam zu erraten, worum es in dem Teil wohl geht, den ich gerade gelesen habe. Aber wir kommen damit nie sehr weit.

Vor Kurzem hat sie in ihrem Kummer Frau Aliwanka aufgesucht, die ihr aus einem frisch vollgeweinten, triefnassen Taschentuch die Zukunft voraussagte. Sie sehe einen Mann in Uniform, ja, einen Offizier, der vom Medwaya-Pass hergeritten komme, die schneebedeckten Gebirgspfade entlang, auf der Suche nach ihr, Fräulein Klara Burszen persönlich. Und der besagte Offizier verstehe nur Ungarisch. Seitdem will das Fräulein unbedingt Ungarisch lernen. Aber in Verhovina haben schon immer wenige Ungarn gelebt, in Jablonska Poljana kaum welche und selbst von denen ist nichts weiter geblieben als einige Bücher mit vergilbten, zerbröselnden Seiten.

Auch an diesem Vormittag holte Klara Burszen sofort das mitgebrachte Buch aus meinem Zwerchsack und drängte mich zu lesen, während sie die Pfannkuchen backen würde. Im ersten Kapitel ging es wohl um eine Person namens Pipó Ozorai, denn der Name tauchte in dem Text gleich mehrmals auf. Mehr erfuhren wir nicht über ihn, das Lesen lief an diesem Vormittag sowieso nicht besonders gut, ich brachte die Sätze nur stockend heraus, manche Wörter erst nach mehrmaligem Anlauf. Zum Schluss, als sie mir, da es ja Freitag war, den Zettel mit den Lottozahlen überreichte, auf die sie in dieser Woche setzen wollte, bemerkte sie kühl:

Ich habe den Eindruck, dass Sie heute etwas angespannt und aufgewühlt sind. Aber das ist ja auch kein Wunder, schließlich müssen Sie sich mit dem Gedanken anfreunden, bald allein zu sein.

Ich? Was meinen Fräulein Klara damit?

Ihren Onkel oder wer das ist, bei dem Sie wohnen. Der ist nicht mehr lange unter uns. Seine Zeit ist abgelaufen, bald kommen Fremde und nehmen ihn mit. Wie man es in der Stadt sagen würde: Man wird ihn verhaften.

Ich starrte sie an, verständnisvoll, aber auch mit Mitleid. Eigentlich hätte ich schon daran gewöhnt sein können, dass sie manchmal den wildesten Blödsinn von sich gab. Für heute hatte sie sich auch etwas überlegt, gerade sie, die seit Weihnachten nicht mehr in der Siedlung gewesen war.

Verhaften? Das ist etwas für vornehme Leute. In dieser Gegend macht man das anders. Hier reißen sie einen einfach fort. Jeden, den sie wollen. Unter Umständen auch einen Brigadier wie Anatol Korkodus.

Und wenn in Verhovina jemand insgeheim, in der stillsten Stunde der Nacht abgeholt wurde, zog die Nachricht von allein los, mit der ersten Brise der Dämmerung von Haus zu Haus, so dass es am Morgen jeder wusste. Auch, dass sie denjenigen nie wiedersehen würden. Doch dass jemand davon schon zuvor erfahren hätte? So etwas hatte es noch nie gegeben.

Anatol Korkodus hatte mich noch am Abend zuvor gebeten, ihm irgendwann im Laufe des Tages vom Wirt Edmund Pochoriles ein paar Meerschweinchen mitzubringen. Weil ich mich am Morgen wegen der Kettensäge nicht hatte darum kümmern können, ging ich nun noch einmal in den Gasthof Zu den zwei Schnepfen. Bei der Gelegenheit wollte ich auch mit meiner Cousine, der kleinen rothaarigen Danczura einige Worte wechseln, die ebenfalls aus der Besserungsanstalt von Monor Gledin gekommen war und jetzt bei Pochoriles arbeitete. Der Wirt hatte vor Kurzem vom Kreisbeauftragten Hamilcar Nikonuk zwei Dutzend amerikanische Meerschweinchen bekommen, von denen er sechs Exemplare Anatol Korkodus versprochen hatte. Mein Alter hatte den Käfig auf dem hinteren Hof, der seit dem großen Hühnersterben im vergangenen Herbst leer stand, sogar schon mit etwas Stroh ausgelegt.

Pochoriles vermietet einige Zimmer über dem Gasthof, aus deren Fenstern man den gegenüberliegenden Man-Gold-Hof und den gesamten Markt überblicken kann. Immer, wenn ich zu diesen Fenstern hinaufsehe, sehe ich Schreckgespenster: Als würden zwei kahlgeschorene Männer in

Kutten dahinter stehen und hinausstarren. Pochoriles frage ich vergebens, ob ich richtig sehe, er antwortet nicht, als hörte er gar nicht, was ich sage.

Aber die Näherin Aliwanka weiß von ihnen. Sie sieht die Welt im Wasser, auch in die Zukunft kann sie auf diese Art blicken, sie braucht nur ein bisschen Wasser oder etwas Wasserartiges. Nieselregen, Raureif, Tau oder Tränen eignen sich, aber auch die wilden Strudel der Jablonka. Gesehen hat sie die beiden Männer auch nicht, aber sie weiß von zwei in Kapuzenumhänge gekleideten Personen, die bereits seit Langem planen, zur Siedlung zu kommen. Vielleicht sind sie es, sind es ihre Vorverkörperungen, die hinter den Fensterscheiben flackern. Sie sollen Demján und Kozma heißen, Klosterbrüder sein und zum Heilen nach Verhovina kommen. Hier werden sie sich ein Zimmer mieten, den Gasthof nie verlassen, nur auf kleinen, auf Zäune geklebten, im Wind flatternden Zetteln für sich werben und mitteilen, dass sie von morgens bis abends Sprechstunde haben und die Patienten empfangen. Aliwanka sagte, sie seien blass, riechen ranzig und ihre Haut sei klamm.

Hm. Manchmal scheint es, als seien die Fenster im ersten Stock von Atem beschlagen.

Meine Cousine Danczura traf ich auf dem Gang an, beim Fegen, inmitten von Eimern und Wischlappen. Ich fragte sie, ob es Neuigkeiten gebe, ob sie nicht zufällig etwas von Roswitha gehört habe, die vor Kurzem aus Anatol Korkodus' Haus und Jablonska Poljana verschwunden war.

Roswitha, das kleine gehegte und gepflegte Juwel, dieses lebende Schmuckstück, von dem man aufgrund seines Äußeren und der geringen Körpergröße gar nicht wusste, ob es wirklich eine erwachsene Frau war oder nur ein Mädchen, war Anatol Korkodus' Hausliebling. Er zog sie an, kämmte ihr das Haar, hätschelte sie, kochte für sie und las ihr vor, obwohl er wusste: Roswitha war taub und stumm. Er behütete sie, als erwarte er in ihrer Person ein Wunder, den großen Tag der Wahrheit. Dieses Haustierchen, Roswitha mit dem goldenen Fell, war vor Kurzem entführt worden.

Danczura legte mir dar, dass entweder die Unterpräfektin etwas damit zu tun haben musste oder ihre Tochter. Denn die beiden waren in allem wie

eins, man konnte nicht einmal mit Sicherheit sagen, wer die Mutter oder die Tochter der anderen war.

Auf dem Hinterhof des Wirtshauses, vor Edmund Pochoriles' Sommerküche, bibberten unter einem gespannten Netz in einem Wäschekorb sechs Meerschweinchen. Anatol Korkodus sagte, Meerschweinchen würden von ihrer Geburt an ihr Ende erwarten, fortwährend nur schaudern und zittern, weil sie wüssten, dass sie nicht eines natürlichen Todes sterben würden.

Auf dem Heimweg ging ich, mit dem Korb unterm Arm, wieder auf dem Man-Gold-Hof vorbei.

Im Spitalhaus brannte auch jetzt Licht. Ich wartete, bis der letzte Patient herauskam und klopfte dann an die Tür. Als Nika Karanika mich erblickte und feststellte, dass ich kein Patient war, kam sie heraus und zog die Tür hinter sich zu. Ihren hellblauen Kittel hatte sie schon ausgezogen, jetzt trug sie ihre sandfarbene Pelzjacke mit den dunkelblauen und schwarzen Perlenreihen am Kragen. Der Petroleumgeruch war verfliegen, jetzt stieg unter dem Kragen, aus dem Versteck ihres Busens der betäubende Duft von Kardamomöl auf.

Ich habe etwas erfahren, sagte ich in leisem, vertraulichem Ton zu ihr. Es gibt da zwei Personen, die auf der Suche nach Ihnen sind, sie wohnen im Gasthof von Edmund Pochoriles. In ganz Verhovina interessieren sie sich allein für Sie, für nichts anderes. Sie glauben, nur sie könnten Ihr leichtes Hinken heilen. Sollte irgendein kleiner Gegenstand in ihrem Rücken steckengeblieben sein, dann seien sie die einzigen, die diesen herausholen könnten. Ich flehe Sie an, flehe Sie wirklich an, passen Sie auf sich auf, wenn Sie ihnen begegnen sollten und glauben Sie ihnen nichts, ganz egal, was sie sagen.

Nika Karanika wies mich kühl ab:

Ich wusste nicht, dass irgendjemand im Gasthof wohnen sollte. Wenn es aber so ist, wie Sie sagen, werden Sie gewiss auch mich aufsuchen. Und wer weiß, vielleicht bekommen sie das Ding ja tatsächlich heraus.

Niemals. Sie würden es nur noch tiefer hineindrücken. Deshalb sind sie nämlich gekommen. Ich könnte es nicht ertragen, wenn Ihnen etwas zustoßen würde.

Wieder höre ich so komische Sachen von Ihnen.

Sie müssen mich verstehen, vielleicht habe ich auch nur einen schlechten Tag. Einen sehr schlechten.

Gehen Sie nach Hause, Adam. Eines Tages unterhalten wir uns. Verstehen Sie? Eines Tages. Irgendwann, zum Sonnenuntergang an einem Sommerabend. Und wissen Sie was? Von einem meiner Patienten habe ich heute ein hohes, schmales Glas bekommen, ich denke, das ist für edle Getränke, da ich aber nur Wasser trinke, schenke ich es Ihnen.

Nika Karanika holte das in Seidenpapier gewickelte Glas, und da ich keine freie Hand hatte, steckte sie es über den zitternden Meerschweinchen in die Tasche meiner Pelzweste.

Und damit Sie sehen, dass ich auch an Sie denke.

Sie tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die feuchte Zungenspitze und malte mir ein kühles Kreuz auf die Stirn.

Der Topf mit dem Mittagessen, darin die drei Portionen Kraut, war immer noch an derselben Stelle auf dem Herd, wohin ich ihn gestellt hatte. Da das Feuer inzwischen erloschen war, zündete ich es noch einmal an und als es warm war, tat ich mir etwas davon auf. Daniel Vangyeluks Besteck war unberührt, er hatte sich nichts genommen, es war zu erkennen, dass er nichts angefasst hatte. Er lag immer noch auf der Truhenbank und starrte die Decke an.

Ich aß ohne ein Wort zu sagen, spülte den Teller, packte den kleinen Glaskelch, den ich von Nika Karanika bekommen hatte, aus dem Papier und sagte erst dann:

Du musst ja einen empfindlichen Magen haben, wenn du es nicht einmal kostest. Wenn dir das Kraut schon nicht gefällt, hättest du wenigstens die Kartoffeln heraussuchen können. Kartoffeln mag jeder.

Ich habe keinen Hunger.

Warst du bei ihm?

Er hat mich zu sich gerufen. Er sagt, er ist sich nicht sicher, dass ich dort einziehen muss, in dieses Quarantäneding oder wie ihr es nennt. Und auch wenn ich einziehe, hätte ich davor noch etwas zu erledigen.

Dann solltest du damit so schnell wie möglich anfangen. In der Zwischenzeit stelle ich die Papiere für deine Aufnahme aus und bringe dich dann persönlich hin. Bist du dir sicher, dass du es richtig verstanden hast? Dass du vielleicht gar nicht in die Quarantäne musst?

Er sagt, das überlässt er mir. Ich solle unterwegs entscheiden, ob ich wolle oder nicht. Er hat mich nämlich an einen Ort geschickt. Ich soll zum Damm gehen, sagt er. Aber wie du siehst, bin ich noch nicht einmal aufgebrochen.

Ganz allein? Gerade zum Damm? Selbst wenn du jetzt gleich losgehst, ist es nicht sicher, dass du bis zum Anbruch der Dunkelheit wieder zurück wärest.

Er sagt, ich solle beim Damm den Dammwärter Duhovnik suchen. Das sei sein Name, sagt er. Er habe nämlich die Nase voll von ihm. Er sagt, er würde es gerne sehen, wenn mit ihm etwas passieren würde. Mit dem Dammwärter.

Hast du dich nicht verhört? Das hat er gesagt, wortwörtlich?

Ja.

Dann müsstest du losgehen. Aber du schaffst es nicht mehr, heute zurückzukommen. Dabei müssen sie dich in der Quarantäne spätestens bis heute Abend angemeldet haben.

Aber, wie gesagt, vielleicht komme ich gar nicht mehr hierher zurück. Wenn ich den Alten richtig verstanden habe. Er sagt, ich werde es unterwegs entscheiden, er überlasse es mir. Was sagst du dazu?

Mich brauchst du nicht zu fragen. Du hast ja mit ihm gesprochen. Du musst wissen, was er will. Ich habe keine Ahnung, was er gemeint haben könnte.

Anatol Korkodus lag auch jetzt angezogen und in Stiefeln auf dem Bett, die grauen Haare hingen ihm in die Stirn, sein Bart war ungekämmt und zerzaust. Neben ihm lag auf der Tagesdecke, geöffnet, das Märchenbuch

von Eronim Mox. Ich setzte mich ihm gegenüber und nachdem ich vergeblich darauf wartete, dass er mich ansah, sprach ich ihn an.

Ich habe die Schweinchen mitgebracht.

Er antwortete nur mit einem tiefen Atemzug. Nach einer Weile versuchte ich fortzufahren:

Zwei sind pechschwarz und vier sind gescheckt. Es sind reife Exemplare, die wachsen nicht weiter, können jederzeit geschlachtet werden. Aber hoffentlich wirft Tatjana kein Auge auf sie.

Nach einer Pause:

Die Unterpräfektin hat ihre Haare kurz schneiden und sich mit Petroleum einschmieren lassen. Vielleicht ist es aber auch ihre Tochter. Sie hat wohl Läuse. Wahrscheinlich will sie verreisen oder jemandem gefallen.

Als hätte er mich gar nicht gehört, sagte er:

Erinnere mich morgen daran, euch noch schriftlich zu geben, was ich euch schon gesagt habe. Falls ich sterben sollte, sollt ihr mich in der Thermalquelle Nummer zwei mit den blauen Kristallen bestatten. Lasst mich angekleidet hinunter, mit Steinen in den Taschen. Du wirst sehen, dort werde ich mich jahrelang halten. Wenn du mich besuchen möchtest, zum Beispiel an meinem Namenstag, gehst du mit einer Scheibe Milchzopf und einer Kanne Wein dorthin und siehst nach mir.

Ich musste schlucken und wartete, ob er noch etwas hinzufügte.

Doch Anatol Korkodus schwieg, seine Hand zuckte immer wieder, als wollte er abwinken. Draußen hörte man die Traufe tropfen. Aus der eisigen Kälte der Küche war das Ticken des Weckers zu vernehmen. Ich wischte das beschlagene Fenster mit der Hand ab und blickte hinaus.

Ich wollte Ihnen diesen Balwinder zeigen. Und da verschwindet er, jetzt sehe ich ihn nämlich nirgends. Es mag ja sein, dass er seinen freien Tag hat, trotzdem weiß ich nicht, warum man den ganzen Tag am Gartenzaun herumlungern muss. Er steht nur da, mitten auf dem Hof, gafft und grinst. Das hat er bisher nicht gemacht. Aber jetzt hat er sich endlich getrollt. Er benimmt sich so, als wüsste er etwas. Es wäre gut, wenn Sie mit ihm Tacheles reden würden.

Ich räusperte mich und fuhr leiser fort:

Ich weiß nicht, ob es Ihnen aufgefallen ist, aber es ist mindestens zwei Wochen her, als das Telefon das letzte Mal geklingelt hat. Wir hatten keinen einzigen Anruf. Es herrscht tiefe, tiefe Stille. Offenbar will Sie zurzeit keiner sprechen.

Anatol Korkodus blickte auch jetzt nicht auf. Das bedeutete, dass ihn überhaupt nicht interessierte, was ich sagte oder noch eher, dass er all das auch selbst wusste. Er sah mich auch nicht an, als er nach einer guten Weile fragte:

Ist er gegangen?

Ich habe die Tür nicht gehört. Habe ihn auch nicht gesehen. Aber, wenn ich es wirklich will, weiß ich, was hinter einer Wand geschieht. Jetzt zum Beispiel weiß ich, dass er gegangen ist, kurz nachdem ich zu Ihnen gekommen bin.

Was denkst du, macht er das, worum ich ihn gebeten habe?

Ich weiß nicht, Anatol Korkodus. Ich weiß nicht, warum Sie mich so etwas fragen.

Aber Sie müssen doch etwas darüber denken.

Ich weiß es nicht. Und auch nicht, was zur Hölle Sie an diesem Jungen gefressen haben. Dass Sie gerade den herholen mussten.

Nichts. Genau das ist es ja. Jetzt habe ich gerade so einen Jungen gebraucht, so ein Nichts.

Es ist nicht schön, von Ihnen so etwas zu hören.

Ach was. Irgendwann stellt sich doch über jeden etwas heraus. Wozu sich immer verstellen.

Ich weiß nicht, was mit Ihnen los ist. Früher haben Sie so etwas nicht gemacht.

Habe ich wohl. Nur wusstest du nichts davon. Nicht einmal ich selbst wusste es. Aber kümmere dich jetzt nicht darum. Er hat ein bisschen Geld bekommen, egal, wohin er geht, eine Weile wird er sich damit durchbringen.

Und es kommt ja auch das Tauwetter, bei den Regenbogenforellen ist bald Laichzeit. Gibt es schon einen neuen Dammwärter, einen zuverlässigen Teichmeister, der Duhovniks Stelle übernimmt?

Dort braucht es niemanden mehr. Jemand, der vielleicht gerade Duhovnik heißt, hat im Herbst einen Graben ausgehoben, damit das Wasser unter den Berghalden in den See sickert. Unter dem Eis schweben die toten Forellen in einer dicken Schicht. Irgendwann in den nächsten Tagen gehst du mit Balwinder zum Damm und wenn die Schleusen aufgetaut sind, öffnet ihr sie und lasst das Wasser aus dem ganzen See ab.

Gut, wir gehen, wann immer Sie es sagen. Aber wenn Sie es sich jetzt doch anders überlegen sollten, lass ich einen Esel aufsatteln und hole den Bengel ein, noch bevor er Duhovnik findet. Ich bringe ihn zurück und begleite ihn in die Quarantäne.

Ach was. Du verstehst gar nichts. Davon kann jetzt nicht mehr die Rede sein.

Das Feuer in der Küche war wohl schon seit Langem erloschen, zwischen der Lüftung und dem Ofenrohr heulte ein Luftzug, das mal lauter, mal leiser werdende Ticken des Weckers flog wie ein verirrter Käfer im Raum umher, prallte manchmal gegen eine Wand. Eine Weile saß ich nur da, die Ellbogen auf der Tischplatte und rieb mir mit dem Handrücken die brennenden Augen. Seit dem vergangenen Abend hatte ich tatsächlich nicht viel geschlafen.

Plötzlich hob ich den Kopf, mein Blick fiel auf den leeren Türpfosten. Dorthin, wo sonst immer Tatjānas Leine hing. Sie hatte auch noch da gehangen, als ich zu Anatol Korkodus gegangen bin. Aber jetzt war sie nicht da. Ich stand auf und sah mir die Stelle von Nahem an, den nackt aus der Wand stehenden Nagel. Tatjāna war also auch weg.

Das Paar Gummistiefel, das ich bei den Tataren gekauft hatte, lag vor der Bank, so, wie ich es hingeworfen hatte. Dabei gab es oben beim Damm noch Schnee, der Weg dorthin war matschig vom Schmelzwasser und der Anstieg vereist.

Daniel Vangyeluk musste schon weit weg sein. Er war barfuß losgezogen, um den Dammwärter Duhovnik zu suchen.

Es war ein elender Tag, ich setzte mich wieder an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und wartete, dass sich der Abend endlich auf uns herabsenkte. In der Nähe meines Gesichtes glänzte ein kleiner schmaler Kelch, mit dem krummen Spiegelbild des lila Fensters auf dem Stiel. Der kleine schmale Kristallkelch, den mir der kleine Sperlingsdämon Nika Karanika an diesem Tag geschenkt hatte. Wie ich ihn so betrachtete, verdoppelte sich seine Silhouette in meinem feuchten Blick manchmal, erzitterte, kam näher und entfernte sich wieder, verschwamm oder erstrahlte gerade und ließ dabei sogar die Luft vibrieren. Schließlich, während mich die Wellen des nahenden Traumes allmählich überspülten, erklang der Kelch von selbst, als hätte ich den ganzen Tag nur auf diesen kristallinen Ton gewartet, auf dieses langsam anschwellende Summen.



OceanofPDF.com

2. (DELFINA)

Hanku hatte nur einen Namen, man wusste nicht, ob es sein Familienname war oder als Spitzname an ihm hängengeblieben, in seinen Papieren stand einfach nur dieser eine Name. Er war irgendwann aus der Besserungsanstalt nach Jablonska Poljana gekommen und seine Probezeit war schon längst abgelaufen, als Anatol Korkodus ihm vier Stangen Madezit anvertraute, die er in den Stummen Wald bringen und dem Dammwärter übergeben sollte.

Ende März legt sich bei Einbruch der Nacht die eisige Stille des Frostes über die Häuser, doch eines frühen Morgens wurde Anatol Korkodus vom Scheppern der von den Dachtraufen fallenden Eiszapfen aus dem Schlaf gerissen. Etwas später, als im Haus bereits das leise Rauschen des schmelzenden, vom Hügel hinunterrinnenden Schnees zu hören war, schickte er eine Brieftaube zum Stausee, mit der Aufforderung an den Dammwärter Duhovnik, unverzüglich die Schleusen zu öffnen. Die Taube kam zwar nicht zurück, trotzdem ging Anatol Korkodus in seinen regenfarbenen Mantel gehüllt im Sprühregen, zwei Tage lang wiederholt zum Ufer der Jablonka, zu den Pegellatten und betrachtete den Fluss und die treibenden Eisplatten. Doch den kleinen Fluss nährte nur das von den nahegelegenen Hügeln hinunterfließende trübe Schneewasser. Offensichtlich hatte Anatol Korkodus die Nachricht vergeblich geschickt, da oben waren die Schleusen nicht geöffnet worden.

Vergeblich, so ist es, denn der Dammwärter Duhovnik lebte zu dem Zeitpunkt schon lange nicht mehr. Seine vom Wind zerzauste, von Krähen zerpfückte Gestalt baumelte seit dem Herbst am untersten Ast eines Bergahorns in der Nähe des Damms.

Doch das wusste Anatol Korkodus nicht. Es war allgemein bekannt, dass der Dammwärter den Winter am eingefrorenen See im Winterschlaf verbrachte, also fehlte er auch niemandem. Jetzt, da plötzlich der Frühling hereingebrochen war, wäre seine Zeit gekommen.

Anatol Korkodus ahnte seit einer Weile, dass jemand ein Auge auf das Quellgebiet der Jablonka geworfen hatte, und somit auch seine Laufbahn hier enden würde, bald wäre alles Vergangenheit, was ihn mit dieser Gegend verbunden hatte, dennoch erledigte er seine Aufgaben so, als würde er nicht für den Niedergang, sondern die Ewigkeit arbeiten. Bei Tauwetter musste der Wasserspeicher rechtzeitig entleert werden. Nachdem er drei Tage lang vergebens gewartet hatte, wusste er, dass da oben etwas nicht in Ordnung war, er dachte, vielleicht waren im Laufe des langen, harten Winters die Schleusen zugefroren. Wenn das passiert, kann es einige Tage dauern, bis man sie vom Eis befreit hat, da braucht der Dammwärter Hilfe, also musste jemand hinaufgehen.

Da fiel ihm dieser Hanku ein. Er ließ ihm auch gleich ausrichten, dass er sich bereitmachen sollte, sein Tag sei gekommen. Er habe eine vertrauensvolle Aufgabe für ihn: ein paar Stangen Madezit zum Damm bringen, womit der Dammwärter Duhovnik, falls erforderlich, das Eis um die eingefrorenen Schleusen würde sprengen können. Er solle ihm helfen, Salz zu streuen und, wenn nötig, ein paar Tage draußen im Wald bleiben, bis er sehe, dass es gelungen sei, das Becken des Sees bis zu einem sicheren Wasserstand zu leeren.

Zugleich schickte Anatol Korkodus auch an den Kommunalstall eine Nachricht, dass man einen Esel für Hanku aufsatteln solle. Und den solle man auch gleich zum öffentlichen Waschhaus führen, wo Hanku putzte, damit der weder Zeit noch Gelegenheit hatte, darüber nachzudenken. Abgesehen von dem einzigen Reitpferd, das Anatol Korkodus und Diakon Ambrózi abwechselnd nutzten, hielt man hier nur Esel. Dieser, den man für Hanku ausgesucht hatte, besaß weder Schwanz noch ein richtiges Fell. Jemand hatte ihn heimlich geschoren. Auf seinem Rücken war ein einfacher, zum Sitzen unbequemer Holzsattel, der dafür gedacht war, Lasten zu befördern, Gepäck oder Zwerchsäcke daran zu befestigen.

Hanku wollte sich aber auch gar nicht auf den Esel setzen, er ging zu Fuß auf dem Weg, der sich zwischen den Häusern aus der Siedlung hinausschlängelte, und führte das Tier am Zügel. Erst jenseits der Czervensky-Wiese blieb er wieder stehen, bei der Bereitschaftsgruppe, wo er das Madezit entgegennehmen sollte. Auf der Bank vor dem Eingang saß Anatol Korkodus, doch als er Hanku erblickte, ging er in das einstöckige Haus mit dem Blechdach.

Durch das geöffnete Fenster sah Hanku, wie er nacheinander verschiedene Papiere unterschrieb. Das waren wohl die Sondergenehmigung für den Sprengstoff und der Empfangsschein. Er sah, wie die vom Hersteller in Fettpapier verpackten, plombierten Madezitstangen, als wären es wer weiß wie viele, mehrmals gezählt, dann vorsichtig in eine kleine, mit Schaumstoff gefütterte Holzkiste gelegt wurden, deren Deckel man mit einem Schiebriegel verschloss. An der Holzkiste hing zusätzlich eine gummierte Kette, an deren Ende ein Karabiner und ein kleineres Vorhängeschloss baumelten, falls man die Kiste aus Vorsicht abschließen und aus Sicherheitsgründen an der eigenen Kleidung befestigen wollte. Das Ganze wurde in eine tarnfarbene Zelttuchtasche gelegt. Bald darauf kam Anatol Korkodus aus dem Gebäude, hängte die Tasche über den Holzsattel und befestigte sie sogar noch mit einem Riemen. Er hatte noch eine zweite Umhängetasche dabei, die hängte er auf die andere Seite des Sattels. Er ließ Hanku zwei Empfangsscheine unterschreiben, faltete sie und steckte sie in seine Manteltasche. Zwei weitere gab er Hanku, die dieser mit Duhovniks Unterschrift zurückbringen sollte.

Weißt du, was Madezit ist?

Nein.

Das macht nichts. Es darf keiner Wärme ausgesetzt werden, nicht in die Nähe von Feuer gelangen und man sollte nicht darauf herumspringen. Du gibst es Duhovnik, er weiß, wofür man es braucht.

Er wies Hanku nachdrücklich darauf hin, dass sie zwei Tage lang nur Salz auf das Eis streuen sollten, um die Schleusentore nicht zu beschädigen. Er solle bei der Sappeurtruppe übernachten, um morgens rechtzeitig am

Damm zu sein. Anatol Korkodus werde ihm noch am selben Abend ein Proviantpaket schicken.

In der anderen Tasche sind zwei volle Flaschen. Die eine, die mit dem Enzian, ist für Duhovnik. In der anderen ist auch Alkohol. Alkohol, in dem ein Jahr lang leuchtende Ölbaumpilze eingelegt waren, davon sollt ihr nicht trinken. Die schicke ich Delfina, damit sie sich damit einschmiert. Ihre Stirn ist voller böser Pickel.

Unter dem Anstieg, beim Birtz Sappeurhaus, in dessen geräumigem Saal im Erdgeschoss eine Art kleine Kantine in Betrieb war, blieb Hanku stehen. Er rief durch die offenstehende Tür, dass man ihm für den Abend einen Schlafplatz bereiten solle, und wenn bis dahin der Proviant, den Anatol Korkodus ihm versprochen habe, nicht ankäme, auch ein Abendbrot, denn er werde dort übernachten. Er bat um eine Bohnenkonserve, öffnete sie, zog sich vor dem Nieselregen unter die Dachtraufe zurück und löffelte sie aus.

Während er aß, kam Sappeurmeister Dragila aus dem Haus. Er war ein dicklicher Mann mit rotem Gesicht und schütterem Bart, der einen Jägerhut trug, hinter dessen Band viele blaue Falkenfedern steckten. Unter den Achselhöhlen seiner Feldbluse waren die salzigen grauen Flecken des Schweißes zu sehen. Seine gesamte Kleidung strömte den Geruch von Schweiß, Knoblauch und Läusepulver aus, was sich mit dem Petroleumgeruch des Raumes vermischt hatte. Hanku traf ihn zum ersten Mal und trat nun auch einen kleinen Schritt zurück. Aber der kam immer näher. Er befühlte die an den Esel geschnallte Zelttuchtasche.

Was ist da drin?

Ich weiß gar nicht. Madezit, wurde mir gesagt.

Ist das dein Ernst? Gehört es dir? Sag mal, was machst du damit?

Nichts. Ich müsste es Duhovnik geben.

Hm. Ach was.

Doch. Ich bringe es zu ihm.

Ich habe gesagt: Ach was.

Das habe ich gehört.

Du könntest es mir verkaufen.

Hanku sah sich um.

Wieso? Wie viel würdest du mir dafür geben?

Wie viele Stangen sind es denn?

Du sagst: Stangen? Ich weiß nicht. Wenn es Stangen sind, dann vier, glaube ich.

Einen Tausender bekommst du dafür auf jeden Fall.

In Coupons? Dann schon tausendzweihundert. Zweihundert davon gehen an Duhovnik, damit er die Papiere unterschreibt, als hätte er es entgegengenommen.

Hanku holte aus seiner Jackentasche die Papiere hervor, die Anatol Korkodus ihm gegeben hatte, damit Duhovnik sie unterschrieb. Er zeigte sie Sappeurmeister Dragila. Dieser warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

Aha. Ich sehe. Dann lass sie von ihm unterschreiben.

Dragila holte das Geld und zählte es in Hunderter-Coupons ab. Er ging zurück und brachte zwei Wassergläser mit Pálinka. Nachdem sie diese schweigend ausgetrunken hatten, nahm der Sappeurmeister die Zelttuchtasche vom Sattel und ging damit ins Haus. Die leere Tasche, darin die leere Holzkiste mit der Kette, brachte er zurück.

Das brauche ich nicht.

Hanku nahm sie zuerst, warf sie dann aber neben die Hausmauer.

Ich auch nicht.

Bevor Hanku losging, fragte er Dragila noch, ob er etwas von Duhovnik wisse, ob er ihn in letzter Zeit gesehen habe. Er sagte, in letzter Zeit habe er nur Delfina, die Frau, gesehen, sie habe Speck und Maismehl gekauft. Den Dammwärter selbst habe er seit dem Herbst nicht mehr gesehen.

So standen die Dinge also. Auch bei den Sappeuren wusste man nicht, dass der Dammwärter schon längst nicht mehr lebte.

Zum Damm und dem schwarzen Waldsee führte ein gewundener Fuhrweg, da Anatol Korkodus Hanku aber zuvor schon einige Male mitgenommen hatte, kannte dieser auch die Abkürzungen. Um noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder bei den Sappeuren zu sein, wollte er gerne so schnell wie möglich ankommen, weshalb er sich lieber für den steilen Pfad entschied.

Dieser begann gleich in der Nähe des Sappeurhauses und führte neben einem schmalen Wildbach in den Wald hinauf.

Auf dem Pfad waren in den Schneeflecken hier und da vielleicht gerade die breiten dunklen Fußspuren von Delfina Duhovnik zu sehen, seit dem Tag, als sie mit der Tasche voller Maismehl auf dem Weg zum Damm war. Jetzt, da der Schnee schmolz, waren die Spuren gewachsen, zerflossen in dem gräulichen, mit Kiefernadeln vermischten Schnee. Als wäre ein Bär dort entlanggegangen. Manchmal lag sogar ihr Geruch in der Luft. Wo zwischen zwei Fußspuren ein gelber Fleck verriet, dass sie sich hingehockt hatte, um ihr Geschäft zu erledigen, stieg ein schwerer, beißender Tiergeruch auf. In den Kiefernzweigen schwebten glänzende weiße Haarsträhnen.

Auch oben in den Bergen taute es stark, das Schneewasser floss in trüben Rinnsalen den Berg hinunter. Doch an manchen Stellen war der Wildbach noch von windverwehtem altem Schnee bedeckt, unter dem das Rauschen des Schmelzwassers nur gedämpft zu hören war, diese Stellen umging der Esel vorsichtig, trottete weiter in den Wald hinein, zwischen die umgefallenen Kiefernstämme und morschen Baumstümpfe. Man musste ihn nicht antreiben, den Weg zum Damm kannte er gut. Manchmal blieb er stehen, um sich auszuruhen und sah mit traurigem Eselsblick vor sich hin.

In der plötzlich eingetretenen Stille war aus dem lila Dunst heraus nur noch das Rascheln des Taus, das Raunen des Schneewassers zu hören. Und aus der Ferne, aus unbekannten Wäldern irgendwo hinter dem dichten Schweigen des Stummen Waldes, hallte, wie eine Botschaft aus dem Jenseits, der gleichmütige Ruf des Kuckucks. Auch auf den weit entfernten Gipfeln wurde es allmählich Frühling.

Auf einmal stand Hanku am Ufer des schwarzen Sees. Dieser war von einer Eisschicht bedeckt, die zwar nicht mehr ganz so hart war, voller Kiefernadeln, Zapfen und vom Wind dahingewehten Flechten, aber insgesamt noch fest und unbeweglich. Doch an manchen Stellen, in der Nähe des Ufers und um die verrosteten Eisenvorhänge der Schleusen blitzte in dem blauen, braunen und grünen Licht des Stummen Waldes auch ein bisschen Tauwasser auf.

Der Name stammte von Anatol Korkodus, er hatte den Wald so getauft, nachdem die Vögel von Verhovina weggezogen waren. In dem Jahr waren im Frühsommer Unbekannte in die Gegend gekommen und hatten, noch bevor irgendjemand sie hätte zur Rechenschaft ziehen können, mit Stöcken und Feuerspritzen die Nester von den Bäumen geholt. Sie richteten den Vögeln ihre Botschaft aus und verschwanden dann, als hätten sie ihren Auftrag erfüllt.

Die Vögel hatten offenbar verstanden, dass das, was nun käme, nicht mehr ihre Welt sein würde, und sind fortgezogen. Wahrscheinlich für immer. Seitdem lebten in dem verstummten Wald nur noch düstere, schweigsame Krähen.

Und natürlich der Dammwärter Duhovnik mit der Frau, der Bärin Delfina. Sie hatten nicht viel zu tun, ab und an fischten sie von der Wasseroberfläche die heruntergefallenen Zweige, trockenen Blätter und reinigten mit einem langstieligen Schaber die Schleusengitter von Ablagerungen. Immer, wenn sich nach den Herbstregen oder dem großen Frühjahrstauwetter das Becken bis zum Rand füllte, öffneten sie die Schleusen und ließen das Wasser aus dem See bis zum Boden ab. Zu Beginn des Winters legten sie sich hin, deckten sich mit Werg, Zweigen und heruntergefallenen Herbstblättern zu und schliefen, wie ruppige Bären, dicht beieinander in der eingeschnittenen Hütte.

Bisher war es zumindest so gewesen. Doch jetzt hatte sich herausgestellt, dass Delfina im Laufe des Winters sogar mehrmals beim Birtz Sappeurhaus gewesen war, um etwas zu essen zu besorgen.

Sonst kam der Hund des Dammwärters angerannt, sobald er das Klappern der Hufe oder das Schnauben der Esel hörte, und Duhovnik stand bereits in der Tür seiner Hütte und wartete. Jetzt war alles reglos. Der Wind hatte sich gelegt, die zögerlichen Stimmen des Waldes waren verstummt und auch der ferne Ruf des Kuckucks war in der hereinbrechenden Dämmerung versunken.

Hinter dem einzigen Fenster der Hütte stand Delfina, presste die Nase gegen die Scheibe und starrte heraus. Von ihrem Atem war das Fenster um

ihr Gesicht herum beschlagen, wodurch ihre Augen riesig erschienen. Sie rührte sich nicht, als wäre sie auf die Scheibe gemalt.

Duhovnik, oder wie er heißt, wird wohl nicht da sein, dachte Hanku wahrscheinlich, denn er band, ohne der Frau die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, den Esel an, ging an den schmelzenden Schneehaufen vorbei zum Seeufer, über einen Steg zum Damm. Er blickte in die Tiefe. Dann öffnete er den Blehschrank, in dem die Kisten mit Salz und Asche standen und schaufelte halbherzig, vielleicht eine Viertelstunde lang, streute um die eingefrorenen Schleusen mit Asche vermishtes Salz.

Dann ging er langsam zum Esel zurück und sah sich um. Delfina Duhovnik hatte das Gesicht immer noch an die Fensterscheibe gepresst und starrte reglos heraus. Wozu noch länger warten, Hanku winkte ihr zu und sagte:

Komm, hilf mir. Versuchen wir, die Schleusen ein bisschen hinaufzukurbeln.

Er löste den Henkel der Tasche vom Holzsattel und gab sie ihr.

Das schickt euch Korkodus. In der einen ist Pálinka, in der anderen Alkohol für dich, zum Einsmieren.

Er folgte Delfina, die mürrisch in Richtung Damm losgegangen war, wo man mit Hilfe einer Kurbel die Schleusen bewegen konnte. Sie ging barfuß durch den matschigen, mit Schnee vermishten Schlamm. Sie trug ein knöchellanges, graues Strickkleid, das einen ranzigen Fettgeruch ausströmte. Ihre ungekämmten graumelierten Haare flatterten, vermisht mit der Ausdünstung ihres Atems, hinter ihr her.

Hanku vermied es sogar, auf denselben Fleck wie sie zu treten.

Und sag mal: War die Taube eigentlich bei euch?

Sie meinen die Taube? Das wollen Sie wissen? Aber ja doch. Natürlich war sie da.

Nur, weil Herr Korkodus gesagt hat, sie sei nicht zurückgekehrt.

Das denke ich auch, ich habe sie nämlich gegessen.

Hör mal zu. Soweit ich weiß, habt ihr schon im Herbst das Wasser aus dem See nicht abfließen lassen. Und jetzt benutzt ihr nicht rechtzeitig Salz,

denn wie ich sehe, sind die Schleusen immer noch vollkommen eingefroren. Was ist los mit euch?

Woher soll ich das wissen? Wie es aussieht, ist uns im Moment nicht danach. Wahrscheinlich haben wir gerade etwas anderes zu tun.

Und am Ende esst ihr auch noch die Taube auf. Korkodus hat euch in dem Brief ganz klar aufgefordert, das Wasser sofort aus dem See abzulassen.

Mag sein, aber ich kann nicht lesen.

Und Duhovnik? Wo ist er jetzt anzutreffen?

Er ist spazieren gegangen.

Durch den Spalt unter den geschlossenen Schleusentoren rann nur ein schmaler Streifen Wasser. Sie mussten auf jeden Fall bewegt werden. Die Winde war an den beiden Enden der Achse mit jeweils einer Kurbelstange versehen, und es waren zwei starke Menschen notwendig, um die in der Tiefe, an Ketten hängenden, halb eingefrorenen schweren Schleusentore aus dem Eis zu befreien. Als Delfina Duhovnik die Stange ergriff, zeichneten sich an ihren Schultern kleine Wülste ab, ihre Armmuskeln und die Adern traten hervor und an ihrem Rücken, dort, wo das Kleid zerrissen war, waren ihre glänzend weiße Haut und die fettgepolsterten Schulterblätter zu sehen.

Sonst taumelten der Dammwärter und seine Frau nach dem langen Winterschlaf am ersten Frühlingstag benommen, abgemagert aus der Hütte, doch jetzt war Delfina nicht nur gut beisammen, sondern auch kein bisschen träge. Dass sie das Schleusentor nicht bewegen konnten, lag auch nicht an ihr.

Eine ganze Weile war nur das Ächzen der sich anspannenden verrosteten Ketten zu hören und dann plötzlich die Bewegung der gusseisernen Platten in der Tiefe und wie das Wasser, unter dem Druck des Eises, allmählich etwas stärker unter dem Schleusentor hindurchsickerte. Doch das dauerte nicht lange. Als sie versuchten, die Winde weiterzudrehen, bewegte sich das Tor nicht mehr.

Da war nichts zu machen, sie gingen zur Hütte zurück. Hanku sagte zu Delfina, die jetzt hinter ihm ging, dass die Stellen in der Nacht gewiss immer wieder einfrieren würden, weshalb das Eis an den Schleusen ständig

mit Salz bestreut werden müsse. Und dass sie am nächsten Tag, schon früh am Morgen, noch bevor er zurückkäme, versuchen sollten, die Schleusen zu öffnen.

Wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Allein schaffe ich das doch nicht.

Also kommt Duhovnik heute nicht mehr nach Hause.

Wie Sie sagen. Heute bestimmt nicht mehr. Und morgen vielleicht auch nicht.

Wo zur Hölle steckt er denn?

Habe ich doch gesagt. Er ist spazieren gegangen.

Gut, dann geh jetzt zurück und schaufle bis Einbruch der Dunkelheit Salz an die Schleusentore. Morgen früh komme ich wieder und wir versuchen es noch einmal. Merk dir gut, solange es taut und die Bäche anschwellen, müsst ihr dafür sorgen, dass die Schleusen geöffnet sind.

Die Frau sah ihn an. Wie rostrote Alpenrosen blühten die Pickel auf ihrer Stirn.

Bleiben Sie im Wald? Denn schlafen kann man auch hier. Ich mache Feuer und gehe mich waschen.

Ich schlafe bei den Sappeuren. Herr Korkodus schickt heute Abend jemanden mit Salami, etwas zu trinken und Brot dahin.

Die ganze Nacht über regnete es, und Hanku erwachte bereits vor der Morgendämmerung. Den Esel brauchte er nicht, ließ ihn also im Stall der Sappeure, nahm die Plastiktüte mit dem, was ihm Anatol Korkodus geschickt hatte, Brot, Salami, eine Flasche Brombeerwein, und machte sich auf den Weg. Diesmal beeilte er sich nicht, statt des steilen und rutschigen Pfades nahm er den alten Fuhrweg am linken Bachufer. Am violetten Himmel flackerten noch einige dicke Sterne, während in der Ferne, jenseits der Medwaya-Lichtungen bereits die Vögel erwachten. Zuerst waren die Hähne zu hören, wie in einer leeren Kirche hallte ihr Kuckern zwischen den Baumstämmen, und dann legten sich die Fäden des frühen Drosselgesangs über die Lichtungen. Doch wer weiß, woher diese Laute kamen, vielleicht

aus einem anderen Land. Es war aber auch möglich, dass Hanku sich alles nur einbildete.

Er war bereits in der Nähe des Dammes, wo der Fuhrweg etwas breiter wurde, als die Stille des Waldes von Krächzen gebrochen wurde. Eine Gruppe Krähen kreiste in eigenwilligem Zickzack, sie flatterten als lebendes Sargtuch zwischen den Bäumen. Inmitten der Kiefer stand ein einsamer Ahorn mit nackten Ästen, am untersten hing, am Ende eines dünnen Drahtseils, der Dammmeister Duhovnik. Immer, wenn eine Krähe von ihm aufflog, drehte er sich mal in die eine, mal in die andere Richtung. Wie eine putzige Vogelscheuche, vor der sich nicht einmal die Vögel fürchten müssen. Er drehte sich hierhin, drehte sich dahin, als würde er sich umsehen. Dabei hatte er schon längst keine Augen mehr. Man erkannte ihn nur an seiner offiziellen Uniform, denn er selbst war schon sehr, wirklich sehr zerpickt. Der grobe Stoff hing in Fetzen an ihm, hie und da lugten die blanken Rippen hervor, zwischen denen der Wind hindurchpfiiff. Am selben Ast, an einem zweiten dünnen Drahtseil hing, wie eine geplünderte Umhängetasche, der Kadaver eines gescheckten Hundes. Dammmeister Duhovnik und sein Hund. Kein Zweifel, das waren sie.

Delfina Duhovnik starrte, die Nase gegen die Fensterscheibe gedrückt, aus der Hütte des Dammwärters. Sie hatte riesige schwarze Kugelaugen, wie die Heiligen auf alten, auf Glas gemalten Bildern. Hanku winkte der Frau zu.

Komm. Ein oder zwei Schleusen werden wir bestimmt öffnen können.

Delfina kam heraus, sie trug jetzt kurze Lederstiefel, einen knielangen Bauernrock aus blau-schwarz gestreiftem, handgewebtem Stoff, ein frisch gewaschenes kurzärmliges weißes Leinenhemd, in dessen Ausschnitt kleine weiße Hügel bebt. Sie sah aus, als hätte sie in der vergangenen Nacht abgenommen, die Polster und Wülste waren verschwunden, sie roch kein bisschen nach ranzigem Fett, sondern duftete nach Eichenblättern und ihr Haar war im Nacken zu einem bläulich schwarzen lockeren Knoten zusammengebunden. Auf ihrer Stirn glühten die purpurnen Pickel der Leidenschaft. Während sie zum Damm gingen, sah Hanku sie mehrmals an.

Ich sehe, du hast auf mich gewartet. Womit färbst du dir die Haare?

Mit Heidelbeeren. Sonst nehme ich Holunderbeeren, aber wenn ich keine mehr habe, tun es auch Heidelbeeren.

Sie ergriffen die Kurbelstange. Sie sahen sich an, damit einer das Zeichen zum Anfangen gab. Sie drehten an der Winde, so lange, bis sie hörten, wie die Schleusenplatte in der Tiefe knackte, sich bewegte, aus der Umklammerung des Eises rutschte und das Wasser, zusammen mit einer Menge Geröll brausend ins Bachbett stürzte.

Delfina band die Pleuelstange mit einer Kette, an deren Ende sich ein Haken befand, an, damit die Winde nicht zurückrutschte, dann fuhr sie sich mit der Zunge über die Lippen, als wollte sie etwas sagen und sah Hanku fest in die Augen. Doch dann war es Hanku, der zuerst sprach:

Sag mal, aber ganz ehrlich, wann ist Duhovnik weggegangen?

Noch im vergangenen Herbst.

Hat er etwas gesagt?

Nur, dass er eine Runde im Wald gehen will. Dass es Spazierwetter sei und es ihm guttun würde, sich ein bisschen zu bewegen. Ein netter junger Mann war vorbeigekommen und lud ihn ein, mit ihm spazieren zu gehen.

Du hättest ihn wenigstens abschneiden können.

Ich habe den Ast nicht erreicht.

Nun würde ich etwas von dem Pálinka trinken, den ich für ihn mitgebracht habe. Er würde es mir sicherlich auch gönnen. Herr Korkodus hat mir eine Stange Salami geschickt, wenn du Feuer machst, bevor ich zu den Sappeuren zurückgehe, könntest du ein paar Scheiben braten.

Ich möchte, dass Sie nicht zu den Sappeuren gehen.

Sondern?

Sondern hierbleiben.

Delfina ging in die Hütte, holte die Flasche mit dem Pálinka heraus, dazu zwei Blechbecher.

Bis Mittag saßen sie im Schatten des Holzhaufens und tranken, dann machte Delfina Feuer. Sie briet in einer Pfanne dicke Salamischeiben und bedeckte sie mit Polentastücken. Hanku saß gegenüber vom Eingang auf einem Baumstumpf und warf hin und wieder einen Blick in die Hütte. Er

sah, dass Delfina, wenn sie nicht gerade die Salamistücke in der Pfanne hin- und herschob, sich im Spiegel des offenen Fensters betrachtete und ihre Stirn mit der Ölbaumpilz-Tinktur behandelte. Hanku sagte zu ihr:

Du hast im Winter nicht geschlafen.

Nein. Aus irgendeinem Grund war ich unruhig. Und hatte Hunger, immer Hunger.

Hast du auf ihn gewartet, dass er vielleicht doch heimkommt?

Nein, habe ich nicht.

Nachdem sie gegessen hatten, blieb Delfina im Haus, Hanku setzte sich wieder vor die Hütte, goss sich von dem Brombeerwein ein, den ihm Anatol Korkodus geschickt hatte und trank. Nach einer Weile nickte er, an den Holzhaufen gelehnt, ein.

Als er viel später die Augen öffnete, blickte er direkt in Delfinas Augen. Sie stand, als wäre es schon Sommer, barfuß an der Türschwelle und sah ihn an. Ihr Mund war rot angemalt, die Zähne glänzten vom Speichel, um ihre Augen lagen schlehenfarbene Schatten. Sie hielt die Arme verschränkt, damit ihre Hügel sichtbarer wurden und blickte Hanku an. Hanku blickte sie auch an, sah auch durch ihr Kleid hindurch. Aber vielleicht nicht ausreichend, denn nach einer Weile sagte Delfina:

Kommen Sie rein, ich zeige Ihnen etwas. Bringen Sie auch Ihr Glas mit.

Hanku rührte sich nicht. Er starrte Delfina an. Sie stand immer noch mit verschränkten Armen da, starrte zurück.

Dürfte ich erfahren, wie Sie heißen?

Hanku.

Kommen Sie rein, Hanku, ich habe doch gesagt, ich zeige Ihnen etwas.

Hanku stand von dem Baumstumpf auf, während er Delfina in die Hütte folgte, befühlte er seine Hose.

Ich habe das gar nicht gemerkt. Sie ist ganz feucht geworden.

Wir ziehen sie aus, jetzt gleich, nicht, dass Sie sich noch erkälten.

Delfina schloss die Tür und löste gleich Hankus Gürtel. Sie nestelte eine Weile an den Knöpfen, dann zog sie ihm die Hose aus.

So. Und nun sehen Sie, warum ich Sie gerufen habe.

Sie leckte sich wieder über die Lippen, atmete tief ein, ergriff ihren Rocksaum oberhalb der Knie und hob ihn ganz langsam, wie einen Vorhang, hinter dem sich eine geheime Überraschung verbirgt. Zuerst nur bis zur Mitte des Oberschenkels, dann wartete sie ein wenig, blickte dabei Hanku unverhohlen in die Augen, schließlich entblößte sie sich bis zum Nabel. Unter dem Rock trug sie keinerlei Unterwäsche. Über ihre prallen weißen Oberschenkel lief ein Geflecht von lila Adern und unter ihrem Nabel rannten, fliehenden Käfern gleich, in alle Richtungen Muttermale. In der Tiefe des Moosnestchens glänzte, wie eine kleine rosa Schnecke, ihr lebendiges Fleisch.

Die Hütte war bis zur Decke vom Duft aufgehenden Sauerteigs erfüllt. Hanku kniete sich vor Delfina und umarmte mit geschlossenen Augen die weißen Kissen ihres Hinterns, als hätte er in seinem gesamten bisherigen Leben nur auf diesen Moment gewartet.

Bis zur Morgendämmerung fiel kein Wort zwischen ihnen, nur das Knistern einer Maus in dem herumliegenden Plunder war hin und wieder zu hören, das seidene Rascheln der sich aneinanderschmiegenden Oberschenkel und saftige Schmatzgeräusche. Über ihnen leuchtete die ganze Nacht lang, als Mond der Liebenden, mit dumpfem, irrlichterndem Dämmern die Flasche mit der Ölbaumpilztinktur. Und auf Delfinas Stirn leuchteten die Sterne der Seuche.

Sobald es hell wurde, kroch Hanku unter der Decke hervor, aß die kalten gebratenen Salamischeiben, die sie in der Pfanne vergessen hatten, tunkte die eiskalten Polentastückchen in das gestockte Fett. Er zog Hose und Stiefel an. Da stieg auch Delfina aus dem Bett und öffnete das Fenster. Sie hörten, wie das Wasser aus den Schleusentoren strömte.

Wir haben ordentliche Arbeit geleistet.

Das war von Anfang an klar. Das stand Ihnen ins Gesicht geschrieben.

Hanku betrachtete sich in der Scheibe des geöffneten Fensters. In seinem Gesicht waren hier und da Flecken, es war etwas verschmiert und glänzte von den irisierenden Schuppen getrockneten Speichels. Er wandte sich an Delfina.

Was ich immer noch nicht verstehe: Wenn du den Ast nicht erreichen kannst, wie hast du ihn dann hinaufziehen können?

Es war nicht einfach.

Und den Hund ja auch.

So ist es.

Hanku ging zum Damm, blickte hinunter, starrte eine Weile in das hinausströmende dreckige Wasser. In dem Blechschrank, wo das Salz, die Asche und die Werkzeuge aufbewahrt wurden, lagen abgeschnittene Stücke geflochtener Drahtseile. Solche wie die, an denen schon seit dem Herbst Duhovnik und sein Hund hingen. Er musterte sie, nahm manche in die Hand, schließlich entschied er sich für ein längeres Stück, schätzte dessen Länge und band es sich um den Bauch.

Delfina erwartete ihn angezogen in der Hütte. Sie saß am Bettrand, Hanku stand in der Tür und sie sahen sich eine Weile schweigend an.

Nimm ein paar Sachen mit, die dir lieb sind.

Ich habe nichts.

Denn du mußt jetzt mit mir kommen.

Ich weiß.

Dann komm, lass uns gehen.

Sie wählten die bequemere Strecke, den Fuhrweg. Sie gingen Hand in Hand wie Frischverlobte. Als sie unten, am Birtz Sappeurhaus ankamen, holte Hanku den Esel aus dem Stall, band ihn an und betrat dann, Delfina vor sich schiebend, den Saal. Dragila schlief in einer Ecke. Hanku rüttelte ihn wach.

Nun bräuchte ich doch die Kette mit dem Karabiner, die ich letztens hiergelassen habe. Wenn Sie sie noch haben. Und die Kiste auch.

Es ist alles da, wo du es hingeworfen hast, kannst du dir nehmen. Da draußen, an der Mauer.

Ich gebe dir auch das Geld zurück, das ich von dir bekommen habe. Und du sollst mir das Madezit geben. Der Dammwärter konnte nicht unterschreiben, dass er es entgegengenommen hat.

Es tut mir leid. Ich habe es schon längst nicht mehr. Noch am selben Tag habe ich es verkauft.

Schade. Ich bräuchte es nämlich sehr.

Auf dem Hof löste sich Hanku das Drahtseil vom Bauch. Er stellte sich gegenüber von Delfina und band es nun ihr um. Als er das Ende, damit es nicht aufging, unter die Schlaufe steckte, musste er sie umarmen.

Sag, wenn es zu eng ist, ich kann es lockern.

Er nahm die Kette und fädelt sie unter dem Drahtseilgürtel hindurch. Den Karabiner am anderen Ende hakte er an seinem eigenen Gürtel ein. Dabei betrachtete er die rostroten Alpenrosen der zügellosen Liebe auf der Stirn der Frau.

Siehst du, du hast vergessen, deine Tinktur mitzunehmen.

Stimmt. Ich war ein bisschen zerstreut.

Dabei hat sie Herr Korkodus extra für dich geschickt.

Ich habe es irgendwie vergessen.

Siehst du, siehst du. Das nächste Mal musst du besser aufpassen.

Ja, das nächste Mal. Aber Sie könnten es, wenn Sie irgendwann Zeit haben, holen.

Wenn ich es nicht vergesse.

Es steht bestimmt noch im Regal. Behalten Sie es nur. Ab jetzt werden Sie es auch brauchen.



OceanofPDF.com

3. (NIKA KARANIKA)

Am Morgen von Christi Himmelfahrt, nach dem Religionsunterricht, wählte Pfarrer Lorenz Fabritius sieben Schülerinnen aus, die er auf die Wiese des Paltin schickte, um für das Fest am Nachmittag Margeriten zu pflücken, Federnelken und Kornblumen, jede von jeder Blume einen Strauß. Es waren die beiden Nyegrutz-Mädchen, die beiden Töchter des Ehepaars Augustin und die drei Gleznár-Cousinen, die acht, neun und elf Jahre alt waren. Alle kamen sie um, als am Nachmittag in die Waldkapelle der Heiligen Vaneliza, die provozierend einsam auf dem Feld stand, der Blitz einschlug.

Der Medardustag fiel in diesem Jahr auf Pfingsten, doch über den Medwaya-Bergen waren die ersten düsteren Wolken bereits eine Woche zuvor angekommen. Zunächst trieben sie nur an den Gipfeln vorbei, doch an diesem Donnerstag stießen sie aufeinander und zogen zornig grollend in Richtung Jablonska Poljana los.

Als die Kinder sahen, dass das Tal plötzlich in einem dunklen Dämmerlicht versank, das von baumstammdicken Blitzen zerrissen wurde, aus denen grell leuchtende Arme abzweigten und Feuerkugeln über die Hänge des Paltin rollten, ganz bis zu den ersten Steinzäunen, wo sie mit einem ohrenbetäubenden Heulen explodierten, suchten sie in der verfallenen Waldkapelle Schutz, deren Dach fehlte, im Grunde standen nur noch die Wände. Dort wurden sie vom Blitz getroffen.

Unten in der Siedlung ahnten viele, dass etwas Schlimmes passiert war, die Felder strömten den unheilverheißenden Schierlingsgeruch des Hagelschlags aus, also eilten bereits mehrere zur Waldkapelle, während es noch regnete. Die Gleznárs waren da, die Nyegrutz-Eltern, einige andere besorgte Leute und die Pflegerin Nika Karanika.

Augustin und seine Frau kamen etwas später. Sie waren tüchtige Schlosser, auch Klempnerarbeiten nahmen nur sie an, auch die Frau, wegen irgendwelchen Gerüchten hätten sie ihre Arbeit nie unterbrochen. Sie störte auch nicht, dass aus ihrem Gemüsebeet der starke Duft der von Hagel geschlagenen Zwiebeln, Petersilie, Dill und Pfefferkraut in den Keller strömte, wo sie das Eisen bearbeiteten. Zuerst wollten sie gar nicht hinausgehen, sie schickten Adam hinaus, sich umzusehen, den Gelegenheitsgehilfen, der früher aus der Besserungsanstalt gekommen war und den Anatol Korkodus ihnen für zwei Wochen ausgeliehen hatte, damit er ihnen half, eine dringende Dachdeckerarbeit vorzubereiten. Sie rannten, ja, stürzten erst hinaus, als der Gehilfe mit der Nachricht zurückkam, dass alle Kinder reglos am Boden lägen und über ihnen in der Luft, wie ein Grabtuch, eine eisige Dunstwolke hänge. Und dabei hatte zu dem Zeitpunkt noch niemand die Kinder von Nahem ansehen können.

Durch das Fenster hatten sie zwar die auf dem Steinboden, zwischen den Margeriten- und Kornblumensträußen reglos liegenden Kinder gesehen, doch eine ganze Weile konnten sie nicht in deren Nähe gehen. Das kleine Kreuz an der Spitze des Giebels war geschmolzen, rann über die Wände hinunter und tropfte auf die Treppe vor dem Eingang. Auch die Klinke und das Schloss in der Eichentür waren geschmolzen, an deren Stelle steckte nun eine große Eisenkugel in der Tür. Diese musste, nachdem selbst das Schlosserehepaar Augustin sie nicht hatte öffnen können, mit spitzen Steinen aufgebrochen werden.

Die sieben Kinder lagen auf dem Boden, man sah von Weitem, dass sie leblos waren. Um die dünnen kleinen Körper rannten bereits Käfer herum, Totengräber. Falls vor ihren halb geöffneten Mündern noch die eine oder andere kleine weiße Dunstwolke schwebte, konnte das nur die entweichende Seele sein, denn drinnen, hinter den blutlosen Lippen lag bereits die ewige Nacht des Jenseits.

Die Pflegerin Nika Karanika ging um die toten Kinder herum, beugte sich schließlich über sie und berührte, wie eine Leichenbeschauerin, die Stirn eines jeden. Dabei fiel auf die Stirn zweier Mädchen jeweils ein Tränentropfen – das eine war eine Tochter des Ehepaars Nyegrutz, das andere eine Tochter der Gleznárs – diese durchfuhr nach einer Weile ein

leichtes Zucken, sie holten plötzlich tief Luft und bewegten sich, ächzten leise und setzten sich auf, während die anderen, darunter auch die beiden Töchter des Ehepaars Augustin, liegen blieben.

Augustin drängte auf sie ein fortzufahren, doch Nika Karanika verstand nicht, was er wollte.

Die Tränen? Schon möglich, aber sie hatte nur diese beiden Tropfen.

Das Nyegrutz-Mädchen brachte man zusammen mit dem Gleznár-Mädchen zur Beobachtung ins Spitalhaus und die beiden Töchter der Augustins, die zwei anderen Kinder der Gleznárs und das andere Nyegrutz-Mädchen in die Leichenhalle.

Am Nachmittag, als das Unwetter vorbei war, ließ der Brigadier Anatol Korkodus, auf Drängen des ehrenamtlichen Schutzmanns Hamilcar Nikonuk, Nika Karanika ins Gemeinschaftshaus kommen.

Man sagt, Sie haben zwei wiederauferstehen lassen. Wie zur Hölle haben Sie das gemacht?

Nika Karanika zuckte mit den Schultern. Sie antwortete nicht, blickte aus dem Fenster.

Warum wollten Sie die anderen nicht wiedererwecken?

Sie blickte weiterhin nur hinaus, zuckte noch einmal mit den Schultern, als wollte sie sagen: Offenbar sei das alles gewesen, wozu sie fähig war, niemand sei perfekt.

Anatol Korkodus entließ sie mit den Worten:

So etwas darf bei mir nur einmal vorkommen. Versprechen Sie, dass Sie das nie wieder tun.

Nika Karanika verstand vielleicht gar nicht, was man sie fragte und wozu. Auf jeden Fall wurde sie in der Nacht von hinten mit einem Messer angegriffen. Das geschah auf dem Hof, zwischen dem Lokus und dem Spitalhaus, in völliger Dunkelheit, weil es nach der Reihe von Blitzeinschlägen in ganz Verhovina keinen Strom gab. Die Klinge verursachte keine tiefe Wunde, sie rutschte an den Rippen ab und die Spitze brach vielleicht sogar ab und blieb in Nika Karanikas Körper stecken. Sie taumelte zurück in ihr Zimmer, strich die ganze Nacht über immer wieder mit einem Holzlöffel Honig auf die Wunde, weshalb sie am nächsten

Morgen sogar schon aufstehen konnte. Als es wieder Strom gab, hinkte sie ins Krankenzimmer, um nach den Kindern zu sehen, zu schauen, wie ihre Nacht gewesen war.

Doch lebten diese zu dem Zeitpunkt wieder nicht mehr. Ihre Körper waren mit Draht umwickelt, an den Knöcheln und am Hals, und das andere Ende hatte man in die Steckdose geführt. Derjenige, der das getan hatte, wusste, was er tat und wie er es anzustellen hatte.

Jeden Freitagmorgen, kaufe ich, bevor ich zu Fräulein Klara Burszen gehe, für Nika Karanika bei Nyegrutz einen Lángos mit saurer Sahne und da es in Jablonska Poljana keine Vögel mehr gibt, die davon kosten würden, klopfe ich nur an die Fensterscheibe und lasse ihn auf dem Fensterbrett liegen. Wenn ich sie manchmal zu sehen bekomme oder durch den Fensterspalt ihren Duft einatmen kann, macht es mich glücklich, aber wenn nicht, gehe ich einfach weiter.

Während ich an diesem Morgen die dicken Blutstropfen auf ihrer Treppe entdeckte und darauf achtete, auf keinen zu treten, wartete sie bereits hinter dem geöffneten Fenster auf mich und unterhielt sich dann kurz mit mir.

Sie sagte, offenbar sei schon die Tatsache, dass man überhaupt existierte, Grund genug, um sich nächtlichen Angriffen ausgeliefert zu sehen. Doch würde man sie vergebens ausfragen wollen, sie wisse nichts, nachdem man sie in den Rücken gestochen habe, sei sie die ganze Nacht über damit beschäftigt gewesen, ihre Wunde einzuschmieren. Aber eines gebe es doch, worauf sie schwören könnte, nämlich, dass in dem Krankenzimmer, um die Betten der beiden toten Kinder, ein schwerer Metallgeruch in der Luft gelegen habe, wie in Räumen, in denen man Eisen bearbeite. Ein solcher Geruch setze sich in der Kleidung, ja, sogar in der Haut fest. Egal, wohin die Person gehe, überall hinterlasse sie ihre Spuren, die erst verschwinden, wenn sie von einem Luftzug fortgeweht würden.

Es war nicht gerade schwierig zu erraten, wen sie wohl meinte.

Als mich Anatol Korkodus, vor sich das Märchenbuch von Eronim Mox und ein Blatt Papier voller Namen, dann bat, zu tippen, wer es sein sollte, auf den wir, aufgrund schwerwiegender Gründe den Verdacht lenken würden, sagte ich also ohne zu zögern, dass er sich gar keine weiteren Mühen machen sollte: Es war das Ehepaar Augustin.

Er nickte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. Nun, dann wehe ihnen.

OceanofPDF.com



OceanofPDF.com

4. (EDMUND POCHORILES)

Der erste Mittwoch im Oktober ist in Verhovina Feiertag, der Tag der Gewässer. Und auch der Tag der Dreibeinigen Frau, die in dem nahegelegenen Stummen Wald wohnt und dessen Denkmal, das in der Mitte von Jablonska Poljana steht, jemand Jahr für Jahr ehrt, indem er in der Nacht zu diesem Tag eine halbe Pflaume zwischen dessen ersten und zweiten Oberschenkel steckt und zwischen den zweiten und dritten die andere Hälfte.

Brigadier Anatol Korkodus schrieb früh am Morgen mit Kohle in großen Buchstaben auf ein Stück Pappe, dass bis Viertel vor elf jeder mit dem Waschen fertig sein solle, da wir um elf die Wasserhähne zudreihen würden, gab das Schild Balwinder, dem Faktotum der Behörde, damit der es an die Tür des öffentlichen Waschhauses hänge, und mich schickte er in den Gasthof Zu den zwei Schnepfen, um auszurichten, dass man ihm für den Abend mit einem Vorhang oder Wandschirm zwei Tische an der zur Straße gelegenen Seite des Wirtshauses abtrennen solle, einen mit zwei und einen mit vier Gedecken.

Von Fräulein Klara Burszen, der ich jeden Freitagvormittag aus einem der wahllos zusammengesuchten ungarischen Bücher vorlese, weiß ich, dass irgendwann vor langer Zeit, noch im Dunst des Mittelalters, in einer eisigen Herbstnacht, gerade in der Nacht zu einem Mittwoch, dem Markttag, in der Nähe der jetzigen Siedlung an neun Stellen gleichzeitig Thermalquellen aus der Erde hervorbrachen, Dampfsäulen in die Höhe schossen, die mit ihrem diamantenen Flattern im Licht des Vollmondes sogar die ganz tief Schlafenden weckten. Am Morgen, als in Jablonska Poljana selbst aus den Straßengräben der Dampf des aus den Bergen in üppigen Bächen

hinunterströmenden warmen Wassers aufstieg, und alle staunend draußen herumstanden, kam Militzenta, die Schutzheilige von Verhovina, aus dem Stummen Wald, huschte mit ihren drei Beinen über die Wiesen und segnete vor den Augen der Marktbesucher die Hügel, zwischen denen die Thermalquellen blubberten, und übergab somit das gesamte Gebiet von der Medwaya bis zu den Sümpfen von Brusztyna, all das, was man von den Hängen des Paltins überblicken konnte, für tausend Jahre der Obhut der Czervenskys.

Das mag sich wie eine leicht zu durchschauende billige kleine Geschichte anhören, zweifellos von einem pfiffigen Czervensky erdacht, damit keiner auf die Idee kam, ihnen das Quellgebiet der Jablonka, diesen entlegenen Zipfel der Verhovina streitig zu machen, doch Tatsache war, dass die Kristallvorhänge der neun Thermalquellen auch jetzt über den Hügeln des Paltins schwebten, das moosbedeckte Steindenkmal der Dreibeinigen Heiligen Militzenta in der Mitte von Jablonska Poljana stand und man am ersten Mittwoch im Oktober in ganz Verhovina die Gewässer feierte.

Für den Abend hatte Anatol Korkodus sogar das Menü bestimmt, und weil er befürchtete, dass ich es nicht genau genug übermitteln würde, musste ich es auf ein kariertes Heftblatt notieren und Edmund Pochoriles sagen, dass er es mit bunter Kreide auf eine Schiefertafel schreiben und diese auf den Tisch stellen solle. Das Menü dieses Abends war folgendes: Wiesenkümmelsuppe mit Sahne und Nockerln, danach in Thymian-Sauermilch marinierte, gegrillte Forelle mit Petersilienkartoffeln und Knoblauchsoße und schließlich mit Dill-Magerquark gefüllte und mit Preiselbeerssoße übergossene panierte Pfannkuchen. Und Ed Pochoriles, der in seiner Küche für die Gäste selbst kochte, solle nicht vergessen, immer mal ein bisschen mit Salbei gewürztes Kürbiskernöl aufs Feuer zu träufeln, damit der duftende Rauch den Fisch auf dem Grill umhülle. Da es zu dieser Zeit, Anfang Oktober, schon früh dunkel werde, solle am späten Nachmittag, gegen fünf Uhr, alles zum Empfang der Gäste vorbereitet sein. Es würden Hauptmann Mordwinn von der Wasseraufsicht,

Verwaltungskommissar Kodrin aus Czernowitz mit seinem Sekretär kommen und vielleicht auch der Hilfsbischof aus Lemberg.

Während der Wirt Edmund Pochoriles mir zuhörte, sah er aus dem Fenster zum Hof. Dann ging er hinaus und sagte etwas zu meiner Cousine Danczura, die im Gasthof arbeitete. Jetzt saß sie in ihrer zerschlissenen gelben Bluse, die sie immer an heiteren Tagen trug, auf der Treppe der Sommerküche und sonnte sich. Sie fing die Schmetterlinge, die sich auf ihrer Brust niederließen. Die gelbe Farbe zieht sie an, aber sobald sie sich auf die Bluse setzen, fallen sie von Danczuras Ausdünstungen in Ohnmacht, und sie klaubt sie dann einzeln vom Stoff ab und isst sie.

Als Edmund Pochoriles zurückkam, nahm er mir das karierte Blatt aus der Hand und studierte es.

Und wenn es ihnen zufällig nicht schmecken sollte, wer soll das dann alles essen?

Sie machen Scherze. Wieso sollte es ihnen nicht schmecken? Anatol Korkodus kennt seine Gäste. Er wird schon wissen, was er für sie bestellt.

Vielleicht aber auch nicht.

Inzwischen war Balwinder ebenfalls zurückgekehrt und berichtete, dass jemand die Mauer des öffentlichen Waschhauses bis in Kopfhöhe rundherum getüncht und menschliche Gestalten darauf gemalt habe.

Anatol Korkodus saß an seinem Schreibtisch und war in das Kochbuch von Eronim Mox vertieft, doch als er das hörte, klappte er es gleich zu und schon brachen wir auf, um uns anzusehen, wovon Balwinder sprach. Als wir auf die Straße hinaustraten, wurden wir sofort von einem goldenen Funkeln geblendet. Derjenige, der wahrscheinlich im schwachen Licht der Morgendämmerung gearbeitet hatte, hatte gar nicht abgewartet, bis die Grundierung getrocknet war und hatte auf den dunkelblauen Himmel rosa Wolken gemalt. Auf diesen spazierten barfuß bärtige Heilige mit großen Augen, um deren Köpfe, wie die Ringe ferner Riesenplaneten, breite Goldglorien glänzten. Den Lichtkranz hatte er mit irgendeiner flirrenden

Goldfarbe gemalt, die so stark spiegelte, dass der Widerschein auch jetzt über die gegenüberliegenden Wände blitzte.

Da verbringt jemand, der sich teure Farbe leisten kann, seine Zeit mit einer blödsinnigen Beschäftigung, stellte Anatol Korkodus fest.

Er ging einmal ums ganze Waschhaus, berührte hier und da die frische Farbe, roch daran und sagte dann zu Balwinder, er solle sie mit einem Spachtel abkratzen, das Ganze dick mit Acrylfarbe überstreichen und wenn es getrocknet sei, noch ein zweites Mal, damit dieses plumpe Geschmiere spurlos verschwinde.

Über viele Menschenalter gehörte Jablonska Poljana, zusammen mit dem nahegelegenen Stummen Wald, den Erzadern, den warmen Quellen und den eisigen Gipfeln der Medwaya der Familie Czervensky, die in einem Herrenhaus mit Veranda wohnte, in der Straße der Infanteristen, hinter dem Denkmal der Dreibeinigen Frau, gegenüber von den silbernen Schleiern, die über den Thermalquellen des Paltins flattern. Bis zu dem Tag, als sie eines Nachts unerwartet verschwanden, all ihr Hab und Gut zurücklassend.

Das weiß ich auch von Fräulein Klara Burszen, der Eigentümerin des Boursin-Hofes und ältesten Einwohnerin von Jablonska Poljana, die mir freitagvormittags, nachdem ich ihr etwas vorgelesen habe, als Vergütung ein paar Pfannkuchen bäckt und dabei irgendeine alte Geschichte aus der Vergangenheit von Verhovina erzählt.

Sie sagt, es habe sie zwar keiner weggehen sehen, doch erinnere sich noch jeder an den frostigen Morgen, als sich herausstellte, dass die Czervenskys nicht mehr da waren. Das erste verdächtige Zeichen war die raschelnde Stille, die aus den verlassenen Räumen strömte und dann zerbarsten mit einem schneidenden Krachen, im selben Augenblick alle Fenster des Hauses, und mit dem plötzlich entstandenen Luftzug drang, begleitet vom wilden Flattern der Tüllvorhänge, die Kälte der Medwaya überall ein, das Kristall und Porzellan in den Schränken fing an zu zittern, so sehr, dass das Klingeln selbst in den letzten Häusern von Jablonska Poljana zu hören war.

Sie waren gegangen und hatten alles zurückgelassen.

Vielleicht hatten sie etwas erfahren. Oder sie hatten ausgerechnet, dass die tausend Jahre, die die Heilige Militzenta ihnen noch im Mittelalter versprochen hatte, vorbei waren und sind fortgegangen, um nach diesen tausend Jahren keinen einzigen Tag mehr hier zu verbringen.

Klara Burszen beendete die Geschichte mit folgenden Worten:

Nur sie, die Czervenskys, hatten erahnt, dass hier, unter den Hängen der Medwaya und des Paltin etwas zu Ende gegangen war. Dass sich hier sehr bald und endgültig alles verändern wird.

Jahrzehntelang betrat niemand das Gebäude und angeblich traute sich auch keiner, auch nur die Torklinke zu berühren, weshalb sie inzwischen von einer dicken Schicht Flechten bedeckt war. Bis eines Tages im Frühling ein zu Fuß reisender junger Mann mit struppigem Haar, Rucksack auf dem Rücken und Fernrohr um den Hals, ankam, der einen bepackten Esel an der Leine führte und dem ein stark schielender Mann mit bräunlicher Haut folgte. Sie besahen sich das Gebäude, sichelten auf dem Hof eigenhändig das hüfthohe Gras, schleppten die Glas- und Porzellanscherben aus dem Haus, streuten sie in einem Streifen zwischen das Tor und die Eingangstreppe und ebneten das Ganze ein, damit es ihnen auch im Dunkel der Nacht als schillernder Pfad diene. Nachdem sie mit einem Besen die Eulen und Kauze aus den Räumen vertrieben und vom Boden die Schicht harten Vogelkots mit den darin klebenden Federn abgekratzt und alles aufgewischt hatten, spannte der stark schielende Mann, namentlich Balwinder, durchscheinendes Pergamentpapier an die Stelle der herausgebrochenen Fensterscheiben und der junge Mann trug ihre Habseligkeiten ins Haus. Sie räumten alles um, nur das Familienbett blieb dort, wo es gewesen war, im Schlafzimmer, und daneben das Nachtschränkchen, auf dem auf einer spinatgrünen Samtdecke ein in Baumrinde gebundenes Buch lag.

Das Kochbuch von Eronim Mox, so lautete der Titel.

Der jüngere Mann mit den struppigen Haaren schlug es auf und da die Buchstaben sofort aufleuchteten, setzte er sich an den Bettrand und las die ganze Nacht lang. Balwinder fand ihn am Morgen, erschöpft und vor Kälte zitternd, woraufhin er in allen Kachelöfen des Hauses rasch Feuer machte.

Dass das ehemalige Czervensky-Haus neue Bewohner hatte, erfuhren alle gleichzeitig, als aus dem Schornstein Rauch aufstieg.

Der neue Bewohner brannte mit einem glühenden Messer in ein Stück ungehobeltes Holz das Wort *Wasseraufsichtsbrigade* und nagelte das Schild ans Tor.

Die Brigade besteht immer noch aus einer einzigen Person, dem Brigadier.

Der Brigadier ist mein Alter, Anatol Korkodus. Er war es, der mich aus Monor Gledin holte, unter zweitausend Kindern ausgewählt hatte, aus der Besserungsanstalt erlöste und zu sich nahm, um die Tage in Verhovina mit ihm zu teilen und die Aufgaben rund um die Gewässer gemeinsam mit ihm zu versehen. Seitdem lebe auch ich in dem ehemaligen Czervensky-Haus und nachts, wenn Anatol Korkodus' heftiges Schnarchen sich etwas legt, höre ich den Klang des zitternden Czervensky-Porzellans durch die Räume geistern.

Am Vormittag schickte mich Anatol Korkodus erneut in den Gasthof, um Pochoriles auszurichten, dass er sich um den Wein nicht kümmern brauche, da die Gäste diesen, wie üblich, selbst mitbringen würden, weshalb er nur mit jeweils einem Gläschen Enzian rechne, um den Appetit anzuregen.

Edmund Pochoriles traf ich in der Küche an, er war gerade dabei, einen großen Topf von dem spät reifenden Verhoviner Mais zu kochen. Er hörte sich an, was Anatol Korkodus ihm ausrichten ließ, blickte dann auf den Hof hinaus und sagte zu meiner Cousine Danczura, sie solle im Laufe des Vormittags baden, sich das Haar locken und für den Abend eine saubere Schürze und eine gestärkte Haube bereitlegen. Doch zuvor noch, damit sie ihre saubere Kleidung nicht besudele, solle sie den halben Hammel abholen, den sie bei Hamilcar Nikonuk bestellt hätten und den Schenkel sowie das Nackenstück zerkleinern, für einen Räuberschmortopf.

Erwarten Sie auch für den Hammel einen Gast?

Für den Hammel auf jeden Fall. Ich wüsste nicht, wofür sonst.

Ist das jetzt Ihr Ernst? Denn heute Morgen war ich zum Beispiel hier und habe bei Ihnen für den Abend Forelle bestellt.

Ob es Forelle gibt oder nicht, wird sich heute Abend herausstellen.

Gegen Mittag, als ich gerade dabei war, mit meiner Katze Tatjana zu einem Spaziergang zur Czervensky-Wassermühle aufzubrechen, kam Balwinder mit einer Heugabel in der Hand und wollte mich sprechen. Er bat mich, ihn zum Waschhaus zu begleiten, denn er fürchte sich sehr vor Füchsen und er habe von den Frauen, die auf dem Heimweg vom Waschhaus waren, gehört, dass ein zahmer Fuchs durch die offene Tür spaziert, mitten in der Waschküche stehengeblieben sei und sich, ganz gleich, was sie versucht hätten, nicht fortscheuchen ließe.

Das würfelförmige Gebäude mit der verschnörkelten Fassade und den ovalen Fenstern war, von Isac Gold finanziert, als eine Art kleine Synagoge erbaut worden, doch zum Zeitpunkt der Fertigstellung waren bereits alle Mitglieder der Familie Gold und der Familie Man in die evangelisch-lutherische Kirche übergetreten. Der Saal stand schon seit Jahren leer, als Anatol Korkodus ihn zu einem öffentlichen Waschhaus umbauen ließ. Das warme Wasser kam von den Hängen des Paltin, aus den Thermalquellen, und über der Reihe von Steintrögen entlang der Wand verlief eine Rohrleitung mit aus Eichenholz geschnitzten Wasserhähnen. Während die Frauen von Jablonska Poljana waschen – es gibt genug Platz für fünfzehn oder gar zwanzig Personen – füllt sich der Raum bis in den letzten Winkel mit Dampf und schluckt, als wäre es Watte, jeden Ton, aber jetzt, da die Frauen mit der sauberen Kleidung in den Körben gegangen waren und Balwinder schon vor einer Weile die Lüftungsfenster geöffnet hatte, war die Luft klar und das Klopfen der Schritte hallte zwischen den feuchten Wänden des großen, leeren Raumes. Außerdem war, als hätte jemand vergessen, den Hahn zuzudrehen, aus einer Ecke Wasserrieseln und leises Plätschern zu hören. Der Fuchs stand reglos, mit tieftraurigem Blick mitten im Waschhaus, in der Nähe des Abflussgitters. Das schaumige Wasser wurde vom Abflussgitter neben ihm verschluckt.

Obwohl das Schild am Eingang jedem verriet, dass die Öffnungszeit längst vorbei war, saß vor einem der Steintröge, auf einer Bank, wo man

sonst die Wäsche schlug, Nika Karanika, die neue Pflegerin, der kleine Sperlingsdämon, wie Anatol Korkodus sie nannte, hinter ihr rann Wasser aus dem Eichenholzhahn. Sie war fertig mit der Wäsche, jetzt goss sie aus einer Kanne Wasser auf ihre nackten Füße, das schaumig über den Boden rann und dann im Abfluss verschwand, in dessen Nähe der Fuchs saß.

Nika Karanika war einige Monate zuvor ohne Gepäck in der Siedlung aufgetaucht, über dem leichten Kleid trug sie nur einen dünnen Kittel und an den nackten Füßen ausgetretene Gummisandalen. Sie muss in einer der geheimen Stunden der Nacht gekommen sein, denn erst am frühen Morgen verbreitete sich allmählich die Nachricht, dass unter der Pissky-Brücke eine fremde Person schlafe. Dort trafen wir sie dann auch an, sie saß am Ufer, im Schatten eines Wildrosenbusches und betrachtete das Wasser der Jablonka. Das blauschwarze Haar trug sie zu einem Knoten gesteckt, auf ihren dunkelblauen Kittel waren mit Silberfaden Singvögel gestickt und um ihren Kopf flatterten, als wäre es ein Trugbild, die verlorengeglaubten Sperlinge von Verhovina.

Sie hatte keine Papiere, nur ihren Namen erfuhr man, den sie nach Sitte der Menschen aus südlichen Küstengegenden, auf ihre Hand tätowiert hatte. Dort, wo sie geboren worden war, brannte man bereits dem Säugling mit einer Nadel seinen Namen auf die Hand, damit er ihn später nicht würde leugnen können. Sie sagte, sie sei gekommen, um die Stelle als Krankenpflegerin zu besetzen, die kurz zuvor frei geworden war. Sie hatte auch ein Empfehlungsschreiben dabei, was sie uns von einem zweifach gefalteten weißen Blatt laut vorlas. Nachdem Anatol Korkodus es sich geduldig angehört hatte, ließ er sich das Schreiben geben, besah sich beide Seiten und zeigte es mir dann: Das Blatt war leer. Daraufhin sagte mein Alter, dass die Stelle der Krankenpflegerin tatsächlich gerade unbesetzt sei, trotzdem würde er gerne noch eine Nacht darüber schlafen, weil er nicht glaube, dass es ratsam sei, einem Dämon Kranke anzuvertrauen. Er sah in ihr vom ersten Augenblick an einen gewöhnlichen Dämon, doch nachdem ich ihn tagelang inständig darum gebeten hatte, und Nika Karanika zeigte, wie sie die Warzen von den Händen der Näherin Aliwanka innerhalb von wenigen Minuten verschwinden lassen konnte, indem sie den Saft des Schöllkrauts auf sie träufelte und danach nur auf die Hand pustete, stellte er

sie auf Probezeit ein. Olga Kapusztin, die frühere Pflegerin, war vor Kurzem davongelaufen, das Spitalhaus stand leer und in Jablonska Poljana gab es seit Wochen niemanden, der sich um die Kranken gekümmert hätte.

Nika Karanika saß jetzt auf der Bank, in der Dämmerung leuchtete nur, wie ein köstlicher Happen, ihr nacktes Knie, und sie schöpfte aus dem halb gefüllten Steintrog mit einer Kanne Wasser, das sie über ihre Waden laufen ließ. Das Wasser rann neben dem Fuchs in den Abfluss hinunter, berührte seinen Schwanz, auch die Pfoten, doch es kümmerte ihn nicht.

Bleiben wir stehen, sagte ich zu Balwinder. Sie können jetzt gehen.

Versuchen Sie allein mit ihm fertigzuwerden?

Nehmen Sie auch die Mistgabel mit, gehen Sie, lassen Sie die Schlüssel da, ich werde das Waschhaus zuschließen.

Währenddessen bemühte sich Nika Karanika, die nun ihre Füße gewaschen hatte, die schwarzen Gummisandalen anzuziehen. Es sieht ziemlich komisch aus, wenn jemand seine eigenen Füße nicht erreicht, aber ihr fiel es offensichtlich schwer, sich nach vorn zu beugen. Beim Gehen hinkte sie übrigens auch ein bisschen, weil man sie – zumindest sagt sie das – einmal mit dem Messer angegriffen hatte. Man hatte ihr mitten in den Rücken gestochen, ein Stück der Klinge war sogar abgebrochen und steckengeblieben, es steckt immer noch irgendwo zwischen den Wirbeln und behindert manchmal ihre Bewegungen.

Ich ging im Saal herum, schloss mit den Hebelgriffen nacheinander alle Lüftungsfenster, die am oberen Rand der Wand verliefen, und blieb schließlich vor ihr stehen. Sie trug einen blauen Seidenkittel, auf den mit glänzendem Faden fliegende Vögel gestickt waren, Buchfinken, Dompfaffen, Hänflinge, Sperlinge, und wenn man die Augen ein bisschen zusammenkniff, sah es aus, als wären sie gar nicht gestickt, sondern flatterten um sie herum. Und ich glaube, außer dem Kittel hatte sie gar nichts an. Ich stellte mir ihre hellbraunen Wölbungen in der seidenen Dämmerung vor, ihren Bernsteinnabel, den heißen Kelch unter ihrem Bauch und mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Guten Tag, sprach sie mich an, sehen Sie nur, was für ein hübscher kleiner Hund, ich dachte mir, ich nehme ihn mit nach Hause, ich gehe gleich mal in Akimoftes Laden vorbei und kaufe ihm eine Leine und ein Halsband.

Sie wissen genau, dass das kein Hund ist, flüsterte ich düstend, da aus Nika Karanikas Kittel nicht nur der schwefelig salzige Geruch der Thermalquellen in meine Nase aufstieg, sondern vermischt mit diesem auch der Jasmin-Kardamom-Duft ihres Körpers. Außerdem ist heute Feiertag, ich muss das Waschhaus schließen. Wenn Sie Schwierigkeiten mit ihren Sandalen haben, helfe ich Ihnen gerne, sie anzuziehen.

Das möchte ich nicht. Ich bin es nicht gewohnt, berührt zu werden.

Im Sitzen war es ihr zuvor zwar nicht gelungen, doch jetzt, als sie aufgestanden war, schlüpfte sie ganz einfach in die Sandalen. Dabei nahm ich wieder ihren Duft wahr, diesmal strömte er mir aus ihrem Haarknoten entgegen, salzige Meeresluft, in die sich etwas bitterer Kardamom mischte.

Gehen wir. Und solange wir hier drinnen sind, muss ich Ihnen etwas sagen. Es wird Sie vielleicht nicht erfreuen.

Nicht, dass man mich fortschickt. Nur das nicht.

Es ist vielleicht sogar noch schlimmer. Soweit ich weiß, sind zwei Personen nach Poljana gekommen, sie übernachteten im Gasthof. Sie heißen Demján und Kozma und behaupten, sie seien Mönchsärzte und gekommen, um zu heilen. Aber sie riechen nicht nach Ärzten, auch nicht nach ranzigem Fett wie Mönche, sondern nach Meerwasser, solchem, das die südlichen Winde auch in Ihre Haare geweht haben. Sie stehen in dem Zimmer des Gasthofs im ersten Stock hinter den Vorhängen und linsen den ganzen Tag über von dort aus hinaus. Ich befürchte, sie suchen Sie.

Es ist interessant, was Sie sagen. Denn ich spüre nicht, dass man mich aus irgendeinem Fenster beobachten würde.

Dabei werden sie Sie bestimmt bald aufsuchen, aber lassen Sie sich auf kein Gespräch mit ihnen ein. Ich möchte nicht, dass Ihnen etwas passiert. Das werden nämlich dieselben sein, die Sie mit dem Messer angegriffen haben und die geben keine Ruhe. Gehen wir nun. Der schieläugige

Balwinder beobachtet uns von gegenüber, und ich muss das Waschhaus schließen.

Es gibt bestimmt einen Grund, dass Ihnen jetzt so komische Dinge durch den Kopf gehen.

So ist es, ganz wie Sie sagen, es hat einen Grund. Und zwar, dass Sie mir jeden Tag und in jeder Stunde jeden Tages einfallen. Warum, weiß ich nicht.

Mittags holte Balwinder das Essen aus der Kantine. Es gab in Öl angebratenen Hackbraten mit gedünstetem Sauerkraut, über das reichlich dicke Tomatensoße gegossen war. Als sei das eine böse Botschaft, die ihm aus der Kantine geschickt wurde, verdüsterte sich plötzlich Anatol Korkodus' Miene und eine Weile stocherte er nur mürrisch mit der Gabel im Essen herum.

Sauerkraut in Tomatensoße? Was soll das? Balwinder, bringen Sie es zurück und sagen Sie den Küchenfrauen, dass ich das für keine gute Idee halte. Das werden sie nicht einführen.

Nachdem er in ein Stück Fleisch hineingestochen hatte, schob er den Teller sogar weg.

Die Zwergin Roswitha, sein kleines Haustierchen, saß auch neben ihm, Anatol Korkodus klopfte gegen ihren Teller und fragte:

Hast du in deinem Leben schon einmal Kraut in einem solchen schleimigen Tomatenmatsch gesehen?

Roswitha antwortete nicht. Sie war stumm.

Dann wandte sich mein Alter, auf einmal etwas milder gestimmt, in warmem Ton an mich:

Dafür gibt es heute Abend Forelle. Wenn du nicht mit Danczura in der Gasthofküche essen möchtest, sage ich Bescheid, dass man dir eine Portion herbringen soll.

Daraufhin bemerkte ich:

Heute Abend gibt es auch Hammel. Wenn möglich, würde ich lieber den geschmorten Hammel nehmen. Soweit ich weiß, bereitet Pochoriles für irgendjemanden einen Räuberschmortopf zu.

Das kann er gerne machen. Für andere kocht er, was er will. Nur, weil wir dort feiern, können ja auch andere dort zu Abend essen, nicht wahr? Deshalb hatte ich ja auch darum gebeten, zwei Fenstertische zu reservieren. Ich hoffe, du hast meine Nachricht vollständig überbracht.

In dem Moment stützte Anatol Korkodus seinen Ellbogen ganz nah neben meinem Teller auf:

Und dürfte ich jetzt erfahren, was mit dem Fuchs passiert ist?

Ich habe ihn im Waschhaus eingeschlossen. Wir müssen ihn irgendwie betäuben. Und besprechen, was mit ihm geschehen soll.

Gut so. Ich mag es auch nicht, wenn Blut fließt, selbst wenn es nur das eines Fuchses ist. Und was ist diese Geschichte mit den Mönchen?

Was meinen Sie?

Von denen du erzählst. Die angeblich in Pochoriles' Gasthof im ersten Stock wohnen. Dass du sogar ihre Namen kennst. Nur gerade ich weiß nichts von ihnen.

Können Sie auch nicht, weil ich sie nur erfunden habe. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass ich ihr etwas Bedeutendes sagen muss.

Es ist nicht deine Aufgabe, die Gäste von Jablonska Poljana zu erfinden. Du solltest wissen, dass es überhaupt nicht egal ist, ob hier Fremde unterwegs sind und ob wir ihre Absichten kennen oder nicht. Falls du dich noch an den Vagabunden mit dem Pferdegesicht erinnerst, weißt du, was ich meine.

Stimmt ja, das Pferdegesicht.

Seinen richtigen Namen wissen wir nicht, nur, dass er irgendwann hier auftauchte, einige Male auf den Hügeln der Gegend zu sehen war, am Ende sogar einmal dreist die Straße der Infanteristen entlangspazierte und dann verschwand. Wir sahen ihn nie wieder. Aber das war bestimmt nicht zufällig passiert. Das Pferdegesicht kann jederzeit zurückkommen.

Jedes Jahr zur Zeit der Herbstbestandsaufnahme, die meist mit dem Vogelzug zusammenfiel, richtete sich Hauptmann Dominik »Vogler« Mordwinn, der Wasseraufsichtskommissar, für einige Wochen in Jablonska Poljana ein. Er und Anatol Korkodus gingen über die Hügel des Paltin,

durch die Täler der Medwaya, erstellten eine Liste der funkelnden Rinnsale, die wie ein Netz die Hänge durchzogen, der Quellen, die an den Tälern entsprangen, zählten sie immer wieder und obgleich sie selbst wussten, dass das nicht sehr sinnvoll war, nahmen sie Proben und bestimmten die Abflussmengen. Doch Hauptmann Mordwinn überließ die Sache meist Anatol Korkodus. Neben der Herbstbestandsaufnahme galt seine Aufmerksamkeit vor allem Fräulein Klara Burszen, auf die er ein Auge geworfen hatte, bei der er ein Zimmer mietete, und die sich, wenn auch nicht mit der gleichen Leidenschaft wie er, so doch mit offensichtlicher Hingabe für die geheimnisvolle Welt der Vögel interessierte. Der Hauptmann hatte meist schon am frühen Nachmittag all seine Aufgaben erledigt, wonach er, in Decken gehüllt, im Liegestuhl auf der Veranda lag und das Fernrohr auf den Himmel gerichtet den herbstlichen Vogelzug betrachtete, von den beobachteten Formationen Zeichnungen anfertigte und diese an den Türpfosten heftete, in der Hoffnung, dass das Fräulein auf sein Interesse für Vögel aufmerksam werden würde und in der matten Dämmerung eines Herbstabends, während sie zusammensaßen und ihrer beider Blicke über den Himmel streifte, sie in ihrem lungenfarbenen Morgenmantel, aus dessen Ausschnitt ihre kummervollen blaugeäderten Brüste hervorlugten, ihm in einem Taumel in die Arme fallen würde. Doch auf diesen Moment wartete der Hauptmann vergeblich. In der Tiefe ihres welkenden Herzens wartete wiederum Klara Burszen auf einen ungarischen Offizier, der angeblich in einem Sappeurregiment diente, jenseits der Berge, in Transsylvanien.

Hauptmann Dom Mordwinn nahm ihr das nicht übel, saß weiterhin geduldig zeichnend auf der Veranda und war auch der erste, der feststellte, dass er bereits seit Tagen vergeblich den türkisblauen nördlichen Himmel betrachtete, da nirgends auch nur ein einziger Vogelschwarm auftauchte. Die Kraniche, Gänse, Enten und Zwerggänse, von denen sonst unzählige Schwärme zu sehen waren, waren in diesem Jahr entweder im hohen Norden geblieben oder hatten einen anderen Weg gewählt. Aus irgendeinem Grund mieden die Zugvögel Verhovina.

Zugleich sah er in der Ferne, als wären es Markierungen der Gutsgrenze, rundherum aufragende Rauchsäulen, die den Himmel und die Wolken in

bedrohlichen Dämmer hüllten. Es war ihm, als erkannte er in der Ferne hier und da etwas wie eine graue Wellenlinie – vielleicht einen Kranichzug – doch das bedeutete Hauptmann Mordwinn nichts mehr.

Die Vögel waren verschwunden und da auch Klara Burszen nicht nachgab, blieben die herbstlichen Besuche des Hauptmanns allmählich aus. Wenn die Zeit der allherbstlichen Bestandsaufnahme kam, zog Anatol Korkodus in seinen blauen Gummistiefeln und den regenfarbenen, wasserdichten Mantel gehüllt nun allein von einer der aufgelisteten Quellen zur nächsten. Manchmal stieg er nur zum Vergnügen auf die Anhöhe hinter dem Boursin-Hof, von wo aus der sich über den Dächern ausbreitende Rauch und der flirrende Dunst der Thermalwässer die Aussicht nicht mehr hinderten. Von dieser Anhöhe konnte man ganz bis zu den Seen von Brusztyna blicken, wo das Schnattern der sich über dem Schilf wolkengleich ballenden Vogelschwärme einst bis hierhin zu hören war, um dann gegen die Hänge des Paltin zu prallen.

Bei einem dieser Spaziergänge wurde Anatol Korkodus bewusst, dass es außer ihm noch jemanden gab, der in den Hügeln herumzog. Am Stamm einer Birke hing an einem Stück abstehender Rinde, umschmeichelt von dieser seidenen Baumhaut, ein zehnmal dreißiger Militärfernglas. Jemand hatte es dort vergessen. Der Brigadier wusste, in Jablonska Poljana besaß niemand ein solches Fernglas.

In diesem Herbst, in diesen Herbstwochen tauchte der Fremde mit dem Pferdegesicht in der Gegend auf. Anfangs ließ er sich nur fernab der Siedlung blicken, als wolle er lediglich die Vorstellungskraft der Menschen auf die Probe stellen, manchmal fiel zur Abenddämmerung ein grober Schatten auf den Dunstvorhang der Thermalquellen, manchmal sah man aber auch aus den verlassenen Gängen des alten Bergwerks die Lichter fremder Feuer aufflackern, und nachts verriet das missbilligende Bellen von Gleznárs unruhigen Hunden, dass sie fremden Geruch in der Luft witterten. Sogar der stumme Eskimohund des Gastwirts Pochoriles stand auf den Hinterpfoten mit weit geöffnetem Maul am Zaun und hechelte aufgeregt. Doch von der Siedlung, wo jeder jeden kannte und man von jedem wusste, wo er war, wann er von zu Hause losging und wann er wieder heimkam, blieb abends niemand fern. Also trieb sich in der Gegend ein Fremder

herum. Und die kleinen Zeichen, die der Unbekannte unabsichtlich hinterließ, waren immer näher an den Zäunen zu finden.

Zuerst im bereiften Gras, später am Rand des weichen Uferstreifens entdeckte Anatol Korkodus sogar die Fußspuren des Fremden. Es war der erste Morgen, an dem es fror, und die Spuren waren von einer dünnen Eisschicht überzogen, in der sich der Himmel bläulich spiegelte. Es war der Abdruck einer großen, geriffelten Gummisohle, Größe achtundvierzig oder fünfzig, wie von einem riesigen Wanderstiefel. Hier hatte niemand so große Füße.

Der Brigadier wusste, dass er früher oder später auch ihm selbst begegnen würde. Weil es wohl auch der Unbekannte so wollte. Diese Angelegenheit freute ihn nicht, nein, kein bisschen: Jemand stromerte, ohne sich zuvor bei ihm persönlich gemeldet zu haben, selbstbewusst, nach Lust und Laune auf dem Gelände herum.

Der wird irgendeine Vorhut sein, sagte ich eines Abends zum Brigadier. Er ist gekommen, um sich ein Bild von der Gegend zu machen.

Anatol Korkodus sah mich entsetzt an.

Die Vorhut von wem, von was?

Es war nur ein Scherz. Versuchen Sie, nicht daran zu denken. Selbst wenn hier jemand herumziehen sollte, wird er, genauso, wie er gekommen ist, auch wieder verschwinden. Er wird dahinterkommen, dass es hier nichts zu suchen gibt.

Doch die Sache beunruhigte Anatol Korkodus weiterhin. Nachdem er im Schlamm auch die Fußspuren entdeckt hatte, nahm er mich manchmal auf seine Abendspaziergänge mit.

Für gewöhnlich brach er nach der Erledigung seiner täglichen Aufgaben bei Einbruch der Dämmerung zu Fuß zu einem kurzen Inspektionsrundgang auf. Diesen begann er beim öffentlichen Waschhaus, er kontrollierte, ob das Thermalwasser, das von den Hängen, aus den warmen Quellen kam, Ablagerungen in den Steintrögen hinterlassen hatte, ob die Abflüsse sauber, alle Hähne zuge dreht und die Lüftungsfenster geöffnet waren, dann ging er am Ufer der Jablonka bis zur Czervensky-Anlegestelle, las von den Pegellatten den jeweiligen Wasserstand ab, stieg am Boursin-Hang zu den

Quellen hinauf, ging um die mit Drahtnetzen verstärkten Umzäunungen und spazierte über die verlassene Halde, warf noch einen letzten Blick auf die fernen, sich im lila Dunst der Dämmerung verlierenden Hügelketten und stieg am anderen Ende der Siedlung zu den Häusern hinab. Meist setzte er sich zum Verschnaufen in Edmund Pochoriles' Wirtshaus Zu den zwei Schnepfen. Manchmal vergaß er die Zeit und starrte in dem spärlichen Kerzenlicht lange mit trübem Blick vor sich hin. Es kam vor, dass Pochoriles inzwischen das Wirtshaus geschlossen hatte und schlafen gegangen war, dann bediente sich Anatol Korkodus selbst, ließ das Geld auf dem Tresen liegen, unter einem Aschenbecher aus Stein und verließ den Raum durch die Küche.

Ich war dabei, als er bei einer dieser abendlichen Rundgänge in der Nähe der Thermalquellen neben den mit einer regenbogenfarbenen Schicht überzogenen Pfützen im Schlamm erneut die geriffelten Spuren der Gummisohlen erblickte. Sie waren ganz frisch, es hatte sich erst ein wenig Wasser in ihnen gesammelt. Er ließ mich dort stehen, folgte mit eiligen Schritten den Spuren und stieg auf das Plateau der Abraumhalde.

Am anderen Ende der Halde saß auf einem zu diesem Zweck dahin gerollten Baumstumpf der Fremde. Versunken starrte er ins Weite, überließ sich der Stimmung des anbrechenden Abends, dem Anblick, wie sich die fernen Hügelketten im traurigen Nebel der violett herannahenden Nacht verloren. Man hätte auch denken können, dass er des Versteckspiels überdrüssig geworden sei und das Gefühl gehabt habe, die Zeit sei gekommen, um sich vorzustellen, und von daher nun auf Anatol Korkodus wartete.

Aber nein, sich vorzustellen kam ihm gar nicht in den Sinn.

Er war es, der Großfüßige, wie Anatol Korkodus ihn später nannte, das Pferdegesicht. Er war übrigens eine seltsame Gestalt: Zu seiner städtischen Kleidung – fahlgrüne Windjacke und braune Cordhose – trug er nicht Wanderstiefel, sondern riesige Bundschuhe. Die Sohle hatte ein Profil, sie war wahrscheinlich aus gebrauchten Motorradreifen zugeschnitten worden. Er trug, anders als die Leute aus der Gegend, keine Mütze, hatte

graumeliertes, kurzes Haar und ein längliches, vertikal gefurchtes Gesicht mit Tränensäcken unter den traurigen, ölig trüben Augen.

Der Fremde sah, wie sich Anatol Korkodus ihm näherte und wartete mit zur Seite geneigtem Kopf und gleichgültiger Miene darauf, dass er bei ihm ankam.

Als Anatol Korkodus vor ihm stehen blieb und ihn um seine Papiere bat, hob er kaum merklich den Kopf und verzog verwundert das Gesicht.

Soll das ein Scherz sein? Ich habe dich doch auch nicht nach deinen gefragt, oder? Lass mich in Ruhe, falls du es nicht bemerkt haben solltest, ich denke gerade über etwas nach.

Ich würde gerne wissen, seit wann wir uns duzen.

Natürlich duzen wir uns. Siehst du. Wieso sollten wir uns nicht duzen?

Gut, dann erzähl mal, was dich herführt.

Das siehst du doch, ich sehe mich nur um. Mir gefällt die Landschaft. Aber jetzt könntest du mich wirklich in Ruhe lassen.

In Ordnung. Nicht, dass du denkst, dass ich Lust habe, mich mit dir über verschiedene Themen zu streiten. Wenn du mir nicht sagst, wer du bist, will ich dich hier nicht noch einmal sehen.

Anatol Korkodus drehte sich um, bedeutete mir, der ich ihn inzwischen eingeholt hatte, mit einem Wink, dass wir gehen können. Er lief über die morastige, von warmen Thermalwassern dampfende Wiese und stieg dann am Zaun des Boursin-Hofs zur Siedlung hinab.

Er schien ein wenig verlegen. Er trollte sich, als hätte man ihn verprügelt.

Die Abende verbrachten wir in der Regel mit dem Spiel Krik Krak, aber jetzt hatten wir nicht einmal die erste Partie beendet, als Anatol Korkodus plötzlich aufblickte. Ich solle sofort zu Fräulein Klara Burszen gehen und sie fragen, ob sie auch schon ein andermal jemanden auf dem Plateau der Halde habe sitzen sehen. Und in Zukunft – darum bitte er sie jetzt ausnahmsweise und ausdrücklich – solle sie, immer wenn sie von ihrer Veranda aus eine fremde Person erblicke, den Ort und die genaue Uhrzeit notieren.

Es war seltsam, dass er sie darum bat, denn seit einer stürmischen Partie Karten vor zehn Jahren sprachen die beiden nicht mehr miteinander. Doch jetzt brachte ihn irgendetwas dazu, seinen Stolz beiseitezuschieben.

Zu Klara Burszen findet man selbst in der finstersten Nacht, denn am Giebel des Hauses flattern Sommer wie Winter Flaggen. Das sind mit dem rohen Saft von Ölbaumpilzen getränkte Seidentücher, deren gespenstisches Flattern den ungarischen Offizier, auf den sie wartete, selbst, wenn er in Verhovinas pechschwarzer Nacht ankommen sollte, dorthin führen sollte, wo gerade ein Herz für ihn schlug.

Noch von der Veranda aus weckte ich Klara Burszen mit leisem Hüsteln und ungarischen Worten: „Sonne, schein auf, schein auf, sei gesegnet“, damit sie gleich wusste, wer sie sprechen wollte, da ich ihr am vorherigen Freitag etwas ähnliches vorgelesen hatte. Obwohl ich selbst kaum Ungarisch konnte, brachte ich dem Fräulein manchmal etwas bei, indem ich ihr aus der evangelischen Liturgie oder anderen Büchern, manchmal aus einem ungarischen Liederbuch, die Zeilen unter den Noten vorlas. Klara Burszen wusste nun gleich, wer sie sprechen wollte, sie schaltete das Licht an und um mir zu verstehen zu geben, dass sie bereit war, mich zu empfangen, antwortete sie: „Dem Lämmchen im Garten der Frosttod begegnet.“

Als ich dann bei ihr war, lachte sie mich einfach aus. Anatol Korkodus dürfte sie wohl doch zumindest ein bisschen kennen und wissen, dass es nicht zu ihren Angewohnheiten gehöre, Spitzelberichte zu verfassen, mit so etwas beauftrage man für gewöhnlich dafür geeignete Menschen. Davon abgesehen: Ob sie den Vagabunden oder jemand anderen manchmal hier sehe? Ihre Antwort sei: Ja. Natürlich sehe sie ihn. Sinnierend sitze er da, entweder auf einem einsamen Baumstumpf auf dem Paltin-Feld oder am Rand der Halde, wieso sollte er auch nicht. Es komme aber auch vor, dass er zwischen zwei Birken eine Hängematte spanne und darin ein Schläfchen halte, zuweilen einen ganzen Nachmittag lang. Er sitze da oder lege sich hin, manchmal lese er ein bisschen, mal hier, mal da, als wäre er zu Hause. Es sei nicht verkehrt, wenn auch der Brigadier mal darüber nachdenke, dass sich womöglich irgendwer über unsere Köpfe hinweg mit irgendjemand

anderem geeinigt habe. Wir wohnten zwar hier, aber das Land unter unseren Füßen gehöre uns schon lange nicht mehr.

Beim nächsten Mal war es bereits der Vagabund mit dem Pferdegesicht, der Anatol Korkodus ansprach. Obwohl die Stimme hinter seinem Rücken zu ihm drang, wusste er sofort, dass es das Pferdegesicht war.

He, Brigadier, bleib stehen.

Wie kommst du darauf, dass ich Brigadier bin?

Das erzählt man so. Ich sehe, du ziehst wieder deine Runden. Hast du das nicht satt?

Das ist meine Aufgabe. Ich habe den Eindruck, dass sich das Gaunertum auch hier allmählich ausbreitet. Ich könnte dir auch solche persönlichen Fragen stellen, zum Beispiel, warum du im 21. Jahrhundert Bundschuhe trägst. Aber ich frage lieber nicht.

Schade. Ich könnte darauf antworten. Wenn du hierbliebest, würdest du sie auch tragen, weil du dahinterkommen würdest, dass, ganz gleich, welches Jahrhundert wir haben, sie für dieses Gelände einfach die bequemsten Schuhe sind. Aber du gehst weg, Brigadier, du bleibst nicht hier.

Ich? Ist das dein Ernst? Und woher zur Hölle willst du das wissen?

Ihr habt genug hier gelebt. Erzähl mir doch mal, was das mit der Brigade soll, was das Ganze hier ist. Vor allem, womit in aller Welt ihr euch eigentlich beschäftigt. Aber verständlich. Ich möchte das mit beiden Ohren hören.

Mit Wasser. Früher auch mit Vögeln.

Mit Wasser. Na, so etwas. Das hätte ich nicht gedacht. Ich dachte immer, das fließt und plätschert von allein. Ich bekomme Kopfschmerzen, ja, Gehirnkrämpfe, wenn ich so etwas höre. Weißt du, das ist nutzloses Zeug und interessiert niemanden. Und die Vögel fliegen, soweit ich weiß, am Ende immer weg. Na ja, macht nichts, jetzt hört ihr ja damit auf.

Hat dich jemand hergeschickt, um mir das zu sagen, oder erfindest du es hier und jetzt nur, um mich zu ärgern?

Hör zu Brigadier: Du stellst blöde Fragen.

Eines Abends, es dämmerte schon, kamen wir aus dem Stummen Wald zurück, wo mir Anatol Korkodus das Farnwäldchen, den geheimen Wohnort der Dreibeinigen Militzenta gezeigt hatte, als er erneut Fußspuren entdeckte. Aufgewühlt stieg der Alte auf die Halde. Natürlich saß er dort. Das Pferdegesicht kam ihm auch diesmal zuvor und sagte in warmem, mitfühlendem Ton:

Ich sehe, da gibt es etwas, das dir keine Ruhe lässt. Oder du erinnerst dich nicht richtig daran, was ich dir letztens gesagt habe und wartest darauf, dass ich es wiederhole. Habe ich recht?

Hast du nicht. Ich glaube, wir beide reden aneinander vorbei.

Na gut, dann hör mal zu! Damit du es verstehst, werde ich dieses eine Mal mehr als nötig sagen. Die Sache ist die: Einige Freunde von mir und ich haben die Absicht hierherzuziehen. Aber wir wissen noch nicht, was genau wir hier machen wollen. Vielleicht nehmen wir das Bergwerk wieder in Betrieb, bauen die alten Flöze weiter ab, auch in den Wäldern liegt ein bisschen Geld oder wir vermieten eine unserer Dolinen als Raketensilo. Das wird sich schon ergeben. Wegen uns musst du dir keine Sorgen machen, das wird schon. Aber du solltest gehen, rechtzeitig fortgehen.

Noch am selben Abend aß das Pferdegesicht im Zwei Schnepfen. Wie ein Einheimischer spazierte er mit Händen in den Taschen und bequemen, lässigen Schrittes die Straße der Infanteristen entlang. Da Ruhetag war, fand er die Eingangstür des Gasthofs geschlossen, ging auf den Hof und über die Küche, hinter dem Rücken von Edmund Pochoriles in den Speiseraum. Er klopfte beharrlich gegen ein leeres Glas, bis der Wirt endlich in den Saal kam, und bevor das Pferdegesicht die Speisekarte verlangte, fragte er, warum der Gasthof ausgerechnet Zu den Zwei Schnepfen heiße. Der Wirt erwähnte mit keinem Wort, dass gerade Ruhetag war, sondern erklärte ihm bereitwillig, dass der Gasthof nach Zsedu Baba und Brigitta Konuvalov, also den zwei Schnepfen, benannt sei, die nachmittags hier Sesh Besh spielten. Die Speisekarte? So etwas gab es bei Pochoriles nicht, er schrieb das Tagesmenü immer mit Kreide auf eine Tafel, doch an dem Tag hatten sie ohnehin nicht gekocht, da ja Ruhetag war. Der Mann gab sich schließlich mit Polenta mit saurer Sahne zufrieden, die der Wirt ihm über

der Gasflamme rasch zusammengerührt hatte und die er, um sich nicht zu blamieren, mit Tomatenscheiben, Knoblauchstückchen und Basilikumblättern garnierte.

Dem Fremden schmeckte es und er aß noch, während er Pochoriles zu sich winkte, nach draußen deutete und mit vollem Mund fragte:

Dort wohnt er? Dort, auf dem Hof, hat er auch sein Büro?

Ja.

Dort bewahrt er seine kleine Sammlung und die Papiere auf?

Ja.

Gut. Ich habe es auch gewusst, wollte es aber von dir hören.

Dann aß er ruhig weiter. Zum Schluss leckte er den Löffel von beiden Seiten ab und nachdem er den Teller mit dem Zeigefinger ausgewischt hatte, leckte er auch den ab. Pochoriles fragte ihn, ob er ihm eine Zigarre anbieten dürfe oder ob er vielleicht etwas trinken möchte, woraufhin sich dieser schüttelte und sagte: Brrr, Gott bewahre!

Ich habe gehört, der Brigadier habe Fallen aufgestellt, bemerkte er beim Bezahlen. Ich hoffe, nicht, um mich zu fangen.

Er hat sie für die Dachse aufgestellt, weil sie neuerdings die Drahtnetze um die Thermalquellen zerbeißen, um dort zu baden. Sie haben Gefallen am warmen Wasser gefunden.

Was du nicht sagst! Diese kleinen Drecksdachse! Und der lässt die Armen nicht baden. Auf jeden Fall hat er, soweit ich weiß, dem zuständigen Kommissar einen Brief geschrieben und sich auch beim Hilfsbischof aus Lemberg über mich beschwert. Dass jemand ungebeten in der Gegend herumstreune. Ein Mann mit Pferdegesicht!

Das hat er geschrieben, wortwörtlich. Und diese Beschreibung trifft genau auf mich zu. Deshalb dachte ich, er wolle mich so schnell wie möglich erlegen, mir die Haut abziehen und sie ihnen aushändigen. Aber das wird er nicht, denn es wird niemanden mehr zu fassen geben. Ich ziehe jetzt weiter, die Pflicht ruft mich woandershin.

Am Nachmittag, in der Stunde des Todes, wenn sich nach einem langen Eselsschrei eine dörrende Stille über Jablonska Poljana legte, hinter der lediglich das Summen einer späten Wespe und das gedämpfte Plätschern der Gewässer das Vergehen der Zeit erkennen ließen, war das Tuckern eines Gefährts zu hören, das um die Schlaglöcher und das herumliegende Geröll schlängelnd langsam die Straße der Infanteristen hinauffuhr.

Ein Quad, hörte ich Anatol Korkodus sagen, der unter einer Decke in seinem Bett lag, wo er jeden Nachmittag ein halbes Stündchen döste. Schau mal hinaus, wer es ist.

Auf dem kleinen Quad saß ein Junge mit Bürstenschnitt und im Overall, er hielt vor dem Eingang der Zwei Schnepfen, stellte den Motor gar nicht erst ab, sprang hinunter und ging, als wäre er hier heimisch, nicht durch den Eingang, sondern über den Hof geradewegs in die Küche. Bald darauf kam er wieder heraus und wurde von Pochoriles bis zum Tor begleitet. Er setzte sich aufs Quad, bemerkte, dass die Straße leicht abfiel, woraufhin er den Motor abstellte, in Leerlauf schaltete und über die knirschenden Steine langsam und leise zwischen den Häusern davonrollte.

Irgendein kleiner Depp. Hab ihn noch nie in der Gegend gesehen.

Die Wasserleute, die uns das Thermalwasser für gutes Geld abkaufen, kamen an dem Tag später als sonst. Es dauert zwischen anderthalb und zwei Stunden, bis sich die Wassertanks füllen, in der Zeit nehmen die drei Tankwagen mit den sechs Pferden die gesamte Straße ein. Sonst störte das niemanden, aber jetzt schickte mich Anatol Korkodus mehrmals hinaus, um nachzusehen, wie weit sie waren, als hätte es irgendeinen Sinn gehabt, sie zur Eile anzutreiben, und er bat mich, nachdem sie weggefahren wären, die Straße von dem zu säubern, was die Pferde dort hinterlassen haben würden.

Nachmittags um vier wusch er sich die Haare und mich schickte er zur Näherin Aliwanka, damit ich das blau-weiß gestreifte Seidenhemd und die rote Fliege abholte, die er sich für diesen Tag hatte anfertigen lassen.

Viertel nach vier zog er seine graue, mit blauem Fries besetzte Wasseraufsichtsuniform mit den blauen Brigadierssternen an den Manschetten und Stiefel an, räumte noch eine Weile in seinem Büro herum

und Viertel vor fünf stellte er sich vor das offenstehende Tor auf die Straße und erwartete die Gäste.

Während er auf und ab spazierte, ging Brigitta Konuvalov zu ihm und funkelte ihn mit ihren diamantverzierten Zähnen wild an. Hinter ihrem Vorhang stehend hatte sie ihn, so hergerichtet, wie sie ihn noch nie gesehen hatte, gewiss schon zuvor bemerkt und seit einer geraumen Weile beobachtet. Sie unterhielten sich einige Minuten lang, und dann schickte Anatol Korkodus sie offenbar weg, denn während er ihr hinterherblickte, sagte er noch:

Und ich bitte Sie, heute gar nicht mehr auf mich zu warten, ich habe bis in den späten Abend eine Besprechung mit wichtigen Personen.

Er siezte Brigitta Konuvalov, dabei war sie seine Geliebte. Die Frau verfügte wohl über geheime Ersparnisse, denn als sie eines Tages aus Velky Lukanar zurückkam, strahlten ihre oberen mittleren Schneidezähne: Sie hatte sich Diamanten einsetzen lassen, die, während sie sprach, das Licht reflektierten und über die Wände tanzen ließen. An einem mondbeschienenen Abend, als Anatol Korkodus auf dem Heimweg von seiner anderen Geliebten, Zsedu Baba, Brigitta Konuvalov begegnet war und im Dämmer im ersten Moment nur zwei kleine Glühwürmchen gesehen hatte, verguckte er sich in das Spiel der Lichter. Obwohl sich dieses Treffen zu einer vertrauten Beziehung vertiefte, rückte der Brigadier nie von seiner verschwiegenen Haltung ab. Auch jetzt weihte er sie nicht in seine Pläne ein, offenbar erwartete er sich etwas von diesem Abend und wollte sie daher auch später nicht mehr treffen.

Danach ging ich zu ihm hinaus, um ihm mitzuteilen, dass das Telefon im Büro taub und stumm war, als hätte man Jablonska Poljana von der Welt abgekoppelt. Was er denn dazu sage, wollte ich wissen. Aber er sagte nichts, zuckte mit den Schultern, als könne ihn das nun wirklich nicht interessieren oder als wollte er mich daran erinnern, dass so etwas auch sonst schon vorgekommen sei.

Der ehrenamtliche Wachtmeister Hamilcar Nikonuk ging auch zu ihm. Er erzählte, dass an der Bahnstation seit den frühen Morgenstunden ein offener Waggon voller Wassermelonen stehe. Selbst Bahnhofsvorsteher

Stecc habe keine Ahnung, wem er gehöre und wie er dorthin gekommen sei, doch wem auch immer er gehöre, er, Hamilcar Nikonuk, werde davon nach Anbruch der Dunkelheit einen Schubkarren voll abholen lassen.

Anatol Korkodus zuckte mit den Schultern, Ihre Melonen können mich mal, sagte er, oder etwas Ähnliches, was er sonst nicht sagte, so wenig interessierte ihn die Angelegenheit. Er hatte keine Lust, sich mit dem Wachtmeister zu unterhalten.

Doch da muss ihm etwas eingefallen sein, denn er eilte ins Haus und bat mich, mich vors Tor zu stellen und ihm Bescheid zu geben, wenn ich hörte, wie sich die Draisine von der Bahnstation her näherte oder ich die Gäste selbst erblicken sollte.

Er verbrachte wenig Zeit im Haus, stand bald schon wieder in der Tür, neben sich die zwergenkleine Roswitha, deren Kopf er stumm streichelte. So standen sie eine Weile, dann ließ er sie auf der Schwelle zurück, bezog wieder seinen Posten vor dem Tor und mich schickte er ins Wirtshaus, um, wenn nötig, Pochoriles zu helfen. Es gab dort nicht viel zu tun, trotzdem drückte mir Pochoriles einen feuchten Lappen in die Hand, damit ich die Fenster abwischte. Bis Viertel vor fünf stand Anatol Korkodus vorm Tor der Brigade, wo ihm die Sonne auf den Rücken schien. Viertel vor fünf verschwand sie hinter dem Medwaya, von den Hügeln wehte sofort ein eisiger Wind, da kam er ins Wirtshaus.

Er ging nach hinten, in den mit einem Vorhang abgetrennten Bereich des Saals, machte eine Runde um beide Tische und besah sich das Gedeck. In der Luft lag der Geruch von gekochtem Mais. Pochoriles, der in der Küche herumwirtschaftete, erblickte ihn durch die Durchreiche und rief ihm zu:

Heute ist Maistag. Komm, koste mal, ich bin gespannt, ob er schon gut ist.

Anatol Korkodus ging zur Durchreiche und schnupperte.

Soll ich das so verstehen, dass du dich nicht um die Forelle kümmerst, sondern Mais kochst? Und Thymian, Salbei und Knoblauch rieche ich auch nicht. Du hättest wenigstens den Rost reichlich im Voraus einreiben können.

Die Suppe ist fertig und wenn jemand Lust auf Fisch bekommen sollte, brate ich ihm eben einen.

Ich spreche von der Forelle, die ich heute Morgen bestellt habe.

Ich auch. Ich dachte mir, ich rühre keinen Finger, bis ich nicht mit eigenen Ohren gehört habe, dass jemand gerade gegrillte Forelle essen möchte. Dann hole ich sie aus der Erdmiete und brate sie. Ich mag es nicht, wenn gegrillte Forellen übrigbleiben.

Willst du damit sagen, es sei nicht sicher, dass jemand sie essen wird? Denkst du, ihr Geschmack hat sich geändert?

Ich könnte es mir vorstellen. Vielleicht haben sie heute Abend auf etwas anderes Lust.

Darauf erwiderte Anatol Korkodus nichts mehr. Er ging hinter den Tresen und schenkte sich ein. Mit dem Glas in der Hand ging er hinaus, stellte sich ans Fenster und sah, wie eine Pferdekutsche die Straße der Infanteristen hinauffuhr, auf den holprigen, rumpligen Weg einbog, der zum Boursin-Hof führte, und, das Grab des unbekannten ungarischen Offiziers hinter sich lassend, ihren Weg auf der morastigen Wiese des Paltin fortsetzte. Aus der Ferne sah man nur, dass vier Personen darauf saßen. Man sah, wie das Gespann an den neun Thermalquellen vorbeifuhr, manchmal von einer kleinen Birkengruppe oder aufsteigenden Dampfsäule verdeckt und schließlich am Ende der Wiese, am Fuß der Abraumhalde hielt. Ohne sich umzudrehen, bat mich Anatol Korkodus, ihm nachzuschicken, er selbst blieb reglos vorm Fenster stehen und hielt den Blick auf die kaum erkennbaren Bewegungen in der Ferne geheftet. Während er kleine Schlucke nahm, verfolgte er, wie die Reisenden auf der Halde umherspazierten, ganz bis zum Ende gingen, hinabstiegen, über die Wiese auf die Quelle Nummer zwei zusteuerten, sie umrundeten, dort verweilten, wohl den im blauen Kristall erstarrten Frischling bestaunend, und dann über einen großen Umweg zurückkamen, wie der Wagen auf und ab über die Wiese fuhr, zwischen den Birken zum Ufer der Jablonka, in Richtung der Czervensky-Anlegestelle und schließlich hinter den Hecken verschwand. Aus dieser Entfernung hätte keiner die in Decken gehüllten Reisenden erkennen können, doch als er das Quietschen der Schwingtür hörte und spürte, dass Pochoriles hinter ihm stehenblieb, sagte er:

Einer von ihnen wird, seinem Gang nach zu urteilen, Kodrin sein. Aber Hauptmann Mordwinn sehe ich nicht unter ihnen. Und die anderen kenne ich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, was sie ohne mich auf der Paltinsky-Wiese machen.

Vielleicht wollten sie nur einmal den wundersamen Frischling sehen.

Alles, was in die Thermalquelle Nummer zwei hineinfällt, wird blau und nach einer Weile lagert sich daran in spitzen Stacheln eine blaue Kristallschicht ab. Am Boden des Beckens ruht seit Jahren schon ein vollkommen blauer, verendeter Frischling.

Am Abend, gegen halb sechs, ging Anatol Korkodus ins Büro. Als hätte sie es gespürt, kam Roswitha aus der Küche, sah sich um und ging ebenfalls ins Büro. Nach einer Weile kamen beide heraus, mein Alter mit seinem gebundenen Tagebuch unterm Arm, gingen Hand in Hand nach hinten, in den Garten, um nach den Meerschweinchen zu sehen. Dann eilte Roswitha voraus, die Treppe hinauf, winkte Anatol Korkodus zu, der noch ein bisschen auf dem Hof herumstand, um dann, mit dem gebundenen Tagebuch unterm Arm, in den Gasthof zurückzugehen. Er ging hinter den Tresen, schenkte sich ein Gläschen Enzian ein und setzte sich in die Küche des Wirtshauses.

Danczura rührte den Hammelschmortopf um. Edmund Pochoriles, der bis dahin in der Ecke gesessen hatte, stand plötzlich auf, warf einen ernsten, prüfenden Blick in den Topf, roch daran und wandte sich zu Anatol Korkodus um.

Gibst du Thymian in den Hammelschmortopf oder nur Knoblauch und Lorbeer?, fragte er ihn.

Der Brigadier schien zu überlegen, was das zu bedeuten hatte. Er fragte sich, ob Pochoriles sich mit ihm austauschen wollte oder ob er tatsächlich ratlos war, was den Räubersmortopf betraf und ob er ihm überhaupt antworten sollte, als von draußen das Schnauben von Pferden zu hören war. Beinah geräuschlos bog ein Wagen mit Gummireifen durch die Toreinfahrt ein und kam auf dem Hof zum Stehen. Vor den Wagen waren zwei Palominos gespannt, um deren Hals Messingglocken und riesige rote

Troddeln hingen. Doch war um die Klöppel Stroh gewickelt, damit sie nicht läuteten. Von den gefederten Sitzen des Wagens stiegen vier Männer, einer von ihnen hängte den Pferden Hafersäcke um den Hals, die drei anderen betraten über den Straßeneingang das Wirtshaus. Der eine sah aus wie Verwaltungskommissar Kodrin, aber er trug nicht die übliche, pfäffische schwarze Uniform, sondern hellbraune Straßenkleidung und spitze dunkelbraune Lackschuhe, was wir bei ihm noch nie gesehen hatten. Die anderen beiden kannte Anatol Korkodus nicht. Der draußen geblieben war, war wohl der Kutscher, den sie beauftragt hatten, sie zu fahren.

Der Brigadier blickte Edmund Pochoriles an, um zu sehen, was der wohl über das Ganze dachte. Währenddessen sah man durchs Fenster zwischen Küche und Saal, wie die Gäste letzteren durchquerten, den Wandschirm beiseiteschoben, ihre Mäntel auszogen, auf den Kleiderständer hängten und sich an den gedeckten Tisch setzten.

Sie sind da, sagte Edmund Pochoriles.

Er band seine Schürze ab, zog eine mit Samtkragen besetzte braune Kellnerjacke an, die man nur an Feiertagen an ihm sah, steckte sich das Spielbrett für Sesh Besh unter den Arm und ging hinaus in den Saal. Bald kam er zurück, nahm ein Tablett von der Anrichte, stellte eine kleine Flasche Enzian darauf, eine Wasserkaraffe, Likör- und Wassergläser und blickte schließlich zum Brigadier.

Für dich ist auch ein Glas dabei, ich nehme an, jetzt, da sie da sind, gehst du auch hinüber, sagte er.

Anatol Korkodus starrte eine Weile stumm durch die Durchreiche. Schließlich schüttelte er den Kopf.

Bring ihnen die Getränke und schick mir dann den Verwalter Kodrin her.

Pochoriles ging mit dem Tablett hinaus, stellte es auf den Tisch. Er schenkte ein, zuerst Wasser, dann den Enzian. Danach setzte er sich selbst an den Tisch, auf den leergebliebenen Stuhl, und während die beiden Fremden das Sesh-Besh-Spiel aufbauten, die Steine ordneten, unterhielt er sich mit ihnen. Nach einer Weile stand er auf, und sie wechselten noch ein paar Worte. Dann kam er zurück in die Küche, zündete das Feuer an, zog die Ringe von der Mitte des Herdes an den Rand, füllte einen Kessel mit

Wasser, salzte es, gab einige Tropfen Öl dazu und stellte ihn auf das Loch. Den Hammelschmortopf rührte er um.

Was hat er gesagt?, fragte Anatol Korkodus.

Nichts. Ich habe ihm noch nicht Bescheid gesagt. Soll ich dir noch einen Schluck nachschenken oder trinkst du dann im Saal mit ihnen?

Mach ruhig.

Es ist besser, wenn du auch zu ihnen gehst und dich vorstellst. Ich weiß nicht, wie du dir das denkst, dass ich ihn einfach so zu dir schicke.

Hauptmann Mordwinn ist nicht dabei. Wo mag er sein? Und ich habe keine Ahnung, was für Leute Kodrin hier mitgebracht hat. Die anderen zwei kenne ich nicht.

Gerade deshalb. Du hast doch Gäste erwartet, oder? Sie sind da. Stell dich ihnen vor.

Ich bitte dich doch nur darum, zu ihnen zu gehen und mir den Verwalter herzuschicken. Flüstere ihm ins Ohr: Der Brigadier Anatol Korkodus bitte ihn, für ein oder zwei Minuten zu ihm zu kommen, weil er jetzt gleich mit ihm sprechen wolle.

Pochoriles sah durch die Durchreiche in den Saal hinüber.

Gut, dieses eine Mal. Aber du musst wissen, dass ich es nicht gerne mache. Oder weißt du, was? Schreib lieber auf eine Serviette, was du willst, und ich bringe es ihm auf einem kleinen Teller. Aber trotzdem: Du solltest jetzt wirklich in den Saal hinausgehen.

Während Anatol Korkodus versuchte, auf eine Serviette zu schreiben, fuhr Pochoriles, als würde er nur vor sich hin grummeln, fort:

Der neue Hauptmann ist da und auch der neue Hilfsbischof, und er geht nicht zu ihnen. Dann lauter: Soweit ich weiß, hast du sie eingeladen. Es sind deine Gäste.

Dennoch nahm er die Serviette mit Anatol Korkodus' Zeilen, legte sie auf einen kleinen Teller, beschwerte sie mit einem Likörgläschen, brachte das Ganze hinaus und stellte es vor den Verwalter Kodrin auf den Tisch. Er blieb eine Weile dort stehen, Kodrin nickte ihm stumm zu, dann kam der Wirt zurück in die Küche, hob den Deckel vom Hammelschmortopf und rührte darin.

Was hat er gesagt, kommt er?

Nein, er kommt nicht. Pochoriles blickte durch die Durchreiche in den Saal. Ich würde sagen, jetzt solltest du auch nicht mehr hinausgehen. Herr Kodrin sagt, er könne sich gar nicht vorstellen, worüber du mit ihm sprechen willst. Und wie du überhaupt auf so eine Idee kämest. Diese Zeiten seien vorbei.

Welche Zeiten?

Du solltest dein Leben Revue passieren lassen, das rät er dir. Ja, genau das hat er gesagt: Diese Zeiten sind vorbei. Das lässt er dir ausrichten.

Gut, ich habe verstanden. Dann ist alles klar. Anatol Korkodus nickte ruhig und verständnisvoll, ließ sich noch ein Gläschen Enzian geben, kippte diesen in ein Glas Wasser und winkte mich zu sich.

Mit gedämpfter Stimme sagte er: Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt, es ist überhaupt nichts klar.

Er schickte mich zu Brigitta Konuvalov, mit der Nachricht, dass er heute Abend doch Zeit habe und wenn sie nicht früh zu Bett gehen wolle und ihn gerne empfangen, werde er sie bald besuchen. In der Zwischenzeit solle sie Badewasser für sie beide vorbereiten.

Wir aßen im Zwei Schnepfen zu Abend. Nachdem die Gäste gegangen waren, räumte meine Cousine Danczura den Tisch ab und deckte ihn, auf einer frischen Tischdecke, neu ein. Die beiden Gedecke am kleineren Tisch waren unberührt geblieben, dort hätten wohl der Fahrer der Draisine und der Sekretär von Verwalter Kodrin sitzen sollen, die aus irgendeinem Grund ferngeblieben waren.

Danczura und ich aßen aus dem Topf die Reste des Räuberschmortopfs, dann schickte mich Pochoriles zu Brigitta Konuvalov und ließ Anatol Korkodus ausrichten, wenn dieser an dem Abend tatsächlich Forelle essen wolle, würde er nun gerne ein paar auf den Grill legen, Danczura würde in der Zwischenzeit Kartoffeln dünsten und die Knoblauchsauce anrühren.

Also saßen am späten Abend an dem für sechs Personen frisch gedeckten Tisch Anatol Korkodus, Brigitta Konuvalov, Zsedu Baba, die andere Geliebte des Brigadiers, und Lorenz Fabritius, der aus der Kutte gesprungene evangelische Pfarrer.

Als hätte er den Duft der Wiesenkümmelsuppe mit Sahne gerochen oder den der Forellen auf dem Grill im Salbeirauch, erschien der ehrenamtliche Wachtmeister Hamilcar Nikonuk in der Tür. Er ging zu ihrem Tisch, blieb, sein Gewicht von einem Bein aufs andere verlagernd, eine Weile stehen und wartete darauf, dass man ihm anbot, sich auf einen der beiden leeren Stühle zu setzen, doch Anatol Korkodus, der seine Absicht erkannte, schickte ihn ins andere Ende des Saales, mit der Begründung, das sei eine geheime Besprechung, und Hamilcar Nikonuk, als eine Art offizielle Person, habe in einem solchen Moment die Aufgabe, aus angemessener Entfernung zu beobachten, was geschah. Auch von den Forellen bekam der Wachtmeister nichts ab, Edmund Pochoriles stellte ihm einen ganzen Topf gekochten Mais hin, später auch noch eine riesige, geviertelte Wassermelone. Die anderen sahen ihm vom Tisch aus zu, wie er sich vollstopfte, Danczura und ich aus der Küche, durch die Durchreiche. Als er zur Melone überging, lagen neun abgenagte Maisstrünke vor ihm.

Später, nachdem Danczura auch die mit Quark gefüllten panierten Pfannkuchen serviert hatte, bat mich Edmund Pochoriles, mich vor die Eingangstür zu setzen und niemanden hereinzulassen. Dann holte er zwei Flaschen Wein unter dem Tresen hervor, ging zu den Gästen und setzte sich zu ihnen.

Nach einer Weile streckte Anatol Korkodus den Arm über dem Tisch nach Pochoriles Hand aus und berührte sie.

Was ist?

Nichts. Mir geht nur einiges durch den Kopf. Jetzt ist mir gerade etwas eingefallen.

Sagst du es?

Anatol Korkodus schüttelte den Kopf und winkte ab.

Offenbar hatte er ihm etwas sagen wollen. Und es sich dann anders überlegt. Bei erschöpften Menschen kommt das manchmal vor.

Später ging Danczura zu ihrem Tisch, um ihnen zu sagen, dass es Hamilcar Nikonuk nicht gut gehe und es nicht ausgeschlossen sei, dass er gerade sterbe. Er sei auf dem Weg zum Lokus hinten im Hof gewesen, doch bereits in der Küche zusammengebrochen, wo er nun auf dem Rücken liege

und sein Bauch sei so groß, dass sein Gürtel zersprungen und von der Hose alle Knöpfe abgerissen sein. Anatol Korkodus solle ihr erlauben, die Pflegerin Nika Karanika zu holen, vielleicht könne sie ja etwas tun.

Doch Anatol Korkodus beachtete sie nicht, als hätte er es gar nicht gehört. Er wischte seine Hand, die vom Weinglas feucht geworden war, vielleicht aber nur schwitzte, an der Tischdecke ab. Er streckte den Arm erneut über den Tisch aus und berührte die Hand des Wirtes, wartete, bis dieser ihn ansah.

Erinnerst du dich an ihn? An den mit den großen Füßen? Wir haben ihn den Vagabunden mit dem Pferdegesicht genannt. Eines Nachmittags hat er bei dir gegessen. Es war Ruhetag, du hast ihm trotzdem etwas zu essen gemacht.

Es soll Ruhetag gewesen sein? Daran erinnere ich mich nicht.

Ich möchte, dass du das nicht vergisst.

Woran du dich alles Erinnerst. Ich weiß gar nicht, warum du das gerade jetzt zu mir sagst.

Wegen des heutigen Tages. Du hast etwas gewusst, zum Beispiel, was du diesen Gästen für heute Abend kochen sollst.

Das ist nur eine Frage der Intuition. Ich sag es dir, nur Intuition. Ein guter Wirt hört auf seine Vorahnungen.

Dann tranken sie noch lange, schweigend. Vom Eingang aus war gut zu sehen, dass Brigitta Konuvalov unter dem Tisch die Hand von Zsedu Baba hielt und wenn sie sie manchmal losließ, dann nur, damit sie sich gegenseitig an die Oberschenkel fassen konnten. Anatol Korkodus war mit seinen zerzausten Haaren wie ein ferner, in Wolken gehüllter Berggipfel. Irgendwann holte er sein gebundenes Heft hervor, schlug es auf und begann zu schreiben. Als die rechte Hand verkrampfte, fuhr er mit der linken fort.

Er notierte seine Beobachtungen, die schon seit Langem nicht mehr von denen gelesen wurden, an die er sie richtete.

Die große Stille hielt so lange an, bis Balwinder am Glas der Eingangstür klopfte. Balwinder war das Faktotum der Behörde, er musste hereingelassen werden.

Die Bilder, die er am Morgen mit Spachtel von der Wand des öffentlichen Waschhauses gekratzt und anschließend zweimal mit Acrylfarbe überstrichen habe, seien jetzt wieder da. Die Lichterkränze schwebten erneut über den Köpfen der bärtigen Alten, die auf den rosa Wolken spazierten und der Widerschein flackere entlang der ganzen Straße der Infanteristen gelb an den Fenstern.

Wir zogen die Vorhänge beiseite und schauten hinaus.

Und tatsächlich: Es war kurz nach Mitternacht, doch in Jablonska Poljana schien, hinter dem Denkmal der Dreibeinigen Frau und dem dichten Herbsdunst, der sich nachts auf Verhovina senkte, ein neuer Tag anzubrechen, denn vom öffentlichen Waschhaus aus erstrahlten die goldenen Lichter der Morgendämmerung.

5. (ALIWANKA)

Als Brigadier Anatol Korkodus erfuhr, dass Roswitha ihn verlassen hatte, zerriss er sein Hemd, schnitt sich den Bart ab, rasierte sich sogar, um die verbliebenen Bartstoppeln zu entfernen, und holte schließlich das Kochbuch von Eronim Mox hervor, in der Hoffnung, darin eine Erklärung für die Ereignisse zu finden. Denn nur einen kleinen Teil des Kochbuchs machten Anleitungen zur Zubereitung von Speisen aus, den Rezepten der Gerichte aus Wiesen- und Gartenpflanzen folgten meist rätselhafte Geschichten aus Verhovinas ohnehin verschwommener Vergangenheit. Und in diesen verbargen sich für den aufmerksamen Leser kluge Ratschläge für das Verständnis unerwarteter Ereignisse. Immer wenn Anatol Korkodus im Laufe seines Lebens in eine missliche Lage geriet, schloss er sich mit dem Kochbuch im Büro der Wasseraufsichtsbrigade ein, aus dem er Stunden später oder aber auch erst am nächsten Morgen erleichtert wieder heraustrat. Diesmal jedoch, nachdem er kein einziges Märchen gefunden hatte, das ihm eine Erklärung für das hätte liefern können, was geschehen war, wurde ihm bewusst, dass es genau in die Reihe der Ereignisse passte, mit denen jemand versuchte, ihn dazu zu bringen, die Wasseraufsicht, die Brigade aufzugeben und Jablonska Poljana, ja, wohl der gesamten Verhovina für immer den Rücken zu kehren.

Und wenn es sich tatsächlich so verhalten sollte, dann würde er diesem jemand den Gefallen ganz bestimmt nicht tun. Zu allererst würde er die traurigen Tage überstehen. Und dann würde er das Ende der Geschichte abwarten und hierbleiben.

Roswitha war Anatol Korkodus' Haustierchen gewesen, ein winziges Ding, nur ein Meter sechsenddreißig groß, ein kleines Küken mit blondem Lockenkopf. Der Brigadier verbrachte täglich eine oder gar anderthalb

Stunden mit ihr, fütterte sie, kleidete sie, liebte sie, brachte ihr abends Tric-Trac-Spielen bei und von Frühling bis Herbst unternahm er in den duftenden Gärten Spaziergänge mit ihr. Das Essen ließen sie sich zwar aus der Garküche bringen, aber wenn Anatol Korkodus dieses als zu fettig, zu fade oder eben zu würzig befand, kochte er selbst: Er bereitete ihr leichte Meldensuppen zu, mit Ahornsirup oder Schwarznessel und Bärlauch abgeschmeckten Grießbrei. An solchen Tagen gingen sie gemeinsam zur Näherin Aliwanka, um von ihr Melde oder Sirup zu holen, oder zur Czervensky-Anlegestelle, um Nesseln und Bärlauch zu pflücken. Bei längeren Spaziergängen nahm er das Mädchen auf die Schultern, umfasste ihre Knöchel, Roswitha hielt sich an seinem struppigen Haar fest, und wenn sie so am Boursin-Hof vorbei zu den Höhen des Paltin gingen, sah man von Weitem nur Roswithas blonden Engelskopf über den Zäunen wippen. Bei der strauchigen, sumpfigen Paltinsky-Wiese sammelten sie Thymian, Steinpilze und vor allem Haselnüsse, und auf dem Heimweg blieben sie stets beim Becken der Thermalquelle Nummer zwei stehen. Hier zeigte ihr Anatol Korkodus den ertrunkenen Frischling und die Lakantuskäfer. Das Wasser der Thermalquelle Nummer zwei wurde wegen der darin enthaltenen Salze nicht genutzt, es brannte, ätzte, blubberte stinkend, alles kam darin um, mit Ausnahme der Lakantuskäfer. Ja, sie waren hier die größte Sehenswürdigkeit: die klirrenden, klingenden Lakantuskäfer, die sich im Zickzack durchs Wasser bewegten. Und natürlich das wundersame Wildschwein, das in der Tiefe der Lösung lag und durch die Kupfersulfate, die sich an seinen Borsten ablagerten, von Jahr zu Jahr blauer wurde.

Damit niemandes Gedanken auf falsche Fährten kommen, muss eines festgehalten werden: Obwohl sie gemeinsam im breiten Ehebett schliefen, hätte Anatol Korkodus Roswitha nicht einmal aus Versehen an ihren empfindlicheren Stellen berührt, beim Ankleiden bewunderte er zwar manchmal ihre kleinen Hügel, die mondartig erhabenen, pfirsichflaumigen Brüste, begnügte sich jedoch wie bei einem Schmuckstück damit, sie zu betrachten. Seine Geliebten waren von normaler Größe. Abends, bevor er zu Zsedu Baba oder Brigitta Konuvalov mit den Spiegelzähnen ging, einer der beiden Schnepfen, oder eben gleich beiden, um eine lustvolle Nacht mit ihnen zu verbringen, brachte er Roswitha zu Bett und las ihr ein Rezept aus

dem Kochbuch von Eronim Mox vor. Er las ihr vor, obwohl er wusste, dass Roswitha taub war und kein Wort verstand. Dennoch fand er das Mädchen am nächsten Tag am Herd, wie es in einem Topf mit den Zutaten des in der letzten Lektüre beschriebenen Gerichts rührte. Aus solchen und ähnlichen kleinen Glücksmomenten bestand ihr Leben.

Alles schön und gut, aber irgendetwas musste wohl doch nicht gestimmt haben, wenn Roswitha ihn verlassen hatte.

Das geschah an dem Tag, an dem der Prokurist Damasskin Nikolsky Jablonska Poljana wieder einmal besucht hatte. Obwohl Sonntag war, hatte Anatol Korkodus bereits seit dem frühen Morgen mit einer riesigen Drahtbürste aus einer geöffneten Wasserleitung, aus der das Thermalwasser in die öffentliche Waschanstalt kam, die Salzablagerungen entfernt, als Adam, sein Gehilfe, aufgeregt zu ihm kam und berichtete, dass in Edmund Pochoriles' Gasthof Zu den zwei Schnepfen ein Fremder Tee trinke, ein grauer Mann mit Eierkopf und glattgekämmten Haaren, derselbe, der schon einmal hier gewesen sei: Damasskin Nikolsky. Er sei mit einem Geländemotorrad gekommen, an das ein als Käfig ausgebauter Anhänger gekoppelt sei, in dem Füchse heulten. Der Brigadier nahm die Nachricht zur Kenntnis, seine Arbeit unterbrach er jedoch nicht. Auch nicht, als der Amtsdienner Balwinder meldete, dass es sich vielmehr um kräftige Schakalfüchse handle, die bereits wild an dem Drahtgitter des Käfigs nagten. Erst später ging er los, um sich die Sache näher anzusehen, als Adam bereits erzählte, dass der Fremde den Gasthof verlassen, sich auf das Geländemotorrad gesetzt habe, auf dem Weg zur Paltinsky-Wiese losgefahren sei, bis der Motor nicht mehr mitgespielt habe, dort sei er abgestiegen, habe die Käfigtür geöffnet und die Füchse freigelassen. Da war es natürlich schon zu spät. Die Füchse – ungefähr sechs an der Zahl – zerstreuten sich schnell. Als Anatol Korkodus auf der Hochebene ankam, um sich anzusehen, was geschehen war, entdeckte er keinen einzigen von ihnen mehr, nur der unverkennbar stechende Geruch ihres Urins verriet, dass sie tatsächlich dagewesen waren.

Auf dem Rückweg traf er die Näherin Aliwanka, die sich vor ihn stellte und sagte:

Korkodus, immer kümmern Sie sich nur um Ihre Gewässer und Berghänge, die wirklich wichtigen Dinge des Lebens scheren Sie gar nicht. Denn während Sie sich an Ihrer Wasserleitung zu schaffen gemacht haben und den Füchsen hinterhergerannt sind, hat Sie Ihr Lieblingstierchen Roswitha für immer verlassen.

Anatol Korkodus fuhr sie an:

Warum lassen Sie mich eigentlich nicht in Frieden? Was soll dieser Blödsinn? Was soll das schon wieder bedeuten?

Der Brigadier Anatol Korkodus glaubte Aliwanka nicht. Die Näherin hatte fortwährend Visionen, sie weissagte zum Vergnügen, prophezeite und verkündete, mal diesem, mal jenem, mal auf Anfrage oder so wie jetzt, als sie den Brigadier einfach anhielt. Die Zukunft las sie vor allem aus Wasser und Regen, aus Tau, Reif oder Eisblumen. Oder aus den wirbelnden Strudeln des Flusses, der Feuchtigkeit, die sich an Fenstern niederschlug, aus den vorbeiziehenden Wolken. Und wenn es sich um einen geliebten Angehörigen in der Ferne handelte, bei dem einen Gedanken der Verunsicherung überkamen, tat es auch eine Träne, Speichel, ein wenig Schweiß oder der Dunst des verdampfenden Atems. In diesem Fall war es Letzterer, der Aliwanka dazu brachte, sich zu äußern.

Was soll das schon wieder bedeuten?, wiederholte Anatol Korkodus seine Frage in einem entschlosseneren Ton. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, dass Sie mich mit Ihren Hirngespinnsten verschonen sollen.

Aliwanka ließ sich jedoch nicht beirren:

Roswitha hat Sie für immer verlassen, Korkodus. Unterpräfektin Vaneliza hat sie entführt, denn die beiden lieben sich. Sie haben sich jeweils eine Wasserflasche unter den Arm geklemmt und sind inzwischen über alle Berge. Auf dem Weg nach Norwegen. Besser, Sie denken nicht mehr an sie.

Lächerlich. Anatol Korkodus blickte Aliwanka tief in die Augen und klopfte sich mit dem Zeigefinger gegen die Schläfe. Dann bewegte er die Handfläche schnell vor der Stirn hin und her, winkte schließlich ab und ließ sie stehen.

Das geschah am Sonntag, in den Mittagsstunden. Auf dem Heimweg kehrte Anatol Korkodus noch in Edmund Pochoriles' Gasthof ein und trank am Schanktresen im Stehen einen mit Wasser reichlich verdünnten Enzian. Dann ging er nach Hause, erst in sein Büro, das durch eine dünne Wand und eine Tür vom restlichen Teil der Wohnung getrennt war, um den Tag festzuhalten, an dem der Fremde mit den glattgekämmten Haaren in Jablonska Poljana gewesen war und auf der Paltinsky-Wiese Füchse freigelassen hatte.

Als er so, ein wenig ermattet, im Büro saß, wurde ihm die Sache doch verdächtig. Denn anders klingt die Stille, wenn jemand in ihr ist und anders, wenn sich niemand zwischen den Wänden aufhält, wenn selbst der Atem mit einem Echo von diesen öden Wänden zurückprallt, da es kein menschliches Wesen gibt, auf dessen Seele er treffen könnte.

Sollte Aliwanka dieses eine Mal die Wahrheit gesprochen haben?

Als er von seinem Tisch aufstand und die Tür öffnete, um ins Zimmer zu gehen, schlug ihm mit dem metallenen Geruch der Leere ein grimmig kalter Luftzug entgegen. Keine Spur vom Duft des Mittagessens, dabei war die Garküche sonntags geschlossen, und da kochte Roswitha sonst doch Klettenwurzelsuppe und buk für sie beide Ofenkartoffeln in der Schale. Statt dass der Topfdeckel über den heißen Dämpfen von Waldkräutern, Meerrettichblättern, Wiesensauerampfer und Lauchzwiebeln gezittert hätte, tropfte in der Küche jetzt nur eintönig Wasser aus dem Hahn, als Zeichen des Vergehens der Zeit, und über dem Tisch mit der Wachstuchdecke spukte lediglich der schale Knoblauchgeruch des letzten Abendessens. Das Haus war so leer, als hätten sogar die Zeichnungen, die Fotografien, die Statistiken von der Wand gefehlt, die Blumen aus den Vasen, vielleicht sogar die Luft vor seiner Nase, dabei war alles an seinem Platz. Außer einer Sache. Einer Person.

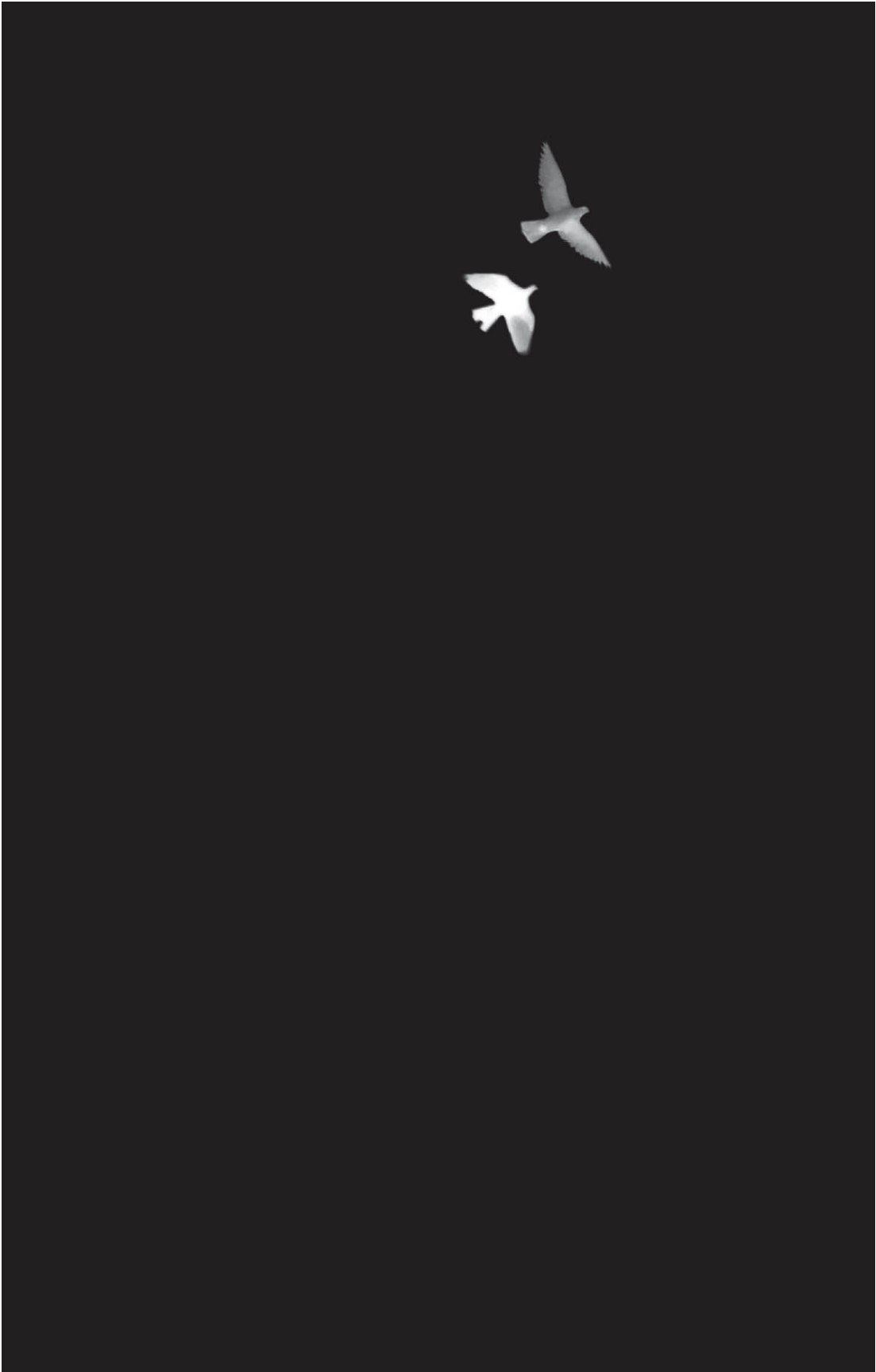
Im Bett, wo Roswitha am Morgen, als Anatol Korkodus das Haus verlassen hatte, in süßem Traum gelegen hatte, fand er nur noch ihren Kopfabdruck auf dem Kissen. Dieses Kissen nahm auch später nie wieder seine ursprüngliche Gestalt an. Das war das ungeheuerlichste Zeichen dafür, dass jemand von dort für immer verschwunden war.

Aliwanka hatte die Wahrheit gesprochen.

Da riss sich Anatol Korkodus mit einer einzigen Bewegung das Hemd vom Leib, trat wütend nach den herumfliegenden Knöpfen und stampfte sie mit der Ferse in den Teppich. Er öffnete das Fenster, spuckte hinaus, fuhr sich durchs Haar. Dann stutzte er sich, damit es schmerzte, mit einer Gartenschere den Bart. Das reichte ihm noch nicht, er holte das Rasiermesser hervor und rasierte sich, wobei er sich das Gesicht nur mit etwas Wasser benetzte. Da fiel ihm nichts mehr ein, so blieb er vor dem Spiegel stehen und starrte sein von Blutstreifen durchzogenes, plötzlich gealtertes nacktes Gesicht an. Die Ohnmacht legte sich langsam, er erschlaffte und kam allmählich wieder zu sich.

Norwegen. Nun war also etwas zweifellos zu Ende. Aber vielleicht noch nicht alles.

Wie so oft schon, holte er das Kochbuch von Eronim Mox hervor. Nachdem er vergeblich darin geblättert hatte, da er keine Geschichte fand, die ihm in seinem Schmerz Linderung oder Trost hätte verschaffen können, verlor er sich nach einer Weile im Dickicht der Rezepte. Ihm war, als gäbe es irgendwo ein kurzes Kapitel, das er bisher stets selbstsicher übersprungen hatte, schonende Eintopfgerichte für lange, betrübte Tage, so oder so ähnlich lautete der Titel. Dieses suchte er nun.



OceanofPDF.com

6. (AUGUSTIN)

Endlich war der Tag des Ehepaares Augustin gekommen. Ich sollte ihnen die Nachricht überbringen, weshalb mich der Brigadier Anatol Korkodus bereits am Abend zuvor angewiesen hatte, mich kurz zu fassen und einen freundlichen, schonungsvollen Ton anzuschlagen. Seit Jahren schon hielten wir sie unter Hausarrest und warteten immer nur darauf, dass sie endlich abgeholt würden. Seit dem trauervollen Pfingsten, als in der Waldkapelle sieben Schulkinder vom Blitz getötet worden waren. Nun hatte Anatol Korkodus, einige Tage bevor es Winter wurde, eine Nachricht erhalten, dass man sie abholen und in Monor Gledin vor den Untersuchungsrichter stellen würde.

An dem Tag stand ich zeitig auf und meldete mich beim Brigadier.

Jetzt werden wir sie endlich los, sagte er. Noch bevor jemand herkommt und uns erklärt, wie man zu leben hat, irgendeine Verordnung erlässt und sie auf freien Fuß setzt.

Anatol Korkodus drückte mir ein Brecheisen in die Hand, damit ich ins Haus kam, denn bei den Augustins sind alle Türen und Fenster verschlagen.

Sie haben eine halbe Stunde, um sich fertigzumachen. Die Einheit, die sie begleitet, kann jederzeit da sein.

Das Augustin-Haus, mit der Schlosserwerkstatt auf dem Hof, stand in der Straße der Infanteristen, jenseits der Pissky-Brücke, schräg gegenüber von Nyegrutz' Schänke. Seit nach einem Sturm im Spätherbst die Bäume ihr Laub verloren hatten, konnte man von der Veranda der Brigade aus zwischen den nackten Ästen durch den Vorhang des Morgennebels bis zu ihnen sehen. Während ich mich anzog, schaute ich mehrmals zu den vernagelten Fenstern hinüber. Damit meine Erscheinung einigermaßen offiziell wirkte, setzte ich die Schildmütze der Wasseraufsichtsbrigade auf,

die ich sonst nur trage, wenn die Kiesel- oder Wasserleute kommen, oder bei meinem Kontrollgang im öffentlichen Waschhaus und den Thermalquellen.

Ich kannte das Ehepaar seit Langem und obwohl sie ihr Schicksal verdient hatten, freute ich mich nicht über die Aufgabe. Darüber, dass Anatol Korkodus ausgerechnet mich mit dem beauftragt hatte, womit er mich beauftragt hatte. In den Augen der Verdammten ist der Überbringer der schlechten Nachricht selbst verdammt, und jetzt würde mein ernster Blick ihre letzte Erinnerung an mich sein. Denn der eine Satz, den sie von mir hören würden, würde ihnen verraten, dass alles, was ab jetzt käme, nur noch schlimmer sein würde. Das war das Ende, noch ein paar qualvolle Viertelstunden und dann würden sie die hinter dem Garten rauschende Jablonka nie mehr hören, die glänzende Stirn des anderen nie mehr sehen und auch nicht die unter dem Nebel der letzten Herbsttage allmählich erwachende Verhovina.

Wobei sie allein dafür verantwortlich waren.

Trotzdem.

Aus Nyegrutz' Schänke fiel gelbes Licht auf den Nebel über der Straße, in der Luft vor der geöffneten Tür hingen ölige Düfte, das war die Stunde des morgendlichen Backens der Pfannkuchen und Lángos. Auf der feuchten Treppe saß Ignat Draganovitz, der Junge, der vor Kurzem aus der Besserungsanstalt von Monor Gledin hierher, ans Ufer der Jablonka, gekommen war. Als ich in seine Nähe kam, stand er auf. Ich blieb auch stehen, wartete ab, was er wollte.

Wird das dein Kontrollgang? Oder, überlegen wir mal, was für ein Tag ist heute eigentlich?, sagte er und besah sich die Schildmütze auf meinem Kopf.

Ich räusperte mich. Kontrollgang? Nein, davon ist heute ganz und gar nicht die Rede. Nicht im Entferntesten. Heute gibt es etwas anderes, etwas noch Ernsteres.

Ist es ein Geheimnis?

Wie man's nimmt.

Darf ich mitkommen?

Hm. Eigentlich könntest du mich begleiten. Komm.

Mit der Brechstange in der Hand deutete ich auf die gegenüberliegende Seite, auf das Augustin-Haus mit den Brettern vor der Tür und den Fenstern.

Wir gehen dorthin.

Ignat Draganovitz warf einen Blick auf das Brecheisen.

Du willst sie doch nicht etwa herauslassen.

O nein. Ich kann dir versichern, das will ich bestimmt nicht. Und jetzt leihe ich dir meine Mütze. Wir gehen hinein und du wirst ihnen sagen, dass sie noch im Laufe des heutigen Tages abgeholt werden. Eine Garnitur Unterwäsche und kalte Verpflegung für einen Tag ist alles, was sie mitnehmen dürfen.

Der Tag des Ehepaares Augustin war also gekommen. Man hätte schon fast denken können, dass die Sache und mit ihr die Augustins vergessen waren, aber, siehe da, am Ende kamen sie doch dran. Wie haben sie sich auch nur denken können, davonzukommen!

Vor Jahren, zur Zeit des Pfingststurms waren in der Waldkapelle sieben Schulkinder vom Blitz erschlagen worden, von denen die Pflegerin Nika Karanika, der kleine Sperlingsdämon, zwei – nur sie weiß, wie – an Ort und Stelle wieder zum Leben erweckt hatte. Doch darunter war keines der beiden Augustin-Kinder. Offenbar lag hier ein Fall von Begünstigung vor, eine unerhörte Ungerechtigkeit. Um die Dinge wieder ins Gleichgewicht zu bringen, schlich sich in der Nacht jemand in den unbewachten Krankensaal, wo die aufgeweckten Kinder lagen und wickelte ihnen im Schlaf Draht um die Ohren und die kleinen Zehen und steckte das andere Ende in die Steckdose. Eine Weile erfreute er sich wohl noch am Anblick der winzigen blauen und grünen Funken, die wie unzählige lustige kleine Blitze um die Kinder herum zuckten, dann verließ er zufrieden den Ort. Die beiden Kinder waren wieder tot.

Nika Karanika, die sie früh am Morgen fand, konnte nur sagen, dass sie im Krankensaal den Geruch von Eisenspänen wahrgenommen habe. Also musste jemand dort gewesen sein, der sich mit Eisen beschäftigte.

Solche Menschen gab es in Jablonska Poljana zwei: Augustin, den Schlosser, und seine Frau, die Klempnerin.

Deshalb erwartete sie nun der Untersuchungsrichter in Gledin.

Da Jablonska Poljana eine kleine Siedlung ist, so klein, dass es hier nicht einmal ein Gefängnis gibt, konnte man sie nirgends einsperren und sie durften zu Hause bleiben. Brigadier Anatol Korkodus und Wachtmeister Hamilcar Nikonuk ließen Türen und Fenster zunageln, nur ein schmaler Spalt durfte frei bleiben, durch den der jeweils Zuständige – mal war ich es, mal Ignat Draganovitz, mal jemand anderes – ihnen die tägliche Ration Essen reichen konnte. Wie ihnen auch heute gerade Draganovitz zwei Lángos von Nyegrutz gebracht hatte.

Wir blieben vor dem Eingang des Augustin-Hauses stehen.

Für den Fall, dass du einen fahren lassen musst, dann tu es jetzt, so etwas würde da drinnen, wenn wir eine so wichtige Nachricht überbringen, kein gutes Licht auf uns werfen.

Ich brach die Bretter von der Tür, klopfte, trat auch ein paarmal dagegen und wartete, dass einer von den beiden hinter dem Türglas auftauchte. Doch vergeblich, es kam niemand.

Dabei sind sie wach, flüsterte mir Draganovitz zu, ich weiß es, ich habe ihnen ja vor Kurzem das Frühstück gebracht.

Ich klopfte noch einmal an der Tür, wieder vergeblich, dann schob ich das Brecheisen neben dem Schloss ins Schließblech und knacks, schon war es auf. Ich stieß die Tür sofort auf.

Sie kamen nicht hervor, dabei hatte Draganovitz sie zuvor schon wach angetroffen.

Jetzt saßen sie jedoch im Halbdunkel, unter den durch die Bretter hereindringenden blassen Lichtflecken, in einer Art festlicher Kleidung, stumm in der Mitte des Raumes, beide mit nach hinten geneigtem Kopf, in zwei nebeneinandergeschobenen Sesseln, und als wir eintraten, war es, als hätten sie uns direkt angeblickt.

Oder doch nicht. Vielleicht eher die Zimmerdecke. Oder auch das nicht. Als hätten sie nirgendwohin geblickt.

Auf einem Tisch in ihrer Nähe lagen auf Papiertellern in erstarrtem öligem Glanz die beiden Lángos mit den gezackten Rändern von Irina Nyegrutz. Sie hatten zwar zuvor durch den Spalt, wie durch eine Durchreiche, das Frühstück entgegengenommen, doch offenbar keine Lust gehabt, es zu essen.

Die beiden Sessel, in denen sie saßen, standen vor einem geschlossenen Schrank und dieser war einen guten Meter von der Wand weggerückt. Wir gingen einmal um ihn herum. Von oben hing hinter der Rückwand, in Hüfthöhe, mit einem Drahtseil umbunden, eine Kiste voller Plunder herunter. Das Drahtseil führte über dem Schrank auf die andere Seite, teilte sich dort in zwei Stränge, von denen einer in einer engen Schlinge um den Hals von Augustin endete, der andere in einer engen Schlinge um den Hals von Frau Augustin. An die Kiste war außerdem noch eine dicke Schnur gebunden, die unter dem Schrank bis zum Sessel führte und unter Augustins herunterhängender Hand, neben dem Sesselbein auf dem Boden endete.

Ignat Draganovitz stieß einen Pfiff aus, ging mehrmals um den Schrank, nickte anerkennend und zum Schluss schnipste er sogar mit den Fingern.

Sieh es dir genau an, ich verstehe es nämlich langsam. Die Kiste mit dem ganzen Kram haben sie auf den Schrank gestellt und dann musste nur noch an der Schnur gezogen werden, woraufhin die Kiste herunterfiel. Das hat ihnen die Schlingen um den Hals festgezogen. Wenn du es dir genauer ansiehst, ist es gar nicht so kompliziert. Du musst schon zugeben, das ist gut durchdacht.

Augustin war Klempner und Schlosser, erwiderte ich, und seine Frau auch. Die verstanden sich auf alles.

Aha. Daher hatten sie also das ganze Eisenzeug, das sie in die Kiste gepackt haben.

Jetzt sah ich mir die Sachen auch genauer an: Da waren Stücke aus einer Eisenbahnschiene, Gewichte, Feilen, Zangen, Hammer, ein ganzer Schraubstock, eine ganze Waage. Ein glänzender Messingmörser und sogar ein Bügeleisen.

Draganovitz nahm die am Drahtseil baumelnde Kiste in die Hand und besah sie sich von allen Seiten. Und schau dir das an: Unten ist sie mit Filz ausgelegt. Sehe ich richtig, schau mal her, ist das Filz oder was zur Hölle?

Ja, Filz. Klar.

Es ist nämlich komplett damit ausgelegt.

Sie wollten keinen Krach machen. Sogar daran haben sie gedacht. Wollten selbst das kleinste Geräusch vermeiden, weil man es drüben in der Schänke hätte hören können. Falls die Kiste aus Versehen zu zeitig hinunterfallen sollte. Ich wusste schon immer, die sind nicht zimperlich, auch jetzt sind sie auf Nummer sicher gegangen, haben an alles gedacht. Wie alle ihre Arbeiten, war auch diese gründlich geplant.

Vielleicht. Vielleicht sollte es aber auch nur ein Spaß werden. Eine häusliche Theateraufführung und dann ...

Du redest ganz schönen Blödsinn, sagte ich. Sie wussten, dass das Ende gekommen ist, haben es gespürt. Sie wussten genau, was sie tun.

Währenddessen verirrte sich mein Blick immer wieder auf die Lángos. Sie waren schon längst kalt, an den ausgefranst Blasen am Rand glänzten winzige Ölperlen. Ich nahm mir einen. Die Mitte riss ich heraus, um diese zuerst zu essen und zum Schluss den knusprigen Rand.

Der andere gehört dir, sagte ich zu Draganovitz.

Er stand mit dem Rücken zu mir, trotzdem wusste ich, dass er kaum hörte, was ich sagte, sein Blick sprang von links nach rechts. Dabei sagte er langsam:

Sie wussten es, sagst du? Ach was, nein. Das ist doch überhaupt nicht sicher. Nein, nein. Mir erscheint es eher wie ein häusliches Spiel ...

Ich sage doch, dass du Blödsinn redest.

Während ich aß, stellte sich Draganovitz vor Augustin. Eine Weile sah er ihn nur an, musterte ihn und dann griff er ihm plötzlich von beiden Seiten in die Taschen. Er kramte darin, seine Hände verschwanden bis zu den Handgelenken, und er machte ein etwas besorgtes Gesicht. Ich spürte, dass er ab und zu auch auf mich einen prüfenden Blick warf. Ich schluckte und kaute nicht weiter.

Hast du etwa geglaubt, dass er das, woran du dachtest, ausgerechnet in seiner Tasche aufbewahrt?

Ich dachte, in einem solchen Moment nimmt man es an sich.

Tut man nicht. Ach, ich habe keine Ahnung, woran ich mit dir bin. Jetzt habe ich gar keine Lust mehr, mich zu unterhalten.

Ich hätte es nämlich bestimmt an mich genommen.

Wirklich? Na gut, ich glaube es dir. Aber du siehst ja, dass seine Taschen leer sind. Der Klempner Augustin denkt da anders, er nimmt es nicht an sich. Es war anständig von dir, dass du mich begleitet hast. Gib mir jetzt meine Mütze zurück und geh. Geh weg.

Dieser Draganovitz, dieser Draganovitz. Das umherirrende Vögelchen von Anatol Korkodus, es ist an der Zeit, dass er fortfliegt. Woanders bringt er es bestimmt noch zu etwas. Ich blickte ihm hinterher, wie er über die Bretter und Latten vor der Türschwelle trat, die Treppenstufen hinabstieg und auf dem Hof verschwand. Da werde ich Brigadier Anatol Korkodus etwas zu erzählen haben.

Ich setzte mich. Jetzt kam endlich der knusprige Rand des Lángos.

Ich habe einmal heimlich beobachtet, wie Frau Nyegrutz, nachdem sie den Lángos-Teig auf dem Brett ausgerollt hatte, den Rand mit einem in Öl getauchten Messer rundherum blitzschnell einschnitt und den Lángos erst dann ins heiße Fett warf. Dadurch franst der Teig an den eingeschnittenen Stellen aus, bläht sich zu kupferfarbenen Bläschen auf und so entsteht der knusprige Zickzackrand. Eine große, prächtige, knusprige und heiße Fladenblüte, aus deren Kelch ölige Düfte aufsteigen. Darauf versteht sich einzig und allein Frau Nyegrutz. Ihren Lángos mit dem gezackten Rand würde ich unter Tausenden erkennen.

7. (JANUSZKY ODER EHER ROSWITHA)

Am ersten Tag nach der dreiwöchigen vorgeschriebenen Quarantäne hatte Januszky kaum Gelegenheit, sich umzusehen, wohin er gekommen war, schon stellte Anatol Korkodus ihn auf die Probe: Er drückte ihm eine Karte in die Hand und schickte ihn in den Stummen Wald, zum Damm, mit dem Auftrag, die Quellen, die er unterwegs fand, zu zählen und sie anhand des Abflusses und der Farbe der Steine neben dem Wasserlauf zu klassifizieren. Er solle bei Balwinder übernachten, der in einer Hütte am Damm seine Strafe verbringe, und dann solle er über einen Umweg, entlang der Jablonka, vorbei am Birtz Sappeurhaus zur Siedlung zurückkommen, dabei überall den Wasserstand ablesen und alles sorgsam in ein Notizbuch eintragen. Januszky tauchte am Abend des vierten Tages auf und als man ihn fragte, wo er so lange gewesen sei, zuckte er nur mit den Schultern und sagte, er erinnere sich nicht und außerdem habe er das Notizbuch verloren, in das er alles hätte eintragen sollen. Seine Kleidung war zwar zerknittert, doch wirkte er ausgeruht und an seinen Gummistiefeln klebte kein Tropfen Schlamm.

In einem unbeobachteten Moment fragte ich ihn, was er sich eigentlich dabei denke. Mit so etwas komme er hier nämlich nicht durch. Er antwortete: Auf dem Weg zum See hätten ihn Vögel ergriffen und das Einzige, woran er sich erinnere, sei, dass er einige Tage in ihrem Nest verbracht habe.

Du lügst, sagte ich. In Verhovina gibt es keine Vögel.

Seitdem waren bereits mehrere Wochen vergangen und Anatol Korkodus wusste immer noch nicht, was er mit ihm anfangen sollte. Offenbar hatte ihn sein Instinkt dieses eine Mal im Stich gelassen, als er Januszky

ausgewählt und gedacht hatte, er sei gutes Material und man würde hier draußen leicht einen Menschen aus ihm machen können. Egal, welche Aufgabe man ihm gab, er blickte einen nur verständnislos an und konnte nicht begreifen, warum wir hier sind. Dass es wegen das Wassers ist. Selbst den Sinn dieses einfachen Wortes, Wasser, das die Grundlage allen Lebens ist, vom Himmel fällt und aus der Tiefe der Erde entspringt, war er nur imstande zu verstehen, wenn man es ihm immer wieder erklärte. Der Junge lungerte von Anfang an gelangweilt, mit verschlafenem Blick, die Hände in den Taschen, auf dem Hof des öffentlichen Waschhauses herum, wo er vorläufig in einer Kammer wohnte, als wäre er aufgrund eines Missverständnisses zur Brigade gekommen. Zudem machte er den Eindruck, als wäre er bis dahin unter einer Glasglocke aufgewachsen und nicht in der Besserungsanstalt von Gledin, er hielt sich empfindlich von allem fern, was hier in Jablonska Poljana zum Alltag gehörte. Als würde er die wütenden Blitze der Nacht fürchten, bedeckte er sich die Augen noch am Abend, vor dem Einschlafen mit einem schwarzen Tuch; um sich vor dem schwefeligen Dampf der Thermalquellen zu schützen, der sich in der allabendlichen Windstille auf die Höfe senkte und durch die Schlüssellöcher und geschlossenen Fenster selbst in die Schlafkammern zog, steckte er sich feuchte Watte in die Nase. Und den Eselsschrei, der wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts jeden Nachmittag in der Stunde der Toten die Fenster erzittern ließ, dämpfte er mit ölgetränkten Tüchern, die ihm sogar beim Abendessen noch aus den Ohren hingen. Mit einem solchen zimperlichen Zärtling war in dieser windigen, von Regen getränkten Gegend wirklich nichts anzufangen.

Eines Tages sprach ich es ihm gegenüber an: Es gebe ein Problem. Wenn es mit ihm so weitergehe, werde ihn Anatol Korkodus zurückschicken.

Das schien ihn ein wenig zu erschrecken.

Nur das nicht!, sagte er.

Dabei regte sich hinter seiner schmalen, altklugen Stirn offenbar doch etwas.

Das stellte sich an dem Tag heraus, als unser Gönner, Brigadier Anatol Korkodus splitternackt auf seinem Quad saß, bei dem sich bereits von allen

vier Rädern der Gummi gelöst hatte, so dass es mit den Stahlfelgen über das Pflaster der Straße der Infanteristen klapperte. Der Brigadier war von Kopf bis Fuß nackt, nur seine Taschenuhr baumelte ihm an einer dünnen Kette um den Hals. An diesem Tag kam Januszky für ein paar Stunden zu sich.

Es war Freitag, da verbringe ich einen Teil des Vormittags stets auf dem am Berghang liegenden Hof von Klara Burszen: Auf Wunsch des Fräuleins lese ich ihr eine Stunde lang aus dem ungarischen Buch mit dem Titel „Gebirgs- und Gewässerkunde und die Flora und Fauna des Komitats Máramaros“ vor. Ungarisch habe ich ein wenig in der Besserungsanstalt aufgeschnappt, aber ich verstehe nicht viel von dem Text und Klara Burszen überhaupt nichts. Trotzdem lese ich ihr laut vor, die unbekannten Wörter knistern und knirschen mir im Mund, und das Fräulein spitzt die Ohren: Sie gewöhnt sich an den Klang der ungarischen Sprache.

Klara Burszen war von einer Liebesträumerei erfüllt, die sie auf einen ungarischen Offizier aus Bistritz warten ließ, seitdem ihr prophezeit wurde, dass dieser bald angeritten kommen, sie auf dem Pferd vor sich setzen und mit ihr fortgaloppieren würde, jenseits der Berge, nach Transsylvanien. So, wie die Näherin Aliwanka es ihr vorhergesagt hatte.

Aliwanka las die Zukunft aus Zwirn, aus Zwirnnäueeln, aus Sand konnte sie es auch, aber am ehesten aus Wasser, aus den Strudeln fließenden Wassers, aus den Regentropfen, die in den Pfützen Ringe hervorriefen, aus Nebel und Wolken. Und natürlich aus Speichel, Schweißtropfen und bei Klara Burszen auch aus den Tränen, die ihr die Wangen hinunterrollten.

Ich war also auf dem Weg zu Klara Burszen, als ich Januszky auf der Treppe der Behörde liegend fand, wo er schlief, die Mütze über die Augen gezogen, aus seinem halboffenen Mund hing die Zunge heraus. Das war zu viel. Vielleicht hatte er nur so getan, um mich zu ärgern, auf jeden Fall schob ich meinen Fuß unter seinen Rücken, kippte ihn um und sagte, das, was er veranstalte, sei doch kein Leben und so könne es nicht weitergehen. Wenn er nichts mit sich anzufangen wisse, solle er mitkommen, mich zum Boursin-Hof begleiten. Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, sagte ich erneut:

Ich kann dir verraten, dass Anatol Korkodus sich in dir getäuscht hat, weshalb er plant, dich nach Gledin, in die Anstalt zurückzuschicken. Du solltest endlich begreifen, wo du lebst. Denn mit dem großen Gehirn, das zu haben du dir einbildest, schwebst du in den Wolken. Die Hoffnungen, die man auf dich gesetzt hat, hast du nicht erfüllt.

Daraufhin rappelte er sich gleichgültig auf.

Unterwegs unterhielten wir uns kaum. Manchmal schimpfte ich mit ihm, woraufhin er nur beleidigt etwas grummelte. Schließlich bemerkte ich:

Schade, dass du nicht wenigstens ein bisschen Ungarisch kannst. Dann könntest auch du dem Fräulein vorlesen. Könntest manchmal für mich einspringen, mich vertreten. Wenn die Stunde um ist, bäckt sie dir Pfannkuchen, dann setzt sie sich mit angewinkelten Beinen dir gegenüber in den Sessel, sieht zu, wie du die Pfannkuchen aufisst und erlaubt dir, einen Blick unter ihren Morgenmantel zu werfen.

Januszký gähnte träge.

Ungarisch? Wieso sollte ich kein Ungarisch können? Wie kommt ihr darauf, dass ich es nicht kann?

So kam es, dass ich, nachdem ich mit dem Vorlesen fertig war, Januszký auf den Schemel sitzen ließ, gegenüber vom Fräulein, und ihm die Gebirgs- und Gewässerkunde des Komitats Máramaros in die Hand drückte. Obwohl auch Klara Burszen sofort klar wurde, dass Januszký in seinem Leben wahrscheinlich nicht viele ungarische Worte gehört hatte und selbst die Buchstaben kaum kannte, also nur so tat, als würde er lesen, hörten wir beide voller Erstaunen zu, wie er immer neue Wörter erfand. Januszký las in einer Sprache, die es nicht gab und das so flüssig, dass Klara Burszen vor Verwunderung und Scham, dass man ihr so etwas antat, die Tränen kamen. Verblüfft sahen wir zu, wozu er imstande war: Um den Schein zu wahren, ließ er seinen Blick sanft über die Zeilen gleiten, dazu bewegte er sogar langsam den Kopf und wenn er das Gefühl hatte, am Ende der Seite angekommen zu sein, blätterte er um.

Das tat er so lange, bis ich sagte:

Jetzt reicht's. Hör sofort damit auf und entschuldige dich. Das machst du nicht mit uns. Das verdient das Fräulein nicht.

Habt ihr es etwa nicht verstanden?

Du kannst dich nicht benehmen, das ist dein Problem. Du gehörst nicht hierher. Ich bespreche das noch heute mit Anatol Korkodus. Für dich ist es auch besser, wenn du so bald wie möglich fortgehst.

Ich bitte dich, nur das nicht. Ich reiße mich zusammen, noch heute. Ich verspreche, dass ich ab heute versuchen werde, so zu sein wie ihr.

Das geschah gegen Mittag. Was soll ich sagen, die Zeit war verflogen. In der Küche von Pochoriles brutzelte schon die Eselwurst, von seinem Gasthof wehte der Wind den Geruch ranzigen Fettes herbei und wir saßen immer noch auf dem Hof von Klara Burszen.

Das war wirklich schade.

So konnte es passieren, dass, da Brigadier Anatol Korkodus an dem Tag als Gutachter zu der nahegelegenen Nikolina-Siedlung gefahren war, weil dort angeblich mitten im Lager zwischen den Felsen eine warme Quelle entsprungen war, sich, als der Prokurator für öffentliche Gesundheit, Damasskin Nikolsky, wieder vorbeikam, niemand in der Nähe der Wasseraufsichtszweigstelle befand.

Man nannte ihn, wenn man sich überhaupt traute, ihn zu erwähnen, übrigens nur D. N., seinen ganzen Namen sprach seit seinem früheren Besuch in Verhovina niemand gern aus. Damals war er an einem Vormittag nur in Halbschuhen über die Anhöhen von Jablonska Poljana spaziert, hatte sich den Friedhof und das öffentliche Waschhaus angesehen, sich dann in ein Zimmer in Edmund Pochoriles' Gasthof einquartiert, von wo aus er einen ungehinderten Blick auf den Man-Gold-Hof, das Waschhaus und das Büro der Brigade hatte. Vier Tage lang verließ er das Zimmer gar nicht, selbst das Mittagessen ließ er sich hinaufbringen und blickte nur mit einem Fernrohr aus dem Fenster. Am Morgen des fünften Tages kam er herunter und trug seinen Namen ins Gästebuch ein – Damasskin Nikolsky, Prokurator für öffentliche Gesundheit – bezahlte, sagte, der Ort gefalle ihm, weshalb er das nächste Mal, was bald sein würde, mit seinen Freunden herkommen wolle, und zog weiter, als hätte er seine Arbeit erledigt. Doch wer seine schwächliche Gestalt, den Eierkopf mit den dürrtigen, an den Kopf

geschmiegt Haaren nur einmal hinter der Hecke entlanghuschen gesehen hatte, wünschte, er würde nie wieder in diese Gegend kommen.

Wir saßen noch in Klara Burszens Küche, als Fabritius, der aus der Kutte gesprungene Pfarrer, mit der Nachricht hereinstürmte. Die Person sei wieder aufgetaucht und, als hätte sie genau gewusst, dass sie dort niemanden antreffen würde, sei sie direkt zum Hof der Zweigstelle gegangen, habe dem Diener der Behörde, dem Kalfaktor Duhovnik, die Büroschlüssel abgenommen, die Schubladen ausgeräumt, die Akten, Protokolle, Tabellen auf den Hof hinausgeschleppt, aufeinandergestapelt und sie dann, wie man es sonst mit Städten macht, an den vier, den Himmelsrichtungen entsprechenden Ecken angezündet. Aufzeichnungen aus hundertdreiundvierzig Jahren, die Beobachtungen von Hauptmann Mordwinn und Anatol Korkodus, alle Protokolle bis zum kleinsten Papierfetzen. Er habe gewartet, bis alles verglühte und die Schmetterlinge der Flugasche den Südhimmel über Jablonska Poljana grau färbten, dann sei er auf sein Zündapp Motorradgespann gestiegen und davongefahren.

Brigadier Anatol Korkodus kam am frühen Nachmittag aus Nikolina zurück.

Januszky und ich waren gerade dabei, am Zaun des Boursin-Meierhofs entlang in Richtung der Hauptstraße hinabzusteigen, als wir das bekannte Motorengeräusch hörten. Unten näherte sich der Pissky-Brücke ein Quad, die Gestalt, die darauf saß, erkannten wir an ihren flatternden Haaren von Weitem, doch schien sie seltsamerweise nur ein hautfarbenes, enganliegendes T-Shirt zu tragen, wie man es von Artisten kennt, sie erinnerte kaum an den Brigadier, den wir am Morgen noch in Tarnkleidung hatten wegfahren sehen. Dabei war er es, nur trug er jetzt gar keine Kleidung. Wie ein schlechte Nachrichten bringender nackter Engelsbote tuckerte er zwischen den Häusern entlang, während um den Auspuff des Fahrzeugs Flammenschwerter blitzten.

Ich wusste, dass ich nicht träumte, ganz gleich, wie er jetzt aussah, das war Anatol Korkodus. Auch Januszky spürte wohl, dass etwas geschehen sein musste, denn er blieb stehen, stand mit verschränkten Armen da, um

seine Lippen bebte etwas wie ein Lächeln, so starrte er Anatol Korkodus hinterher. Wir setzten uns für eine kurze Weile in Edmund Pochoriles' Gasthof und beobachteten aus dem Schutz der Vorhänge, wie der Brigadier nichtsahnend an dem noch qualmenden Aschehaufen vorbeiging, das klappernde Geländefahrzeug in den überdachten Schuppen schob, mit einer Plane bedeckte und so lässigen und leichten Schrittes, wie sich nur ein nackter Mensch zu bewegen vermag, ins Haus ging.

Ob man ihn ausgeraubt hatte? Und ihm dabei ausgerechnet die Uhr gelassen? Nein, es musste etwas anderes passiert sein. Aber wir hatten keine Zeit herumzuraten.

Auf dem Hof qualmte der zusammengesackte Papierhaufen immer noch und verströmte den Geruch vergangener Zeiten. Jemand muss zwischen den Papierstapeln früher einmal Bohnenkraut getrocknet haben, denn dieser Duft hing wie ein zartes Tuch über dem Hof. Obwohl das Fenster der Küchentür beschlagen war, war Anatol Korkodus' nackte Gestalt dahinter zu erkennen.

Er stand mitten im Raum in einer mit Wasser halb gefüllten Schüssel. Im Ofen loderte Feuer, auf der Herdplatte stand der größte Suppentopf, in dem der Brigadier Wasser erwärmte, mit einer Stielkanne daraus schöpfte und über sich goss. Der Raum war von einem stark nach Petroleum riechenden Dampf erfüllt und auch die Haut des Brigadiers schimmerte ölig bunt. Jetzt baumelte ihm auch seine Taschenuhr nicht mehr um den Hals.

Ich hätte etwas sagen müssen, doch Januszky kam mir unerwartet zuvor:

Alle Achtung, Boss, Sie sind aber schnell wieder aus Nikolina zurück. Sie haben bestimmt Hunger. Ich sage in der Kantine Bescheid, dass sie das Mittagessen heute eher schicken sollen. Aber nicht, dass Sie sich inzwischen erkälten.

Anatol Korkodus wandte sich ihm zu, als traute er seinen Ohren nicht. Auch ich staunte nicht schlecht und wechselte verwunderte Blicke mit meinem Alten. Januszky fuhr fort:

Und sagen Sie, Boss, stimmt die Sache mit der heißen Quelle oder war das nur ein Märchen, ein Vorwand, um Sie dorthin zu locken? Da wollte wohl jemand, dass Sie heute nicht daheim sind.

Anatol Korkodus sah mich wieder an, ob auch ich hörte, was der Junge sagte. Als wüsste er genau, was dem Brigadier widerfahren war. Doch bald schon sammelte er sich, ignorierte nach außen hin die Wichtigtuerei des Jungen und wandte sich ruhig an mich:

Setz noch einen Topf auf. Ich bin mit etwas Gasöl vollgeschmiert, ich werde mindestens vier oder fünf Töpfe warmen Wassers brauchen, um mich zu waschen.

Ich holte den Waschtopf aus der Kammer, füllte ihn mit Wasser, währenddessen stand ich mit dem Rücken zu ihnen. Weil das Wasser rauschte, sagte ich laut:

Stellen Sie sich vor, heute hat auch Januszky dem Fräulein vorgelesen. Januszky spricht perfekt Ungarisch. Hätten Sie das gedacht?

Plötzlich fiel mir Januszky, ebenfalls laut, ins Wort:

Ich wasche Ihnen gleich den Rücken, Boss. Aber vorher wische ich ihn mit einem trockenen Handtuch ab. Das weiß ich von meiner Mutter, die mir damals noch so manches beigebracht hat: Über petroleumbeschmierte Haut rutscht das Wasser nur so hinweg. Es perlt von ihr ab, deshalb muss man das Petroleum zuerst mit einem trockenen Tuch abwischen.

Ich musterte ihn: Der und seine Mutter!

Auch Anatol Korkodus musterte den Jungen, wusste nicht, was er davon halten sollte, dass der plötzlich so redselig geworden war und die Initiative ergriff. Dann wandte er sich wieder an mich und bat mich, das Wasser auszutauschen. Er trat aus der Schüssel, und ich nahm sie, die Oberfläche des Wassers schillerte regenbogenfarben. Januszky öffnete mir die Tür und ich schüttete es auf den Hof. Während ich einen Schritt nach hinten tat, damit er sie wieder schließen konnte, blickte ich auf.

Gerade in diesem Moment kam unser Amtsdienner, das Faktotum der Behörde, der Murkser Duhovnik durchs Tor. Er hatte zwar freien Zugang zum Hof, zur Scheune und zum Garten hinterm Haus, trotzdem war ich neugierig, was er jetzt vorhatte. Ich wischte mit dem Arm meines Mantels ein kleines Loch auf dem beschlagenen Fenster und blickte hinaus. Schniefend, mit langsamen, unsicheren, taumelnden Schritten steuerte er offenbar direkt auf die Eingangstür zu. Er stieg die drei Stufen hinauf, nahm

die Mütze ab, drückte sie sich unter den Arm und blickte, die Augen mit der Hand abschirmend, durch die Fensterscheibe der Tür. Durch die feuchte Scheibe verzerrt, sah man sein vor Entsetzen hochrotes, verschwommenes Gesicht. Er war offensichtlich betrunken.

Januszky bemerkte es auch und trat ganz nah an die Tür.

Sieh einer an, der späht herein. Hat er das früher auch schon gemacht?

Nun wandte sich Anatol Korkodus an ihn, sprach ihn endlich an. Wer weiß, warum, siezte er ihn auf einmal:

Wissen Sie was, Januszky? Dann schicken Sie ihn doch weg. Zeigen Sie mal, wie Sie das machen.

Da der Kalfaktor Duhovnik, die Stirn immer noch an die Scheibe gedrückt, hinter der Tür wankend, wohl hörte, was Anatol Korkodus sagte, klopfte er an und rief herein, wobei ihm die Stimme wegbrach:

Ich habe eine nicht besonders gute Nachricht, mein Herr.

Anatol Korkodus hielt die Nase in die Luft und schnüffelte. Duhovniks Schnapsgeruch drang nun schon durchs Fensterglas.

Zuerst sah Anatol Korkodus mich an, dann warf er Januszky einen auffordernden Blick zu, woraufhin dieser die Tür öffnete, aber nur einen spaltbreit. Er wich zurück, und mit dem Luftzug erreichte nun auch mich der Geruch des Betrunkenen. Januszky beugte sich hinaus und sagte:

Der Brigadier hat jetzt keine Zeit. Kommen Sie morgen. Warten Sie mit Ihren Nachrichten, wenn sie uns interessieren, werden wir Sie rufen.

Ich warte nicht!

Januszky blickte mit gesenkten Lidern und einem schiefen Lächeln zu Anatol Korkodus und sagte:

Er meint, er warte nicht.

Duhovnik gab keine Ruhe und fuhr, immer noch hinter der Tür stehend, mit zunehmender Lautstärke fort:

Schade, dass der Herr nicht zu Hause war. Ich kann nur sagen, es ist wirklich sehr schade, dass Sie heute nicht daheimgeblieben sind. Darum konnte das passieren, was passiert ist. Eine Person war da, den Namen spreche ich lieber nicht aus.

Anatol Korkodus warf Januszky einen düsteren Blick zu.

Fragen Sie ihn, welcher von beiden. Das Pferdegesicht oder der andere, der Eierkopf. Er soll es uns sagen und dann gehen.

Nun öffnete Duhovnik die Tür weiter und steckte den Kopf herein. Seine Nase war rot, die Augen waren blutunterlaufen.

Nicht das Pferdegesicht, es war die Mäusefresse. Ich habe gerade die Meerschweinchen gefüttert, als ich das Tor quietschen hörte. Als ich herauskam, war die Person schon auf dem Hof. Er sagte, ich sehe, der Chef ist nicht da, sei's drum, wenn er nicht da ist, ist er eben nicht da, das ist wohl auch für ihn besser so. Das hat er gesagt. Und dann noch, dass er keine Zeit hat, auf ihn zu warten, seine Aufgabe ist nämlich unaufschiebbar. Dann griff er in meine Hosentasche und holte die Büroschlüssel heraus. Alle beide, denn sie sind ja zusammengebunden.

Anatol Korkodus sagte leise:

Das reicht. Kein Wort mehr. Später, wenn Sie wieder nüchtern sind.

So war es, mein Herr. Er hat die Bürotür geöffnet, ist hineingegangen, hat nicht lange gebraucht, hat alles schön auf den Hof hinausgetragen, alle Papiere von Herrn Korkodus, die Schubladen sind leer. Er hat alles in einen Sack gestopft, als würde er es mitnehmen wollen. Aber er hat es nicht mitgenommen, sondern mitten auf den Hof gekippt und mich um ein Streichholz gebeten.

Anatol Korkodus trat aus der Waschschüssel heraus, wischte über das beschlagene Fenster und blickte auf den Hof hinaus. Auf den schwelenden, qualmenden schwarzen Haufen. Er trat zurück in die mit Wasser halb gefüllte Schüssel. Jetzt begann sein Kopf zu zittern, als nickte er zustimmend. Dann bekam er einen kurzen Schluckauf, holte tief Luft, sperrte den Mund weit auf, woraufhin eine Menge Speichel vor seine Füße in die Waschschüssel tropfte. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, und bedeutete Januszky, die Tür zu schließen. Danach sagte er es auch ganz leise:

Junge, schließen Sie die Tür.

Duhovnik blieb da, stand hinter der Tür, seine roten Ohrläppchen leuchteten durchs beschlagene Fenster.

Doch die Schlüssel sind am Ende hiergeblieben, rief er, Herr Nikolsky hat sie nicht mitgenommen, als er ging, er hat sie im Schloss gelassen.

Anatol Korkodus räusperte sich, ihm traten sogar Tränen in die Augen und sein Kopf zitterte in einem fort, trotzdem sprach er mit ganz ruhiger, leiser Stimme:

Was würden Sie jetzt tun, Januszky? Was würden Sie mit diesem Menschen machen?

Irgendetwas, damit wir nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ich meine, nie wieder.

Dann überlasse ich das Ihnen. Erledigen Sie es, denn, wie Sie sehen, habe ich jetzt etwas anderes zu tun.

Obwohl es Nachmittag war, die Stunde der Toten, wenn die Esel schreien, zog Januszky die Tücher aus den Ohren. Er öffnete die Tür.

Sie gehen jetzt nach Hause und packen zusammen. Packen Ihre Sachen, aber nur das Notwendigste, was in eine Umhängetasche passt, denn Sie verlassen diesen Ort.

Ich? Wohin zur Hölle soll ich denn gehen?

Sie haben es gehört. Sie packen unverzüglich zusammen, weil Sie weggehen werden. Wenn Sie fertig sind, sage ich Ihnen, wohin. Sie haben fünfzehn Minuten, also eine Viertelstunde.

Duhovnik hörte, was Januszky sagte, aber als wollte er ihm nicht glauben, blieb er hartnäckig auf der Schwelle stehen. Erst als Januszky mir die Tür öffnete, damit ich das Wasser aus der Schüssel schütten konnte, die der Brigadier inzwischen vollgespuckt hatte, ging er zögernd los. Ich stand da, als wollte ich es über ihn schütten.

Sie haben gehört, was Herr Januszky gesagt hat. Halten Sie sich daran.

Nun bat Anatol Korkodus Januszky, aus der Kammer eine größere Schüssel zu holen. Nachdem wir sie mit warmem Wasser gefüllt hatten, stellte er sich wieder hinein und bat den Jungen, ihm die Haarseife zu geben, die auf dem Fensterbrett lag. Der mit Petroleum durchmischte Dampf hatte sich dicht auf die Fensterscheibe gelegt, dennoch war die taumelnde Gestalt des Kalfaktors Duhovnik zu sehen, wie er mit eingezogenem Schwanz langsam über den Hof trottete. Anatol Korkodus

rieb sich den Körper mit der Haarseife ein, ließ sie an den mit Haaren bedeckten buschigeren Stellen aufschäumen und rubbelte sich dann mit einem ins warme Wasser getauchten groben Handtuch ab. Dann trat er unerwartet, noch triefnass, heraus, setzte sich an den Rand der Pritsche, auf der ich sonst schlief. Schaumwasser lief ihm die Waden entlang auf den Boden. Er grub das Gesicht in die Hände.

Nun sagte Januszky:

Boss, Sie erzählen gar nichts. Stimmt es wirklich, dass in Nikolina aus dem Boden heißes Wasser entspringt? Darf ich fragen, zu welchem Schluss man gekommen ist? Wird man damit etwas anfangen?

Anatol Korkodus blickte zwischen den Fingern hindurch forschend zu Januszky und sagte:

Gehen Sie zu ihm, Januszky. Gehen Sie und erledigen Sie, was ich Ihnen aufgetragen habe.

Ich dachte, Sie erzählen uns, wie Ihr Vormittag war.

Der Brigadier winkte nur noch ab und sagte kein Wort mehr.

Jahre später erfuhr ich, was geschehen war. Als es ohnehin schon keine Rolle mehr spielte.

Seitdem im Tal der Jablonka kein Zug mehr fuhr, polterte nur alle zwei Tage ein zu einem Bus umgebauter Lastwagen die inzwischen von Brombeeren und Zwergbirken bewachsene Böschung entlang, deshalb legte Anatol Korkodus die Strecke auf dem sich durch die Wiesen schlängelnden Feldweg mit dem kleinen vierrädrigen Geländemotorrad zurück, das er vor Kurzem von dem Vikar aus Czernowitz geschenkt bekommen hatte. Das Tal der Nikolina war für seine Stacheldrahtzäune, seinen Düngergestank und seine Milchwirtschaft bekannt, vor allem aber für die aufgrund ihrer unzünftigen Vergangenheit ausgestoßenen Frauen, die sich um die Tiere kümmerten. Trotzdem entsprang an einem kristallinen Oktobertag gerade an diesem verfluchten Ort, neben dem Zaun des Lagers zwischen den Steinen eine heiße Quelle und hüllte die Siedlung in einen Dampfschleier. Noch in der Nacht, im Mondlicht flatterte dieses silberne Tuch wie ein

betörendes Trugbild, eine himmlische Botschaft über den Ställen und den Baracken der Internierten. Da es sich um Wasser handelte, ließ die Oberwachtmeisterin Isadora, die neben den Angelegenheiten der Molkerei auch für die Verbannten zuständig war, den Brigadier Anatol Korkodus in Jablonska Poljana benachrichtigen. Er solle sobald wie möglich vorbeikommen, aus der Quelle eine Probe nehmen und ein Gutachten abgeben, denn vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, das warme Wasser in die Halle zu leiten, wo die Frauen die Milchkessel bis dahin mit eisigem Bachwasser ausgewaschen hatten.

Obwohl die Siedlung von Nikolina nicht mehr zum Wasserwirtschaftsgebiet von Verhovina gehörte, kam Anatol Korkodus der Bitte nach, setzte sich früh am Morgen auf sein Quad und fuhr auf der vom Herbsttau staublosen Straße zu der Siedlung, um die Sache in Augenschein zu nehmen. Nikolina bestand aus wenigen kleinen Bauernhäusern, aus den Baracken und vor allem aus den Ställen, von wo aus von den frühen Morgenstunden an bis in den späten Abend hinein das Gezitscher der dungfressenden Haubenhöpfe zu hören war. Er war noch ganz am Anfang seiner Begutachtung, als ein schäbiger Kleinlaster bei der Siedlung vorfuhr. Es war die Kreiskommissarin Madame Karabiberi mit ihren Nonnen. In großer Eile sperren sie die Siedlung rundherum mit einem Rot-Kreuz-Band ab und nachdem sie von einer Liste die Namen der Frauen im Lager aufgerufen hatten, verordneten sie eine Quarantäne von drei Wochen für ganz Nikolina. Die große Eile sei geboten, weil sie über die unsäglichen Zustände informiert worden seien, wonach den Kühen der Speichel aus dem Maul tropfe und es auch in der Unterkunft der Frauen einige gebe, die kränkelten. Offenbar sei wieder diese neuartige Krankheit ausgebrochen, die man in der Gegend Oktoberspeichelsucht nannte, da sie stets mit vermehrtem Speichelfluss begann und auch, weil sie jedes Jahr von den von silbrigen Herbstfäden schimmernden, milden Oktoberwinden aus den morastigen südlichen Ebenen herbeigetragen wurde. Zuerst wirft sie die Kühe um und dann überträgt sie sich auch auf die, die für die Tiere sorgen. Sie geht mit Fieber, brennenden Ausschlägen, Ausfluss aus den Ohren, Doppeltsehen und Unterleibskrämpfen einher.

Doch wusste Doc Svantz, der Tierarzt, der sein Leben ebenfalls wie ein Aussätziger, innerhalb des Drahtzauns, in der Nähe der Ställe und Baracken verbrachte, und den Anatol Korkodus nun rasch befragt hatte, weder von sabbernden Kühen noch von kränkelnden Frauen etwas. Die Herbstfäden mochten vielleicht flattern, doch erfreuten sich die Kühe bester Gesundheit.

Anatol Korkodus kam zu dem Schluss, dass der Zeitpunkt für weitere Untersuchungen ungeeignet sei, brach die Besichtigung ab und schrieb auf einem aus seinem Heft gerissenen Blatt eine kurze Nachricht an die Oberwachtmeisterin Isadora, die während der ganzen Zeit um die Nonnen herumscharwenzelte, dass die Sache bestimmt irgendwie zu lösen sei, vorausgesetzt, die dem heißen Wasser entnommenen Proben würden sich als günstig erweisen, man würde ein paar Meter gusseiserne Rohre besorgen, mit einem Durchmesser von sechs oder acht Zoll, einige Filter und Knierohre würde man auch brauchen und natürlich einen bedeckten Abwassergraben, vor allem aber ein Hydrophor, um das warme Quellwasser in die Halle zu pumpen. Gleich darauf wollte Anatol Korkodus zu seinem Geländefahrzeug gehen, das er vor den Ställen geparkt hatte, um nach Jablonska Poljana zurückzufahren. Da stellten sich ihm jedoch die Nonnen von Madame Karabiberi in den Weg und verboten ihm, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Der Brigadier versuchte, ihnen auszuweichen und nachdem diese nicht nachgaben, zeigte er ihnen sogar das Abzeichen der Wasseraufsichtsbrigade, den silbernen Brigadiersstern, den er an seinem Handgelenk, an der Innenseite der Manschette trug. Er wies mit Nachdruck darauf hin, dass er der Brigadier von Jablonska Poljana sei, der zur Mittagszeit in seinem Büro, in der Nähe seiner Brigade zu sein habe. Doch die Nonnen sahen ihn nur verwundert an.

Es sei interessant, was er sage, doch hätten sie noch nie in ihrem Leben von Jablonska Poljana gehört. Auch von keiner Brigade, die dort irgendetwas zu tun habe und am allerwenigsten von einem Wieheißternoch, Brigadier, wie er sich nannte. Doch selbst, wenn es so sein sollte, eine Seuche sei eine Seuche und Bazillen suchten sich nicht aus, wen sie befielen, das könne einen Brigadier genauso treffen wie jeden anderen. Deshalb solle er ihnen folgen, sie würden eine kleine Desinfektion an ihm vornehmen, denn solange das nicht geschehen sei, brauche er nicht zu

glauben, dass er die Siedlung verlassen dürfe. Sie begleiteten ihn in eine verlassene Hütte hinter den Ställen, wo er vom Kichern der Marder empfangen wurde und wo aus dem Boden und sogar aus dem Gebälk schwarze Pilze mit fransigem Hut wuchsen, dort zogen sie ihn splitternackt aus, rieben ihn mit in Petroleum getunkten Lappen von Kopf bis Fuß ein und nahmen seine Kleidung an sich, mit der Begründung, diese auszukochen.

Einige Minuten lang saß Anatol Korkodus zitternd, nur in eine löchrige Decke gehüllt, am Rand der klapprigen Pritsche und starrte durch den mit verdorrten Käfern vollen Spinnwebenvorhang des einzigen kleinen Fensters der Hütte auf den türkisen Oktoberhimmel, in dem gelbe Blätter umherwirbelten und unter dem die silbernen, von der Seuche glänzenden Herbstfäden flatterten.

Ja, es dauerte nur wenige Minuten, bis seine Vermutung mit dem Blutkreislauf in seinen gesamten nackten Körper gelangt war, dann sprang er auf, warf die Decke ab und ging, nackt, wie er war, auf den Hof, sprang aufs Quad und fuhr, durch die Rot-Kreuz-Bänder hindurch, fort. Da man die Reifen des Geländewagens inzwischen aufgeschlitzt hatte, wählte Anatol Korkodus, um doch voranzukommen, den Weg in Richtung der vom Herbsttau durchnässten, dank des Torfs nachgiebigen Wiesen, wo man ihm nicht folgen konnte, weshalb sich die Reifen auch erst am Rand von Jablonska Poljana allmählich von den Stahlfelgen lösten, nachdem er auf die gepflasterte Straße der Infanteristen gebogen war. Das Klappern ließ die Fenster erzittern, die Leute standen schreckensstarr hinter den Vorhängen und sahen dem Brigadier hinterher, wie er mit düsterer Miene auf seinen Hof einbog.

Doch er war trotzdem zu spät gekommen.

Der Kalfaktor Duhovnik wohnte auf dem Lagerhof, in dem Gebäude hinter dem öffentlichen Waschhaus. In seiner Kunstlederweste, mit der Kunstledermütze auf dem Kopf saß er auf der Türschwelle, vor ihm eine fast leere Flasche Holunder-Pálinka, hinter ihm zwei Umhängetaschen. Als er Januszky und mich kommen sah, stand er taumelnd auf. Vor seinen Augen schwebte roter Dunst.

Gut, dass Sie kommen, ich glaube, ich habe nicht alles erzählt. Setzen Sie sich, reden wir nochmal drüber. Mit dem Brigadier würde ich auch noch ein paar Worte wechseln.

Januszky stand vor ihm, die Hände in die Hüften gestemmt und sagte:

Sie, Duhovnik, haben dafür jetzt keine Zeit, weil Sie fortgehen. Und zwar in den Stummen Wald, zum Damm, als Dammwärter. Da finden Sie Balwinder, den schicken Sie heim. Geben Sie ihm zu verstehen, dass wir ihm verziehen haben.

Duhovnik schüttelte ungläubig den Kopf.

Morgen früh wird sich bestimmt auch der Brigadier ausgeschlafen haben. Ich kenne ihn, ich glaube nicht, dass er es ernst gemeint hat.

Das habe ich jetzt so gemeint, nicht der Brigadier. Deshalb werden Sie schön in die Hütte des Dammwärters einziehen und diese nicht verlassen, sondern Tag und Nacht mit weit aufgerissenen Augen den Damm beobachten, den Wasserstand, die Schleusen und alles, wirklich alles, was Ihnen auffällt, notieren. Einmal in der Woche dürfen Sie sich entfernen, bis zum Birtz Sappeurhaus, um sich in der Kantine mit Nahrung versorgen zu lassen. Unterwegs zählen Sie die Quellen neben dem Pfad, auf dem Hin- und Rückweg, und schreiben alles, alles auf, was Sie gesehen haben. Wenn Ihnen langweilig ist, vergleichen Sie die neuen Daten mit den alten, und wenn Ihnen etwas merkwürdig vorkommt, suchen Sie nach einer Erklärung für die Abweichungen. Machen Sie sich auf den Weg, damit Sie sich nicht im Dunkeln verirren.

Mein Herr, das klingt nicht gut.

Januszky ging um die beiden Umhängetaschen herum.

Und was ist das? Es war von einer, genau einer Tasche die Rede, nicht von zweien.

Ich habe meine Sachen in zwei gepackt, mein Herr. Da wir zu zweit sind. Die andere gehört Roswitha.

Roswitha, sagen Sie? Und wer soll diese Person sein?

Duhovnik taumelte zur Tür seiner Schlafkammer und sperrte sie auf. Am Pritschenrand saß ein Mädchen mit rotblonden Haaren, weißer Haut und rosafarbenen Augen und sah uns mit sanftem Kälberblick an. Es hatte

einen länglichen Kopf, der etwas größer war als üblich. Als es wahrnahm, dass die Tür offenstand, richtete es sich das Haar und stand auf. Es hatte das reife Gesicht einer Erwachsenen, aber seine Statur war eher die eines Kindes, es ging mir nicht einmal bis zur Brust. Nun ja, der Kopf. Unter der kleinen weißen Lammlederweste trug es eine blaue geblümete Bluse, die etwas feucht war und ihm am Busen klebte. Obwohl ich immer noch den Petroleumgeruch von Anatol Korkodus' Küche in der Nase hatte, nahm ich den aus der Kammer strömenden Sauerteiggeruch wahr. Den von wollüstigen Frauen mit glänzenden Lippen. Roswitha war in der Brunst.

Auch Januszky schnupperte und starrte Duhovnik an.

Ich habe gefragt, wer das ist.

Wie gesagt, Roswitha. Wir sind seit heute Morgen zusammen. Es waren fliegende Händler aus Velky Lukanar mit ihrem Planwagen hier, sie haben sie mir angeboten.

Das brünstige Mädchen, das Roswitha hieß und das Duhovnik von fliegenden Händlern gekauft hatte, trug ein herzförmiges kleines Kissen um den Hals, auf das mit rotem Faden ihr Name gestickt war: Roswitha. Januszky ging um es herum, beschnüffelte und musterte es.

Ich glaube, Roswitha bleibt hier. Wie viel haben Sie für sie bezahlt?

Zweitausend und achthundert Coupons. Meine ganzen Ersparnisse.

Dann haben Sie Ihr Geld jetzt wieder: Sie haben wieder zweitausend und achthundert Coupons, für die Sie in der Kantine einkaufen können. All Ihre Ersparnisse, Ihre Coupons, bis auf den letzten Abschnitt, warten in der Kantine auf Sie. Sie kaufen nach Lust und Laune ein und müssen nicht bezahlen. Was hätten Sie denn im Wald mit dem Kind angefangen?

Ich fühle mich seit Langem einsam. Ich habe an die langen Winterabende gedacht.

Als sei alles gesagt, kehrte Januszky ihm den Rücken zu und wandte sich an das Mädchen.

Du hast es gehört! Du gehst nirgendwohin und wohin dieser Mann dich mitnehmen würde, erst recht nicht.

Roswitha sah ihn nur an, mit ihren rosa Augen, ohne zu blinzeln, starrte auf Januszkys Mund, dann wieder erschrocken auf Duhovniks Mund, mal

zu dem einen, mal zu dem anderen, schließlich auf die beiden Taschen.

Und Duhovnik sagte trotzig:

Sie hört Sie nicht, mein Herr. Roswitha ist taub. Und sprechen kann sie auch nicht.

Roswitha war taubstumm. Als Januszky sie mit beiden Armen ergriff, anhob und forttrug, gab sie also keinen Mucks von sich. Und ich rannte ihnen nur mit trockenem Mund hinterher.

Was hast du vor, hä? Was zur Hölle willst du mit ihr?

Das geht dich nichts an, sagte Januszky streng. Du wirst schon sehen, die wird man schon noch für etwas gebrauchen können.

Die leere Küche war immer noch von Petroleumdunst erfüllt, aber Anatol Korkodus war nicht mehr da. Ich ließ die Tür geöffnet, um den Raum auszulüften und öffnete auch die Fenster. Januszky griff Roswitha unter die Arme und stellte sie auf einen Küchenstuhl. Jetzt war sie ebenso groß wie wir. Sie wusste nicht, was um sie herum geschah, was mit ihr geschah, während ein verlegenes Grinsen über ihr Gesicht huschte, eilten Tränen auf ihre Mundwinkel zu. Januszky griff ihr, wie einem Hund, unters Kinn und drehte ihren Kopf nach links und rechts. Danach suchte er, ganz so, als wäre er zu Hause, auf dem Regalbrett über dem Wasserhahn, wo Anatol Korkodus Seife, Zahnbürste, Rasierer und seine Salben aufbewahrte, nach irgendetwas. Er fand den Schildpattkamm des Brigadiers, befeuchtete ihn, doch bei den verfilzten lockigen Haaren des Mädchens kam er damit nicht weit. Er warf den Kamm zurück aufs Regalbrett, ging einmal im Kreis um das Mädchen, zog ihr die kleine Lammfellweste aus, knöpfte auch die kleine Bauernbluse auf, damit die mickrigen Brüstchen mit den großen hellbraunen Knospen zum Vorschein kamen, zwischen denen ein herzförmiges kleines Kissen baumelte, auf dem der Name stand: Roswitha.

Januszkys Miene war zu einer Grimasse gefroren, grübelnd musterte er das Mädchen, hob es dann plötzlich wieder mit beiden Armen hoch, lauschte eine Weile an Anatol Korkodus' Tür und klopfte schließlich an.

Sind Sie es, Januszky? Bleiben Sie, wo Sie sind. Und berichten Sie, was Sie erreicht haben.

Ich habe es erledigt, Boss. Ich habe ihn zum Damm geschickt, den sehen wir so schnell nicht wieder, wenn wir nicht wollen. Und, wenn Sie es mir erlauben, das ist noch nicht alles.

Daraufhin öffnete Januszky, ohne eine Aufforderung abzuwarten, mit Roswitha in den Armen, die Tür.

Anatol Korkodus lag bis zum Kinn zugedeckt in seinem Bett, die beiden nackten Arme ruhten auf der Decke, von seinen vielen zotteligen Haaren, die er in ein Handtuch gewickelt trocknete, war jetzt keine einzige Strähne zu sehen. Auf seinem Nachtschrank stand die Flasche mit dem Schlehdorn-Pálinka. Doch aus dem Zimmer strömte immer noch der Geruch von Petroleum.

Januszky stand mit dem Mädchen im Arm auf der Türschwelle und sagte:

Das habe ich für Sie mitgebracht, Boss.

Anatol Korkodus griff nach der Flasche, nahm mehrere Schlucke und ließ die beiden dabei nicht aus den Augen. So vergingen mehrere Minuten, Januszky mit dem stummen Mädchen im Arm, alle in tiefes Schweigen gehüllt. Wer weiß, vielleicht verging sogar eine halbe Stunde auf diese Weise oder noch mehr. Bis der Brigadier endlich etwas sagte:

Ich danke Ihnen, dass Sie an mich gedacht haben. Offenbar habe ich Sie falsch eingeschätzt, Januszky. Stellen Sie, das, was Sie mir mitgebracht haben, dorthin. Und nun gehen Sie, ruhen Sie sich aus.

Ich war schon wach, als Januszky am nächsten Morgen ohne zu klopfen die Küche betrat. Mahnend hob ich die Hand und sagte:

Halt, du bleibst, wo du bist. Das nächste Mal bleibst du schon in der Mitte des Hofes stehen und wartest, bis man dich bemerkt. Bis du hörst, dass jemand aus dem Haus heraufruft und dich fragt, was du willst, oder sagt: Ja, bitte? Bis dahin rührst du dich nicht, stehst nur mitten im Hof.

Ich will mit dem Boss sprechen.

Und jetzt wirst du so nett sein und mit diesem Boss-Quatsch aufhören. Wir hier wissen nicht, was das bedeutet. Und das heißt, dass du es auch nicht wissen kannst. Jetzt geh. Du wirst es rechtzeitig erfahren, wenn dich jemand sehen will.

Zwei Tage später kamen sie, um Januszký zu holen.

Offenbar hatte er ihr Kommen im Traum gespürt, aber auch, dass es schon zu spät war und er nicht einmal so viel Zeit haben würde, um das Fenster zu öffnen. Er nahm Anlauf und sprang durchs geschlossene Fenster. So kam es, dass er mit spannenlangen, blitzenden Glasstacheln im Körper die Straße der Infanteristen entlangrannte, während man ihn mit einem Hundefängernetz jagte, bis man ihn schließlich in Kapisztránovs Imbiss, unter dem Kleiderständer, inmitten einer kleinen Blutlache fand, wo er sich auf lächerliche Weise, einen Fuß mit dem anderen bedeckend, hinter Brigitta Konuvalovs Schürze versteckte.

Als er mich durch das Gewebe des Netzes erblickte, wie ich mit verschränkten Armen dastand und zusah, wie man ihn auf einen Lastwagen, auf die Ladefläche hinter der Fahrerkabine schob, die aus einem von Hundespeichel und Fellbüscheln verklebten dreckigen Käfig bestand, brüllte er in der nicht existierenden Sprache los, über die wir uns schon einmal gewundert hatten, als er uns in Klara Burszens Haus versucht hatte hereinzulegen.

8. (FRÄULEIN KLARA BURSZEN)

Am Abend vor seiner Verhaftung trimmte sich Anatol Korkodus den Bart, zog sein nagelneues, Festtagen vorbehaltenes Hemd an, band sich eine Fliege um, zog das graue, uniformartige Wollsakko über, das am Kragen, den Manschetten und den Taschen mit dunkelgrünen Samtverzierungen geschmückt war, dann trank er eine kleine Flasche hausgemachten Enzian-Pálinka und ein Gläschen Brombeerwein und aß bis zum Morgen, als er abgeholt wurde, dreieinhalb im Ganzen gebratene Meerschweinchen.

Mein Alter hatte schon seit Tagen nichts mehr gegessen, doch er hatte sich wohl, nachdem er aus einigen kleinen Anzeichen und später aus einer ziemlich verlässlichen Quelle erfahren hatte, dass alles vorbei war, beruhigt, so dass er gegen Abend offenbar wieder Appetit hatte. Es sollte wahrscheinlich so etwas wie ein Abschiedsmahl werden. Während ich ihm zusah, wie er sich bedächtig, ja, tatsächlich über mehrere Stunden, vollstopfte, brachte ich keinen Bissen hinunter. Jetzt sah es wirklich ganz danach aus, dass ich allein bleiben würde. Mein Alter war am Ende seiner Wege angelangt.

Im Wasserschutzbezirk, den Brigadier Anatol Korkodus im Auftrag ferner Mächte leitete, und der sich von den Seen der Brusztyna über das ehemalige Gut der Czervenskys ganz bis zu den Wäldern der Mentelina erstreckte, passierte plötzlich so manches. Angefangen zum Beispiel damit, dass noch in der ersten Woche des Sommers, am Höhepunkt des ohrenbetäubenden Gezwitschers, der Wald plötzlich verstummte und ausstarb. Unbekannte hatten entlang der Jablonka mit langen Stöcken die Nester von den Bäumen geschlagen, wo sie sie nicht erreichten, mit

Feuerspritzen von den Ästen gespült, das Laub mit irgendeiner stinkenden Flüssigkeit besprüht, die Ruheplätze der Wandervögel mit Teer beschmiert, woraufhin die Vögel die Gegend von einem Tag auf den anderen verließen und außer den schweigsamen Krähen keine mehr blieben.

Es war zu ahnen, dass das mit den Vögeln nur der Anfang war. Derjenige, der sich das ausgedacht hatte, würde es nicht dabei belassen.

Deshalb schickte Anatol Korkodus einen Bericht darüber nach Monor Gledin, an die Zentrale für Landschaftsschutz und einen weiteren an die Gendarmerie, und er schrieb auch an den Bischof von Lemberg. Er wartete, wartete, wochenlang, erhielt jedoch von keinem eine Antwort.

Dann waren die Bienen an der Reihe. Eines Nachts im Herbst brannten in den vom Duft reifer Früchte erfüllten Gärten von Jablonska Poljana alle Bienenstöcke und Zwetschgenbäume ab – es geschah bei windstillem Wetter –, so dass über den klebrigen verkohlten Baumstümpfen noch tagelang nach Karamell duftender Rauch in der Luft hing. Nun fuhr Anatol Korkodus persönlich nach Monor Gledin, da er aber niemanden fand, der ihn angehört hätte – manche sagten, der Hauptmann empfangen gerade eine Delegation, andere wiederum, dass er eine Außenstelle besuche – hinterließ er bei den verschiedenen Ämtern erneut schriftliche Berichte, und dem Bischof schilderte er den Vorfall in einem Telegramm, das mehr als hundert Wörter beinhaltete. Er fuhr nach Hause und wartete, wartete, aber eine Antwort erhielt er auf keine seiner Eingaben.

Als dann vor Einbruch des Winters durch einen sorgfältig ausgehobenen Graben aus den Abraumhalden irgendeine in prächtigem Lila, Grün und Rot schillernde zähe Flüssigkeit von beißendem Geruch in den Fluss rann, so dass die Wasseroberfläche mit den Kadavern von Forellen, Groppen, Rotfischen und anderen mehr bedeckt war, und in dem Dunst über dem Flussufer, hervorgerufen durch die Gase der Verwesung, sogar nachts noch ein betörendes Trugbild waberte, schrieb Anatol Korkodus erneut einen Bericht.

Er gab eine detaillierte Schilderung dessen, was er neuerdings in der Gegend wahrnahm und bat um unverzügliche Untersuchung der Ereignisse durch die entsprechenden zuständigen Behörden. Doch als er seine Aufzeichnungen, an denen er einen ganzen Nachmittag lang gearbeitet, sie

mit Kugelschreiber auf nummerierte Seiten, mit Durchschlagpapier zugleich in mehreren Exemplaren angefertigt hatte, zum Schluss noch einmal durchlas, riss er, mit Ausnahme von einem Exemplar, alle in kleine Stücke. Als wäre ihm plötzlich klar geworden, dass er auch die anderen Berichte nicht hätte verfassen sollen.

Gegen Ende des Winters, in der Zeit, in der es in der Siedlung nicht viel zu tun gibt, überlegte sich Anatol Korkodus eines Tages, nach Monor Gledin zu fahren, in die Besserungsanstalt, und sich die Personalakten und Fotos derer geben zu lassen, die man demnächst entlassen würde und wenn er aufgrund dieser Informationen an einem von ihnen Gefallen finden würde, wolle er ihn einladen, unter seiner Obhut in der Siedlung ein neues Leben zu beginnen. Er hatte auch schon früher Kinder hergeholt, alle drei bis vier Jahre unternahm er einen Versuch mit einem von ihnen. Also ging er früh am Morgen zur Bahnstation, füllte das Formular für seine Freifahrkarte aus, riss den entsprechenden Abschnitt ab, damit Bahnhofsvorsteher Stecc ihn unterschrieb und mit seinem Stempel bestätigte, dass er für den Zug gültig war, der an diesem Tag fahren würde. Der Zug stand schon da, doch der Bahnhofsvorsteher nahm den Abschnitt nicht entgegen, sondern bedeutete ihm nur mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen. Der Vorsteher Stecc wohnte im Bahnhofsgebäude und nun ging er mit dem Brigadier nach hinten, in die kleine, aus einem einzigen Raum bestehende Dienstwohnung. In der Wohnung setzte er seine Mütze ab, sein Kopf leuchtete, er war vollkommen kahlrasiert.

Hör zu. Wenn du unbedingt fortwillst, dann versuche, auf einem anderen Weg hinauszugelangen.

Aber der Zug steht doch da.

Von mir kannst du keinen Stempel bekommen. Ich darf dich nicht einsteigen lassen. Du kannst es versuchen, aber die Kontrolleure werden dich schon bei der Furt von Tuverkan aus dem Zug werfen. Das ist alles, was ich dir sagen kann.

Gut, dann stelle ich keine Fragen.

Den Zug wird es hier übrigens nicht mehr lange geben. Angeblich sind fremde Arbeiter in die Gegend gekommen, die etwas weiter weg bald mit der Demontage der Zugbrücken beginnen werden. Die Gleise werden sie sicherlich auch abbauen.

Das hätte ich mir denken können.

Damit wandte sich Anatol Korkodus zum Gehen, doch dann sagte er noch zum Vorsteher:

Wo sind denn deine Haare geblieben?

Ich wurde geschoren.

Das sehe ich. Gerade jetzt, im Winter fällt dir so etwas ein?

Du stellst Fragen. Es sind zwei Gestalten gekommen, die haben gesagt, was ist denn das für eine Frisur? Dann haben sie mich geschoren. Ich habe es bestimmt nicht gewollt.

Wann ist das passiert?

Heute Morgen.

Wer waren die Leute?

Woher soll ich das wissen?

Einige Tage danach wurde mein Alter von Lorenz Fabritius, dem ehemaligen evangelischen Pfarrer des Ortes, aufgesucht, die beiden schlossen sich im Büro ein und unterhielten sich kurz, vielleicht nur acht bis zehn Minuten, so leise, dass kein einziger Ton zu hören war. Seitdem die Lutheraner in Jablonska Poljana ausgestorben waren, hatte Fabritius nichts anderes mehr zu tun, als die zum Verfeuern bestimmten Bücher der Schulbibliothek zu katalogisieren und um sein tägliches Brot zu verdienen, arbeitete er ein wenig als einfacher Schreiber in der Wachtmeisterstube von Hamilcar Nikonuk. Ein solcher Schreiber, der still vor sich hin kritzelte oder eben gerade geräuschvoll auf der Schreibmaschine herumhämmerte, konnte über vieles Bescheid wissen.

Nachdem der Pfarrer gegangen war, klingelte Anatol Korkodus, damit ich zu ihm kam.

Es würde mich freuen, wenn du weggehen würdest. Ich gebe dir ein paar Adressen, wo man dich gerne empfangen wird.

Wenn es nicht sein muss, würde ich lieber bleiben. Ich gewöhne mich langsam ein.

Du wirst schon noch von dir aus gehen.

Noch am selben Abend, kurz vor Ende der Öffnungszeiten, besuchte er Frau Aliwanka in der Näherei für Unterwäsche. Die meisten gingen zu Aliwanka, weil sie Bekannten oder denen, die man ihr empfahl, einfach so, ohne etwas dafür zu verlangen, gerne die Zukunft voraussagte, denn sie verfügte über sonderbare Kräfte. Aber Anatol Korkodus brachte ihr jetzt nur ein einen Meter vierzig langes Stück hellgrauen Popeline-Stoffes, damit sie ihm daraus ein Festtagshemd nähte. Er bat sie zudem, auf die Brusttasche und die Kragenflügel aus silberweißem Seidenfaden das Monogramm A.K. zu sticken und die Manschetten eine halbe Spanne länger zu lassen, damit sie unter der Jacke hervorlugten. Die für andere Menschen unergründlichen, fernen oder zukünftigen Ereignisse versuchte Aliwanka meist mit Hilfe von Wasser, anderen Flüssigkeiten oder zumindest etwas Feuchtem zu erkunden, so betrachtete sie auch diesmal, nachdem sie bei Anatol Korkodus Maß genommen hatte, wie besessen die Tropfen auf seinem schneenassen Mantel. Doch mein Alter hielt sie noch rechtzeitig auf.

Ich bitte Sie, lassen Sie das. Glauben Sie mir, selbst wenn Sie etwas sehen sollten, ist es besser, wenn Sie es dieses eine Mal für sich behalten.

Als das Hemd fertig war, schickte er mich, um es abzuholen, außerdem bat er mich, auf dem Rückweg bei der Friseurin Anka Vaczulika drei rote Kunstblumen zu bestellen, sie sollten möglichst Rosen ähneln, die Blüten aus mit Nagellack behandelte Seide, die Blätter aus Taft und das Ganze solle in Zellophan verpackt und mit einem Silberband zusammengebunden werden.

An dem Tag kamen mittags die Wasserleute, die er auch noch empfing. Ohne ein Wort zu sagen, stand er neben den Tanks und als diese gefüllt waren, drehte er die Hähne eigenhändig zu. Am Nachmittag wusch er sich die Haare, zog sein neues Hemd an und ging mit dem folienumhüllten

Blumenstrauß über den verschneiten Boursin-Hang zum Boursin-Hof, zu Fräulein Klara Burszen, um sich nach einem seit neunzehn Jahren anhaltenden Groll bei ihr zu entschuldigen. Damals hatten sie sich während einer Partie Tric Trac zerstritten, was auch zuvor schon vorgekommen war, doch da Anatol Korkodus in seiner blinden Wut dem Fräulein eine Flasche Walnusslikör auf den Kopf geschüttet hatte, schworen beide, dass ihr Groll diesmal nicht eine Woche, sondern ihr ganzes Leben lang anhalten würde. Offenbar spürte Anatol Korkodus nun, dass er am Ende des seinen angekommen war.

Klara Burszen war als lustige alte Jungfer geboren worden, doch in den vergangenen Jahren war der letzte Rest ihrer guten Laune verflogen: Sie trug zerschlissene Blusen, ihr Blick war fahl geworden und sie sah insgesamt aus wie ein alter Muff, dem das Fell ausfiel. Ihre Stirn war glanzlos, ihre Gestalt ausgemergelt und ihre Küche roch stark nach Katze. Doch als sie jetzt Anatol Korkodus erblickte, wie er mit dem Strauß in der Hand, bereits diesseits des Zauns, auf dem Gartenpfad gerade am Grab des ungarischen Offiziers direkt auf ihren Hauseingang zukam, löste sie den Knoten in ihrem schütterten Haar, legte sich ein großes, weiches Wolltuch über die Schultern und erwartete ihn. Nachdem sich die von der Begegnung ausgelöste erste Erregung gelegt hatte, buk sie Pfannkuchen und öffnete eine gute Flasche selbstgemachten Walnusslikör, wobei sie, wie ehemals, bis zum nächsten Morgen in der kalten Küche Klabrias spielten.

Dort fand ich sie, mit roten Augen, unausgeschlafen, als ich früh am nächsten Morgen an der Tür klopfte. Da die Schlüssel des öffentlichen Waschhauses am Tag zuvor in der Tasche meines Alten geblieben waren, musste ich ihn stören, um es zur gewohnten Zeit, um acht Uhr, öffnen zu können. Nun beschloss auch er aufzubrechen. Unwillig und etwas unbeholfen verabschiedeten sie sich an der Türschwelle. Als würde sie sich an ihm festhalten wollen, ergriff das Fräulein einen Knopf an seiner Jacke.

Ich weiß sehr wohl, aus welchem Grund Sie mich besucht haben.

Wirklich? Können Sie ihn mir verraten, denn auf den wäre ich auch neugierig.

Der Grund ist, Korkodus, dass wir beide uns nicht mehr sehen werden.

Anatol Korkodus zwinkerte ihr vertraulich zu und sagte:

Das ist gut möglich.

Statt ihn nach diesen Worten traurig anzusehen, ergriff Klara Burszen wütend seine Hand und biss sie.

Noch am selben Abend suchte Anatol Korkodus, nachdem er seine Hand ordentlich hatte bluten lassen und anschließend mit einem feuchten Tuch umbunden hatte, in den Schubladen seines Schreibtisches hastig nach dem unversehrten Exemplar seiner Berichte, vielleicht, um es ebenfalls zu zerreißen oder an einem geheimen Ort zu verstecken oder, was am sichersten wäre, um es aufzuessen, doch er fand es nicht. Es war nicht dort, wo er es hingelegt hatte. Es war nirgends.

Er überlegte eine Weile, dann machte er Feuer im Küchenofen, stopfte ihn mit harten Holzscheiten voll und als auch schon die Kochplatte rot glühte, räumte er seine Schubladen aus und verbrannte alle Papiere, auch die persönlichen Dokumente. Auf seinem Tisch blieb nur die Akte des Ehepaars Augustin, die er sich zum Durchlesen von Wachtmeister Hamilcar Nikonuk ausgeliehen hatte, als die beiden gestanden hatten, dass sie zehn Jahre zuvor Strom in die Nyegrutz- und Gleznár-Kinder geführt hatten. Alle anderen Schriftstücke, die jährlichen Übersichtstabellen und Protokolle inbegriffen, jedes einzelne Blatt, wurden vernichtet. Nur die Kassette mit dem Geld rührte er nicht an, in der alle Coupons und die Quittungen der Buchführung mehrerer Jahre lagen. Schließlich verbrannte er noch einige alte Kleidungsstücke, Hemden, Jacken und ganz zum Schluss stopfte er sogar noch seinen Diensttarnanzug in den Ofen zwischen die brennenden Papierstapel. Er stand im beißenden Rauch vor der geöffneten Ofentür und beobachtete den Haufen, wartete, bis dieser endgültig verglühte und durch einen Luftzug ganz in sich zusammenfiel. Dann kippte er einen Eimer Wasser darüber. Unsere Blicke trafen sich zwar manchmal, aber es gab nichts zu reden. Der Abend verging ohne ein Wort.

Seitdem der Pfarrer bei ihm gewesen war, hatte ich ihn fast gar nicht essen sehen. Sobald uns etwas aus der Kantine gebracht wurde, zog er sich, auf der Flucht vor den aus den Behältern aufsteigenden Düften, in sein Zimmer zurück und blätterte, als hielte er Nahrung in der Hand, im Märchenbuch

von Eronim Mox. Einmal schickte er mich dann doch zum Man-Gold-Hof, um Ziegenmilch zu holen, die er, ohne sie aufzukochen, den Nachmittag über in kleinen Schlucken trank. Dabei stand er hinter dem Vorhang seines Büros, starrte, als erwartete er jemanden, auf den Hof und auf die von schlammigen Schneehaufen gesäumte Straße hinterm Zaun und runzelte die Stirn, wenn der Wind ab und zu eine Hälfte des Tores ergriff. Doch es kam niemand.

Tatsächlich kam niemand, denn derjenige, dessen Ankunft er erwartete, kommt meist in der Nacht. Er tritt aus der undurchsichtigen Dunkelheit, aus der Tiefe der größten Stille, sozusagen aus dem Nichts plötzlich hervor und klopft an. Oder klopft gar nicht erst an, kommt nur herein. Ist plötzlich da. Um einen mitzunehmen.

Am letzten Tag gab es noch einige seltsame Ereignisse. Am Morgen, als ich ihm erzählte, dass in der vergangenen Nacht im kommunalen Stall jemand die Esel geschoren hatte, ohne Ausnahme jeden, nickte er zustimmend. Ja, das ist möglich, sagte er, das ist die Trauer, das Zeichen des Schmerzes, mit so etwas ist jederzeit zu rechnen. Der Verlust von jemandem, von einer geliebten Person bringt einfühlsame Menschen zu einer solchen Tat. Es wird um jemanden getrauert.

Und am späten Nachmittag, während er neben seinem leeren Schreibtisch schlummerte, kam überraschend die Tochter der Unterpräfektin Vaneliza Nikonuk vorbei und schmetterte die zweihundert Coupons auf den Tisch, die sie sich eine Woche zuvor vom Brigadier geliehen hatte, aus der Kasse der Behörde, wobei sie ihn mit in den Augenwinkeln glänzenden Perlen angefleht und gesagt hatte, sie stecke in großer Not und müsse heimlich ihren Fötus abtreiben lassen. Obwohl sich mein Alter wahrscheinlich niemanden hatte vorstellen können, der bereit gewesen wäre, dieses dürre, altkluge, farblose Mädchen mit dem Dachsgesicht zu schwängern, hatte er ihr zweihundert Coupons für die heimliche Abtreibung gegeben. Jetzt stand sie da, die Hände in die Hüften gestemmt, als wäre sie es gar nicht, sondern ihre Mutter, auf ihrem weißen Gesicht tummelten sich Sommersprossen, ihre spröden, fahlen Haare standen vor Zorn zu Berge und entluden sich in kleinen Funken. Als Anatol

Korkodus das auf den Tisch geworfene Geld sah, zuckte er mit den Schultern und gab ihr den Beleg über die geliehene Summe zurück, den die Tochter der Unterpräfektin, um die Nase wieder diese zitternden, dachsartigen Züge, wütend zusammenknüllte. Sie zischte ihn an, als hätte er ihr die Hilfe zuvor regelrecht aufgezwungen, versucht, sie in irgendeine zwielichtige Angelegenheit zu verwickeln. Anatol Korkodus solle sich das nächste Mal besser überlegen, wem und vor allem zu welchem Zweck er aus öffentlichen Geldern etwas leihe, denn, falls er es nicht wisse, Abtreibung sei verboten, ein staatsfeindliches Verbrechen. Und er solle ein für alle Mal zur Kenntnis nehmen, dass sie auf keine Hilfe angewiesen sei, von niemandem, vor allem nicht auf die der Wasseraufsichtsbrigade, denn sie lebe im Wohlstand und brauche gar kein Geld. Es war ihr anzusehen, dass sie kurz zuvor vor einem Spiegel geübt hatte, was sie sagen und welche Haltung sie dabei einnehmen wollte. Als sie ihre Rede beendet hatte, schien ihre gespielte Wut zu verfliegen, ihre Sommersprossen beruhigten sich, die Haare fielen herab und das Gesicht glühte nun eher vor Scham. Mit dem verstörten Lächeln von Verzweiflung und Angst in den winzigen Dachsaugen eilte sie fort, ganz so, als würde sie irgendwo irgendwer schon sehr erwarten. Es stellte sich nie heraus, wozu nun auch das noch gut sein sollte.

Sie hinterließ einen etwas bitteren, eisigen Lufthauch, einen, wie ihn der Wind an schwülen Nachmittagen von hagelgeschlagenen fernen Wiesen herbeiweht, um vor dem Nahen des Sturmes zu warnen.

Aber jetzt war noch Winter, draußen fiel still Schnee, und auf dem Weg zum Tor waren die bläulichen Fußspuren der Unterpräfektinnentochter zu sehen. Ich wollte etwas sagen, zum Beispiel, dass es schade war, sie gehenzulassen, ohne dass sie verraten hätte, wer sie geschickt hatte, doch ich bemerkte noch rechtzeitig, dass Anatol Korkodus den Zeigefinger vor den Mund gehoben hatte. Es gab nichts mehr zu sagen.

Trotzdem muss ihn dieser dumme Vorfall ein letztes Mal aufgewühlt haben. Er schloss das Büro zu, zog sich an und ging, sein Gesicht hinter dem aufgeschlagenen Mantelkragen verbergend, langsam im Kreis, spuckte ausgiebig in die Fußspuren der Tochter der Unterpräfektin und das machte er so lange, bis in der Dunkelheit um ihn herum nur noch der Schnee

leuchtete. Dabei ertönte nach der Stille all der Wochen im Büro, wie von dem vorherigen Lufthauch herbeigeweht, das Telefon. Obwohl mein Alter es hörte, sogar bis zur Tür ging und mit zur Seite geneigtem Kopf neugierig lauschte, als wollte er die im Klingeln verborgene Botschaft entschlüsseln, betrat er das Büro nicht, hob den Hörer nicht ab.

Witzbold. Der will ja nur wissen, ob ich da bin.

Wen er meinte, sagte er nicht.

Später kam er ins Haus und musterte mich lange und argwöhnisch, als wollte er aufgrund meiner äußeren Erscheinung feststellen, ob ich dessen würdig sei, was er mir mitteilen wolle. Schließlich sagte er:

Du hast bestimmt auch gesehen, dass es draußen schön still schneit.

Natürlich habe ich es gesehen. Es schneit, seitdem die Wasserleute hier waren.

So ist es. Kurz nachdem die Wasserleute losgefahren sind, kam von den Gipfeln der Medwaya eine N-förmige Wolke übers Tal. Genauso eine wie in meinem Traum. Daraus fällt der Schnee so schön.

Das habe ich nicht gesehen. Und, ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, aber ich habe noch nie eine N-förmige Wolke gesehen, ich kann mir gar nicht vorstellen, wie eine N-förmige Wolke aussehen soll.

Na ja, wie ein großer, fransiger, an den Himmel projizierter Buchstabe N. Er steht für: Nikita.

Im Märchenbuch von Eronim Mox und in ganz Verhovina ist Nikita der Name für den Tod.

Und als wäre all das nicht schon genug, tauchte mitten im größten Schneefall der schielende Balwinder, das Faktotum der hiesigen Behörden auf. Wenn er sonst ungebeten vorbeikam, klopfte er höflich, und wartete auf der Türschwelle stehend, die Mütze in der Hand, dass man ihm die Tür öffnete. Jetzt kam er einfach, tropfnass, wie er war, in die Küche, als wäre er zu Hause, schüttelte den Schnee ab und blieb vor dem Tisch stehen.

Als Anatol Korkodus ihn fragte, welchem Umstand er diesen Besuch verdanke, worum es gehe, sagte Balwinder nur mit matter Stimme: Sein

Herz habe ihn hergeführt. Er sei nur gekommen, um sich zu verabschieden, einen schönen guten Abend zu wünschen, denn der Abend nahe, der Tag sei bald zu Ende und er habe den Brigadier noch einmal sehen wollen. Und er bitte ihn, egal was geschehe, keinen Augenblick lang mit Groll an ihn zu denken.

Damit wandte er sich um und ging.

Da wichste Anatol Korkodus seine Stiefel, trimmte sich den Bart, wusch sich, streute etwas Cedar-Puder in die Achselhöhlen und zog sich noch ein letztes Mal für eine Weile in sein Zimmer zurück. Es war schon spät, als er die Glocke läutete, um mich zu rufen. Er erwartete mich im Büro, hatte sich umgezogen und eine dunkelrote Fliege mit silbernen Punkten umgebunden, die er nie zuvor getragen hatte, und an die Brust hatte er sich den Birtz-Verdienstorden geheftet, den er bisher immer in seiner Schublade, in einer prächtigen Schachtel aufbewahrt hatte.

In der Schublade bewahrte er noch andere Dinge auf, so zum Beispiel ein gewöhnliches, mit Metallbändern verstärktes Kästchen. Das holte er nun hervor und gab mir den Schlüssel.

Öffne es.

Es war voller Hunderter-Coupons. Wie der Luftzug zwischen die Scheine fuhr und sie ein bisschen bewegte, als wären es Schmetterlingsflügel, erschien es mir viel, sehr viel zu sein. Rasch schloss ich das Kästchen und drehte den Schlüssel im Schloss, damit sie nicht hinausflogen.

Was soll ich damit machen?

Du wirst es brauchen.

Wieso, wohin gehen Sie denn?

Ich weiß nicht. Wohin man mich bringt.

Und wann kommen Sie zurück?

Nie.

Sagen Sie aber noch etwas, damit ich es verstehe.

Daraufhin winkte er nur ab. Dann fügte er aber doch noch leise hinzu:

Blättere im Kochbuch von Eronim Mox. Und es wäre nicht schlecht, heute noch einmal zu Abend zu essen.

Er schickte mich ins Zwei Schnepfen, Edmund Pochoriles' Wirtshaus, um einen Krug Brombeerwein zu holen und bat mich, während er den Ofen anfeuerte und dieser ausreichend heiß wurde, für ihn vier bis fünf Meerschweinchen zu häuten.

Vier oder fünf?

Genau. Ich habe Hunger.

Damals hielten wir im Hühnerkäfig einige, mein Alter hatte sie vom Bezirksbeauftragten Hamilcar Nikonuk bekommen. Angeblich waren sie von der südamerikanischen Sorte, die anspruchslos ist, nicht so leicht friert, wenig frisst und trotzdem das zarteste Fleisch hat. Bis jetzt hatten sie dem Alten leidgetan und er hatte sie nicht schlachten wollen. Doch nun hatte ihre Stunde geschlagen. Der etwas bittere Lufthauch des Abends hatte wohl auch sie berührt, denn als ich beim Gartentor ankam, drängten sie sich vom Schrecken gepackt in der Ecke des Käfigs zusammen, erstarrten und zwitscherten wild wie Vögel.

Als ich mit ihnen fertig war, sie ausgenommen, gehäutet, gewaschen, dann gewürzt und mit Kürbiskernöl bestrichen hatte, in das zuvor Thymian und Koriander eingelegt war, und sie zwischen Wildbirnenschnitzen in einer Backpfanne in den Ofen getan hatte, saß Anatol Korkodus bereits festlich gekleidet in der Küche, an seinem gewohnten Platz, am Ende des Tisches. Zuerst trank er Pálinka, von dem er auch mir mehrmals etwas anbot, danach schenkte er sich Brombeerwein ein und notierte mit großen, runden Buchstaben etwas in ein Heft, das bis dahin mit seinen vergilbten Blättern auf dem Nachtschrank gelegen hatte. Mit der linken Hand, denn die rechte war trotz der feuchten Wickel stark angeschwollen. Er hörte auf, als ich ihm zweieinhalb Stunden später – ungefähr so lange dauert es, bis ein junges Meerschweinchen bei ständigem Begießen durchgebraten und knusprig wird – den Tisch deckte und das Essen servierte. Zuerst stocherte er nur eine Weile darin herum, doch dann gabelte er mal einen kleinen, mal einen größeren Bissen auf und aß so auf diese Weise, bedächtig, über mehrere Stunden. Er verspeiste die Meerschweinchen, eins nach dem anderen, so lange, bis in der Pfanne, im kalten Fett erstarrt, nur noch ein

ganzes und etwa ein halbes übrig waren. Dann fuhr er mit dem Schreiben fort und trank dabei immer mal einen Schluck Brombeerwein. Er versah das Ende jeder Seite mit Datum und Unterschrift und hörte erst kurz vor Sonnenaufgang auf.

Vor Sonnenaufgang, in der letzten Stunde der Nacht, als er das Tor quietschen, sich öffnen und wieder schließen hörte und bald darauf sah, wie der Amtsdienner Balwinder in seinem grauen, fleckigen Kittel voller Flicken auf der Türschwelle stand, schieläugig hereinblickte, die Tür öffnete und ihm stumm, mit gekrümmtem Zeigefinger bedeutete zu kommen.

Da er sich nicht rührte, sagte Balwinder:

Sie sollten es mir nicht übelnehmen, mein Herr, aber stehen Sie jetzt auf und kommen Sie mit.

Mit Ihnen?

Mit mir. Sie werden draußen erwartet. Sie sagen, Sie sind verhaftet.

Ach so. Also sind Sie, Balwinder, auch in die Sache verwickelt.

Balwinder räusperte sich, blinzelte und nickte.

So ist es, mein Herr. Ich auch. Aber darum geht es jetzt nicht. Husch, husch, wir sind in Eile.

Anatol Korkodus sah mich an und mir war, als hätte er mir sogar zugezwinkert: Na also, hatte er es doch gewusst, all die Vorbereitungen waren nicht umsonst gewesen. Siehe da, damit wären wir am Ende der Geschichte angelangt.

Der Augenblick, mit dem er seit einer Weile heimlich gerechnet hatte, war also gekommen. Er stand auf, wischte sich mit einem Tuch gründlich den Bart ab, rückte die Fliege zurecht und dann übergab er sich, langsam, bedächtig, ohne ein Anzeichen von Aufregung oder Übelkeit, ganz so, als würde er nur einen Punkt ans Ende der Geschichte setzen, in seinen Teller. Er beugte sich hinunter, wischte Mund und Bart diesmal mit dem Zipfel der Tischdecke ab, griff nach einem bis zur Hälfte vollgeschriebenen Heft, um es mitzunehmen. Doch Balwinder, der immer mal auf den Hof hinausblickte, um zu sehen, ob sie gerade beobachtet wurden, bemerkte es und bedeutete ihm mit erhobenem Zeigefinger, dass er das lassen sollte und

nahm ihm das Heft aus der Hand. Er blätterte mit wichtigtuerscher Miene darin und als er allmählich begriff, worum es in den hastig, in krakeligen Großbuchstaben niedergeschriebenen, von kindischem Übereifer zeugenden Zeilen ging, klappte er das Heft zusammen und warf es auf den Tisch zurück. Erneut blickte er ins Dunkel hinaus, von wo aus man durch die geöffnete Tür sehen und hören konnte, was drinnen vor sich ging.

Das ist doch alles Schnee von gestern! Das sind Lappalien, um solchen Fliegenschiss kümmern wir uns gar nicht. Wer zum Teufel will wissen, wo Ihr Madezit verschwunden ist, vielleicht haben Sie es ja gegessen, nicht wahr? So ist es, das alles ist nicht besonders interessant. Die Fotze von Delfina Duhovnik am wenigsten.

Damit schob er Anatol Korkodus, der sich von mir nur noch mit einem letzten verlegenen Blick und einer zögerlichen, unsicheren Handbewegung verabschiedete, auf den Hof hinaus. Für einen Augenblick ließ er die Tür noch offen, damit mich die feuchte Kälte des nahenden Tagesanbruchs berührte und ich sah, wie die Gestalt meines Alten mit dem Nichts verschmolz, dann schloss er sie.

Nun war mein Alter, Anatol Korkodus, also fort. Nur sein voller Teller war geblieben. Die herausstehenden Splitter und Stacheln verrieten, dass er die Meerschweinchen beinah unzerkaut, samt Knochen gegessen hatte.

Am frühen Morgen kam ein fast lauwarmer Wind auf, er muss aus dem Süden, von den Gebirgspässen der Medwaya gekommen sein. Durch die Ritzen im Fenster und das Schlüsselloch drangen der Geruch von Regen und Erde herein. Der Schneefall, der mit seinen auch im Dunkeln sichtbaren, handtellergroßen Flocken bis zur Mitte der Nacht gedauert hatte, hatte sich nun in einen stillen, warmen Regen verwandelt, plötzlich begann es zu tauen, an den Dachrinnen klirrten die Eiszapfen. Als sich in den Taugeruch der vom Man-Pogatschenbäcker kommende Geruch frischen Kleingebäcks mischte, wusste man, in Jablonska Poljana war der Morgen angebrochen.

Am Morgen, wie sonst auch, kam Balwinder, das Faktotum der hiesigen Behörden. Er öffnete das Büro, lüftete, fegte und goss die Zimmerpflanzen. Schließlich wischte er Staub und, als erwarteten wir Besuch, strich er sogar mit feuchtem Zeitungspapier über die Fenster.

Als er mit einem Korb Holz vor der Tür stehen blieb und anklopfte, wobei er zuvor die Mütze abgesetzt hatte, ließ ich ihn in die Küche.

Guten Morgen, mein Herr. Wenn ich hier fertig bin und Sie mir die Schlüssel geben, gehe ich und öffne das Waschhaus.

Sie hängen an ihrem Platz. Nehmen Sie sie.

Er drehte zwei Runden zwischen Küche und Holzschuppen, kratzte die Asche aus dem Ofen und zerstreute sie auf dem Hof. Dann heizte er den Ofen an.

Nachdem er mit allem fertig war, blieb er grübelnd mitten in der Küche stehen, klapperte mit den Schlüsseln und versuchte, durch das beschlagene Fenster hinauszusehen.

Der Herr ist nicht daheim?

Heute habe ich ihn noch nicht gesehen.

Denn vorhin, als ich in der Nyegrutz-Schänke mein Lángos mit Kraut gegessen habe, habe ich gehört, wie Leute sagten, sie hätten den Herrn mitten in der Nacht von hier weggehen sehen.

Er soll weggegangen sein? Schon möglich. Wie gesagt, heute bin ich ihm noch nicht begegnet.

Man sagt, ihn habe ein Schneemobil mit ausgeschalteten Scheinwerfern abgeholt. Es sei mit kleinen Silberschlangen und Fledermäusen dekoriert gewesen, nur die hätten im Dunkeln geleuchtet. Es habe keine Minute gedauert, schon seien sie weitergefahren, in der Nacht verschwunden. Doch das Dröhnen des Motors habe man noch bis zur späten Morgendämmerung gehört.

Schon möglich. Mir war auch, als hätte ich ein Motorengeräusch gehört, aber ich dachte, es sei nur im Traum. Ein Schneemobil soll's gewesen sein, sagen Sie?

Ja, das war's. Ein schönes großes Schneemobil, sagen diese Leute.

Das hätte ich mir gerne angesehen. So eines würde ich mir auch kaufen, wenn ich es mir leisten könnte. Eines vom Typ Firecat oder vielmehr noch Bearcat, mit achtundvierzig PS.

Balwinder nickte und sah mit leerem Blick zum Fenster hinaus.

Ein teures Gefährt, das hat man nicht für uns erfunden. Man sagt, es fahre nicht nur im Schnee, sondern auch im Schlamm. Wer weiß, vielleicht sogar in der Luft. Wie die Leute da in der Schänke davon sprechen. Das Schneemobil soll schon sehr weit weg gewesen sein, vielleicht schon jenseits der Schneegrenze, doch irgendwo aus den Wolken kam immer noch das Motorengeräusch.

Dann ist er wohl tatsächlich weggegangen. Er hätte aber doch Bescheid geben können. Uns hätte er schon etwas sagen können.

So ist es. Er ist einfach mit irgendwem weggegangen. Und hat niemandem etwas gesagt. Dann kommt er vielleicht sogar nie mehr zurück.

Wenn er gegangen ist, dann ist er eben gegangen. Deshalb bitte ich Sie, wenn Sie an der Kantine vorbeikommen, Bescheid zu sagen, dass man mir ab heute das Essen nur noch für eine Person bringen soll.



OceanofPDF.com

9. (TIERARZT SVANTZ)

Radoj verstand angeblich ein bisschen Ungarisch, er hatte es noch in Gledin, in der Besserungsanstalt, aufgeschnappt und lesen, zumindest sagte man das, konnte er, mit guter oder schlechter Aussprache, beinahe fließend. So war er an einem Freitagmorgen auf dem Weg zum Hof von Klara Burszen am Berghang, mit einem ungarischen Gedichtband in der Umhängetasche, um ihr vorzulesen. Dem Fräulein hatte die Näherin Aliwanka aus einem triefnass vollgeheulten Taschentuch bereits vor Jahren prophezeit, dass eines Tages ein ungarischer Offizier von jenseits der Berge zu ihr kommen würde, um sie zu heiraten, weshalb sie ihre Ohren bereits im Voraus an die vielen é-s, ö-s und ű-s, diese geheimnisvollen fremden Laute gewöhnen wollte. Adam von der Wasseraufsichtsbrigade war derjenige, der ihr regelmäßig vorlas, doch, wenn er etwas Wichtigeres zu tun oder gerade keine Lust hatte, schickte er Radoj. Der Junge schmuggelte dann – vereinbarungsgemäß am Freitagvormittag – ein beliebiges der zum Feueranzünden oder Heizen bestimmten Bücher aus dem Holzschuppen des öffentlichen Waschhauses, steckte es in seine Tasche, ging zum Hof und las Klara Burszen, Adams Anweisung entsprechend, eine oder zwei Stunden lang, vor, die ihm als Bezahlung einen Holundertee mit Honig kochte und, wenn ihr gerade danach war, sogar Lángos buk.

Radoj lief jetzt gerade am Zaun des Hofes entlang, als er vom unteren Ende des Grundstücks die heisere Stimme des kehlkopfkranke Balwinder, dem Faktotum der Wasseraufsichtsbrigade, hörte.

Er solle sofort umkehren. Der Wirt Edmund Pochoriles bitte ihn inständig, zur Bahnstation zu eilen, wo er auf einer Bank sitzend den Diakon Ambrozi antreffen werde. Radoj solle sich von ihm seine Fahrkarte und Tasche geben lassen, an seiner Stelle nach Nikolina fahren, dort Doc

Svantz, den Tierarzt, suchen und sich von ihm so viele von den Forellen, die sie zuvor bestellt hätten, geben lassen, wie er nur tragen könne. Adam von der Brigade, zu der auch Radoj gehörte, wisse davon, er könne beruhigt sein, er fahre mit dessen Erlaubnis. Der Diakon, der die Fische eigentlich mitgebracht hätte, dürfe an dem Tag aus gewissen Gründen nicht reisen, aber die Forellen müssten am nächsten Morgen auf jeden Fall da sein. Das Eis, das der Eismann aus den kalten Bergspalten der Medwaya extra gebracht habe, um den Fisch frisch zu halten, beginne schon zu schmelzen.

Kurz gesagt, Diakon Ambrozi durfte an dem Tag nicht verreisen. Und Radoj, der beim Gastwirt als Gegenleistung für kleinere Tätigkeiten – Holz hacken, Fegen, Spülen – ein bescheidenes Mittagessen bekam, schuldete ihm bereits die Arbeit für den Preis von neun Tellern Suppe. Er musste also gehen. Seine Umhängetasche, die er vor einigen Tagen von der Näherin Aliwanka bekommen hatte, darin der Gedichtband, ließ er an einem Kleiderständer im Wirtshaus hängen, und da von den Berggipfeln buschige Wolken aufzogen und er keine Kopfbedeckung hatte, ließ er sich, bevor er losging, in der Küche noch eine Plastiktüte geben, die er sich über den Kopf ziehen konnte, falls es regnen würde.

Einen Tag zuvor, am frühen Nachmittag, in der Stunde des Todes, wenn in Jablonska Poljana weder Zug noch Bus ankommen, alle schlafen und über den Dächern nur die sulzige Stille der Siedlung wabert, hatte sich am Tresen des Gasthauses Zu den zwei Schnepfen ein Fremder gemeldet, um für zwei Tage ein Zimmer zu mieten, das auf den Platz sah. Er hatte dünne, glatte, nach hinten gekämmte Haare, unter seinem grauen Mantel trug er einen mausgrauen Anzug, der, als sei er für eine andere Statur geschneidert worden, an ihm herunterhing und Falten warf. Mit seinem eingefallenen, fahlen Gesicht und den großen, durchscheinenden, nackten Ohren sah er selbst ein wenig mausartig grau aus. Er trug nur eine schäbige Aktentasche bei sich.

Edmund Pochoriles erzählte, dass er vom ersten Moment an ein merkwürdiges Gefühl hatte: Als wäre diese Person schon einmal bei ihm gewesen. Und als strömte aus ihrer Kleidung, wie früher, der gleiche

säuerliche Geruch: wie von jemandem, der den ganzen Tag in einem mit Öfen beheizten Büro arbeitet. Bevor der Wirt ihm das Anmeldeformular zum Ausfüllen gab, ließ er sich von ihm den Personalausweis geben, um mit einer Lupe den Stempel zu untersuchen, an dem er jedoch nichts auszusetzen fand. Der Mann war Linkshänder und verdeckte beim Schreiben das Anmeldeformular völlig, so sah Pochoriles seine Daten erst, als er ihm das Blatt unterzeichnet hinschob. Er hieß Damasskin Nikolsky und in dem Kästchen zum Beruf stand: bischöflicher Prokurator. Wer weiß, was das bedeuten sollte.

Der Wirt eilte mit der Nachricht zu Fabritius, dem evangelischen Geistlichen. Bei seinem Versuch, den Gast zu beschreiben, sprach er vor lauter Verwirrung viel zu schnell und doch stockend. Obwohl er den Namen noch gar nicht erwähnt hatte, dachte der aus der Kutte gesprungene Pfarrer schon an den früheren Gast, den Prokurator für öffentliche Gesundheit. Dieser hatte die Siedlung schon einmal besucht, als er in einem überdachten Anhänger drei Paar Füchse gebracht und sie auf der Wiese des Paltin freigelassen hatte. Angeblich, um die von der Kaninchenpest befallenen Kaninchen, die sich in der Gegend vermehrt hatten, zu töten. Bald stellte sich heraus, dass die beiden Prokuratoren sich nicht nur ähnelten, sondern auch noch den gleichen Namen trugen.

Der Fremde namens Damasskin Nikolsky stieg in das angemietete Zimmer hinauf, das er gar nicht mehr verließ, auch das Abendessen nahm er dort ein. Höchstens der sich hinter seinem Fenster leicht bewegende Vorhang zeugte davon, dass er manchmal auf den im Licht der Abenddämmerung melancholisch anmutenden Platz hinausblickte, auf die Alten, die bei dem Denkmal der Dreibeinigen Frau Tabla spielten, und auf die mit hängender Zunge hechelnden, traurigen Hunde.

Diese Person, der bischöfliche Prokurator, hatte an diesem Freitagmorgen dem Diakon Ambrozi ausrichten lassen, dass er zu ihm kommen solle. Doch zu dem Zeitpunkt war der gar nicht mehr zu Hause.

Radoj kannte den Diakon gut, er hatte ihn sogar an dem Morgen, etwas früher gesehen, wie er mit seiner riesigen grün-schwarz gestreiften Tasche durch die Schwaden des sich allmählich auflösenden Nebels auf dem Weg

zur Bahnstation war. In Jablonska Poljana lebten nur Lutheraner, es gab keinen einzigen Altgläubigen unter ihnen, mit den Leuten aus dem Ort konnte der Diakon also nicht viel anfangen und hatte die Siedlung nur als vorübergehenden Wohnort gewählt. Von hier aus ging er zweimal in der Woche, am Montag und Freitag, zur nahegelegenen Nikolina-Siedlung, um den in Verbannung lebenden Frauen die Beichte abzunehmen und Exerzitien durchzuführen, wie er sagte: Um die der Verdammnis anheimgefallenen Schlampenseelen zu trösten.

Da am Oberlauf der Jablonka jemand vor Jahren das Wasser vergiftet hatte und die Fische ausgestorben waren und sich weiter unten bereits das lauwarmer, schwefelig salzige Wasser der Thermalquellen in den Fluss ergoss, ließ sich der Wirt Pochoriles manchmal aus Nikolina Forellen bringen, wo es sich nahe der Mündungen der klaren Bäche noch zu fischen lohnte.

Auf dem Rückweg fuhr erst in den Morgenstunden wieder ein Zug durch Nikolina, weshalb der Diakon den größten Teil der Nacht beim Tierarzt Svantz verbrachte und mit ihm Tabla spielte. Manchmal schlugen sie die Zeit auch tot, indem sie am Ufer des Baches Jablonicka, wo der Arzt wohnte, fischten. Nach solchen Nächten brachte Ambrozi in seiner grün-schwarz gestreiften Tasche Pochoriles für seine Küche fünfzehn bis zwanzig Rotfische, Groppen und Forellen mit. Angeblich führten sie Strom in den Bach und betäubten die Fische so, woraufhin sie sie schließlich mit bloßen Händen aus dem Wasser heben konnten.

Der einzige Zug am Tag, der vor allem aus Güterwagen bestand, in denen Erz und Baumstämme transportiert wurden, und der nur einen dreckigen Großraumwagen mit sich führte, fuhr nicht nach genauem Fahrplan, sondern, sobald man bei den Silos der Halde mit dem Beladen fertig war. Wer verreisen wollte, stieg also am besten bereits am frühen Morgen ein, machte sich auf den Sitzplätzen lang und wartete so ab, dass der Zug losfuhr.

Wie ihm gesagt wurde, traf Radoj den Diakon an der Bahnstation auf einer Bank sitzend an, neben ihm lag die grün-schwarz gestreifte, nach Fisch riechende Tasche. Noch während er auf ihn zuging, ratterte er seinen

Spruch herunter, er sei gekommen, um den Diakon abzulösen, da der an dem Tag nicht nach Nikolina fahren dürfe. Ambrozi hörte ihm erstarrt zu, aber als der Junge in seine Nähe kam, sprang er auf.

Haben Sie ihn auch gesehen? Wie sieht er aus? Ist es sicher, dass er mich sucht? Was im Namen von Gottes Schniedel will er?

Radoj grinste und sagte: Beeilen Sie sich, er sieht nach einer wichtigen Person aus. Und er erwartet Sie schon.

Er ließ sich die Fahrkarte geben, nahm ihm die Tasche ab und stieg in den Zug ein.

Ambrozi rief ihm noch hinterher:

Sie sollten aber auch auf sich aufpassen. Vergessen Sie nicht, der Zug hält in Nikolina nicht.

Nikolina war die zweite Station entlang der Jablonka, eine gute halbe Stunde von Jablonska Poljana entfernt. Seitdem das Straflager für Frauen dort eingerichtet worden war, hielt der Zug gar nicht, fuhr an der Station nur langsamer. Doch der Lokomotivführer bremste hier meist so sehr, dass ein Passagier, der aussteigen wollte, von der hinteren Treppe des letzten Waggons auf den mit Unkraut reichlich bewachsenen Bahnsteig springen konnte.

Es war der erste milde Frühlingstag. Das Sonnenlicht flackerte über die dreckigen Wände des Wagens und eine Weile drang sogar durch die geschlossenen Fenster der betörende Duft von Seidelbast, doch später, als der Zug den Gebirgspass verließ, zwischen sanftere Hügel kam und sich allmählich der tiefer gelegenen Siedlung näherte, verfinsterte sich der Himmel und Graupelschauer schlugen gegen die Fenster. Unter den düsteren Wolken tauchten braune Rauchschwaden auf und der Wagen war bald von deren säuerlich scharfem Geruch erfüllt. Als würde man irgendwo Mist verbrennen.

In Nikolina hielt man Tiere, neben den Kühen kümmerten sich die in Verbannung lebenden Frauen um eine kleine Schafherde, um Ziegen und ein paar Schweine. Die Siedlung bestand aus ungefähr einem Dutzend

Hütten, einem Pferch, zwei Baracken und vor allem aus Ställen voller dampfenden Dungs, über dem Tal hing Sommer wie Winter Rauch und ein von Muhen und Blöken erfüllter, von Fliegen grauer, dichter Dunst. Nikolina war der Hort von tumbem Vieh und sündigen Frauen. Sündigen Frauen, die ihr ungezügelter Lebenswandel, ihre unstillbare Lust, ihre grenzenlose sündige Lüsternheit hierhergebracht hatten.

Als Radoj in Nikolina ankam, sah es aus, als regnete es schon seit einer Woche, vollkommen durchnässt glänzte alles unter einer grauen Schicht. Der Tierarzt Svantz, ein Mann mit Kugelkopf und breiten Schultern, einem zurechtgetrimmten schwarzen Schnurrbart und einer kleinen Brille mit Drahtrahmen, saß am Bachufer, auf seinem mit Weidenzaun abgegrenzten Hof unter einer Zeltplane und arbeitete in Hemdsärmeln, blutig bis zum Handgelenk.

Da der Pferch voller Tiere war, konnte man nicht hineingehen, also rief ihm Radoj zu, dass er aus Jablonska Poljana komme und ihn im Auftrag des Wirtes Pochoriles wegen der Fische sprechen wolle. Der Tierarzt fuhr mit seiner Arbeit fort, wandte sich jedoch mehrmals um und musterte Radoj mit der Plastiktüte auf dem Kopf. Um den Arzt drängten sich vor Aufregung blökende, meckernde Ziegen und Schafe, die von einer Frau mit breitkrempigem Hut, wie man ihn sonst, jedoch nicht ganz so zerschlissen, an Damen aus der Stadt sah, und in bodenlangem grauem Strickkleid mit einem Stock unter das Messer von Doc Svantz getrieben wurden. Nachdem dieser fertig war, wurde das taumelnde Tier von einem Mädchen, das nur ein kurzes Hemd trug, in den benachbarten Pferch geführt. Der regennasse Viehweg war überall voller Blutspuren.

Es war Frühling, die Zeit des Gelzens. Die Hoden, die er aus dem Hodensack gelöffelt hatte, warf er, ohne hinzusehen, einen nach dem anderen hinter sich, auf die andere Seite des Zauns, wo mit glänzenden Schnurrhaaren dicke Katzen warteten. Ein paar Kugeln, die vom Zaun zurückgeprallt waren, schimmerten im Schlamm. Von den ansehnlicheren behielt Doc Svantz einige für sich, die er in einer kleinen Blechschüssel sammelte. Als er mit allen fertig war, und der Pferch sich geleert hatte, stand er auf, und da bemerkte Radoj, dass der Arzt ein grobgeschnitztes Holzbein hatte. Er war blutig bis zum Ellbogen und wurde von einem

grauen Schleier Fliegen umschwärmt. Er musterte Radoj mit düsterer Miene, ohne Eile.

Sag doch noch einmal, wer du bist.

Ich bin Radoj aus Jablonska Poljana. Früher habe ich für den Brigadier gearbeitet, der umgebracht wurde. Jetzt hat mich der Wirt Pochoriles geschickt, um die Fische abzuholen.

Der Diakon konnte nicht kommen?

Nein. Ich bin statt seiner da.

Doc Svantz humpelte über den vom Blut rostfarbenen, schlammigen Hof. Auf dem Weidenzaun hockten bereits einige Katzen und schielten auf die im Schlamm feststeckenden Kugeln. An der Wand war Brennholz gestapelt und in einem anderen Haufen gepresster Dung. In der Ecke des Hofes stand neben einem mit Wasser gefüllten Blechfass die Frau, auf dem Kopf der breitkrempige Hut, sie goss mit einer Schöpfkelle Wasser über die blutigen Arme des Arztes und wischte sie dann mit einem Lappen, der ebenfalls schon recht rostfleckig war, trocken. Währenddessen wandte sich der Arzt mehrmals zu Radoj und musterte ihn.

Was zur Hölle hast du da auf dem Kopf?

Es regnet.

Sicher, dass du nur die Fische abholen willst?

Das habe ich doch gesagt. Der Wirt braucht sie schnell, das Eis, das er extra für die Fische hat aus den Bergen bringen lassen, schmilzt schon. Und der Diakon konnte nicht kommen.

Falls es noch einen anderen Grund gibt, ist es nämlich besser, wenn du es mir gleich sagst. Die Tasche kommt mir bekannt vor, aber über dich weiß ich nichts. Würdest du das nicht verdächtig finden?

Radoj zuckte mit den Schultern. Ich weiß nicht.

Wir leben in seltsamen Zeiten. Irgendetwas um uns ist in Bewegung geraten. Sollte sich später doch noch etwas über dich herausstellen, würde es mich nicht freuen.

Ich soll nur die Fische abholen. Ich hätte auch etwas anderes zu tun gehabt. Außerdem wurde mir gesagt, dass ich Sie, nachdem ich mich vorgestellt habe, einfach nur Doc nennen soll.

Das hat man dir gesagt? Die sind ja lustig. Dann sehen wir uns gegen Abend mal an, ob wir im Wasser etwas finden.

Am Nachmittag band sich Doc Svantz eine Schürze um, würfelte Zwiebeln und hackte Knoblauch, gab alles, zusammen mit etwas Fett, in einen verrußten Messingtopf und stellte ihn an den Rand der Herdplatte. Als die Zwiebeln allmählich glasig wurden, nahm er die Schüssel mit den in blutigem Saft schwimmenden Schafshoden, die er zuvor stundenlang in einer Essig-Salz-Lake mariniert hatte, würzte sie gut mit Pfeffer, goss sie in den Topf, streute etwas Bohnenkraut darüber und deckte es ab.

Wenn man es nur kurz anbraten will, reichen zwei bis drei Minuten. Wenn du aber etwas essen willst, das wirklich gut schmeckt, musst du mit drei bis vier Stunden rechnen, dann sind sie weich, sagte er.

Während das Abendessen fertig wurde, holte Doc Svantz die Holzkassette mit dem Tabla-Spiel, oder, wie man es dort nannte, Sesh Besh. Er öffnete sie und kippte die Spielsteine und Würfel auf den Tisch.

Kennst du es?

Radoj zuckte mit den Schultern.

Sie spielten, dabei trank Doc Svantz Stachelbeerwein. Er bot auch Radoj etwas an, doch der lehnte ab. Ich kenne das, es hat so einen Mäusegeschmack, sagte er.

Der Doktor stand einige Male auf, humpelte bis zum Ofen, warf ein Holzscheit oder ein bis zwei Stück gepressten Dung ins Feuer, goss immer ein wenig Wasser im Topf nach und rührte das Essen um. Er roch nach alter Gummischürze.

Ambrozi konnte also nicht kommen.

Nein.

Ist er krank?

Ist er nicht. Nur bin ich eben diesmal gekommen.

Ja, da waren wir stehengeblieben, das hast du schon gesagt. Und weißt du nicht, warum?

Er hatte keine Zeit. Hatte etwas Wichtigeres zu tun.

Schade. Ich hätte Neuigkeiten für ihn gehabt.

Er war schon auf dem Weg zu Ihnen, aber man hat ihn davon abgebracht.

Wenn du ihn triffst, sag ihm auf jeden Fall, dass vor Kurzem einige Leute hier waren. Madame Karabiberi von der Polizei und noch ein paar andere Personen. Sie haben sich mit den Frauen unterhalten. Den Frauen von der Siedlung. Du weißt, der Diakon hat sie immer besucht, um ihnen die Beichte abzunehmen. Und so.

Gut, ich werde es ihm sagen.

Wer weiß, was die wollten. Vielleicht ist es besser, wenn der Diakon sich freistellen lässt und eine Weile nicht herkommt.

Am Abend regnete es nicht mehr. Sie aßen ein wenig und gingen dann ans Ufer des Baches Jablonicka. Doc Svantz hing eine Taschenlampe um den Hals und er schob eine aus Blech zusammengebaute, stark klappernde Schubkarre durch den Schlamm. Darin lag ein schäbiger, verdreckter kleiner Generator, den er, sobald sie am Ufer ankamen, in Gang brachte, indem er heftig an einer Schnur zerrte. Er zog Drähte heraus, deren Enden er festband oder einfach nur ins Wasser hängen ließ, dann ging er schweigend am Ufer auf und ab. Eine Weile ließ er den Motor laufen, dann schaltete er ihn aus und setzte sich. Er winkte Radoj zu sich. Es waren zwei dicke Pflöcke in den Boden gerammt, darauf lag ein grob gehobeltes Brett, diese Konstruktion diente als Bank. Sie saßen lange da, ohne ein Wort zu sagen. Radoj stand manchmal auf, verließ den Lichtkegel von Doc Svantz' Taschenlampe und spazierte, wie in einen geschlossenen, intimen kleinen Raum, in die Dunkelheit. Und übergab sich jedes Mal.

Am besten steckst du den Finger in den Hals, dann hast du alles auf einmal los. Du hast nichts gesagt, kein Wort, dass es dir nicht bekommt. Vielleicht hätte es mehr Pfeffer gebraucht.

Ich habe so etwas noch nie gegessen. Aber ich habe es nicht bereut. Mein Brigadier hat gesagt, dass man im Leben alles einmal ausprobieren muss.

Ich habe den Brigadier nicht gekannt.

Man hat ihn abgeholt. Dann ist er auch gestorben, man hat ihn ja umgebracht. Eines Tages haben wir ihn vor dem Haus auf einem Wagen, im Stroh gefunden. Er war schon ganz ausgekühlt.

Na, so etwas. Ich habe den Mann nicht gekannt.

Und ob Sie ihn gekannt haben. Sie wissen genau, um wen es sich handelt. Wollen nur nicht über ihn sprechen.

Sie gingen zurück ins Haus und setzten sich zum Sesh-Besh-Spiel. Im Schein einer Öllampe schoben sie die Spielsteine hin und her.

Vergiss den Namen nicht: Madame Karabiberi von der Polizei. Es reicht, wenn du ihm das sagst. Da wird er schon wissen, was sie im Schilde führen.

Ein schwieriger Name. Es wäre mir ganz recht, wenn Sie ihn noch ein paar Mal wiederholen würden, bevor ich gehe.

Kara-bibe-ri. Damit er weiß, woran er sich halten soll. Einige von den Frauen wurden vor Kurzem verhört. Zehn oder fünfzehn. Es war Madame Karabiberi von der Polizei persönlich. Und jede der Nutten hat ihr das Gleiche gesagt.

Im Ernst? Sie denken, dass der Diakon, wenn ich ihm das sage, wissen wird, was die Frauen gesagt haben?

So ist es. Er wird es ganz genau wissen. Er ist nicht dumm und wird auch wissen, womit er nun zu rechnen hat.

Nach einer Weile gingen sie wieder hinaus, Doc Svantz zündete den Motor und ließ ihn diesmal etwas länger laufen. Danach saßen sie erneut eine Weile schweigend auf der Bank. Als die Zeit gekommen war, zog sich Doc Svantz über den einen Fuß einen Gummistiefel, krepelte die Hose bis über die Knie und watete mit der Werkstattlampe um den Hals ins Wasser. Er musste die Stelle kennen, denn er bewegte sich auch mit dem Holzbein geschickt zwischen den Steinen. Mit der Lampe, die ihm um den Hals hing, beleuchtete er alle Ecken. Zuerst griff er unter den Uferrand, dann tastete er dort, wo das Wasser schneller rauschte, auch die Unterseite der Steine ab. Manchmal richtete er sich auf und hielt einen reglosen Fisch in der Hand. Er betrachtete ihn von allen Seiten und warf ihn dann ans Ufer. Der Fisch war starr, als wäre er gefroren. Das dauerte keine Viertelstunde, da hörte

Doc Svantz plötzlich auf, kletterte ans Ufer hinaus und humpelte zu den Fischen. Sie würden kaum ein Viertel der Tasche füllen.

Es gibt nicht mehr, das war ein schwacher Tag. Dabei mögen sie Regen. Und trotzdem waren es heute nur so wenige.

In seinem Holzbein war eine kleine Schublade eingebaut, die er jetzt herauszog. Sie war voll von kleinem mörderischem Werkzeug, Scheren, Skalpellen, spitzen Eisenstücken. Er holte eine lange Nadel heraus und bevor er die Fische in die Tasche warf, stach er jedem in den Kopf. Die meisten waren Forellen, aber es gab auch ein paar mürrische Groppen.

So. Ansonsten kommen sie zu sich und verstehen nicht, was passiert ist. Sie fangen an, sich hin- und herzuwerfen und wollen auf jeden Fall aus der Tasche springen. Auf dem Rückweg hättest du keine ruhige Minute. Sterben ist nicht einfach, und es ist ein Arzt, der dir das sagt.

Sie gingen ins Haus. Doc Svantz goss sich noch etwas Stachelbeerwein ein und trank ihn langsam.

Du hast noch reichlich Zeit, bis der Zug fährt. Wenn du nicht mehr spielen möchtest, kannst du dich gerne hinlegen. Ambrozi hat sich nie zusammenreißen können und ging um diese Zeit noch einmal zu den Frauen.

Er hat sie einfach geweckt?

Doc Svantz blickte in die Dunkelheit hinaus, wo einige Katzenaugen glühten. Der Geruch des vielen Blutes und der Fische hatte sie angelockt.

Diejenige, die der Diakon besuchen wollte, war wach und wartete auf ihn. Er ging auch nachts zu ihnen, um ihnen die Beichte abzunehmen. Du kannst ihm sagen, er solle sich immer vor Augen halten, dass die Frauen alle gegen ihn ausgesagt haben.

Wenn ich es richtig verstehe, ist mit ihm irgendetwas nicht in Ordnung.

Ist es nicht, so wie du sagst. Dafür kann nur er etwas. Er war wie eine Maschine, wenn er einmal in Fahrt war, konnte er nicht aufhören. Du verstehst, was ich meine.

Nein, Doc.

Wirklich nicht? Dann sollst du es erfahren. Der Diakon hat vier Hoden.

Radoj hob den Kopf und stieß auf. Dann stand er plötzlich auf und ging vors Haus. Als er zurückkam, wischte er sich den Mund ab.

So etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Vier. Findest du nicht, das ist ein bisschen viel?

Vier! Das glaube ich gar nicht. Wissen Sie, man sieht es ihm gar nicht an. Aber er kommt sicherlich irgendwie klar damit.

Also ich weiß nicht. Er hat eine enorme Samenproduktion. Er kann sich nicht zusammenreißen. Dadurch hat er sich das alles eingebrockt.

Soll ich raten? Diese Leute waren also deshalb hier?

Du bist klug. Jemand hat ihn verpiffen. Hat erzählt, was der im Beichtstuhl so treibt. Denn du musst wissen, die Trennwand war unten herausgesägt worden.

Und ich habe ihn noch für schwul gehalten, ich schwöre, ich habe gedacht, er sei eine Schwuchtel. In Jablonska Poljana sieht der Diakon die Frauen nicht einmal an. Wobei die meisten dort alt und schlaff sind.

Die hier sind auch nicht jung. Aber die Hitze der ständigen Lust, die in ihren Blicken lodert, springt auf einen über und ohne es zu merken, verzehrt man sich schon nach ihnen. Denn die sind immer heiß, immer, das hat Ambrozi gewittert und von da an konnte er sich nicht mehr zurückhalten. Nun gut, lassen wir das. Wenn du willst, kannst du dich noch ein bisschen hinlegen, bis der Zug kommt.

Ich bin nicht müde.

Du hast das Abendessen erbrochen. Etwas anderes kann ich dir nicht geben. Dann ruh dich jetzt lieber aus, denn du wirst neben dem Zug herrennen müssen. Zum Glück gibt es hier bereits eine Steigung, der Zug ist langsam, sogar ein Kind könnte hinaufspringen. Wirf zuerst die Tasche auf die Treppe und spring dann nach. Und versuch es nur bei der allerletzten Treppe. Damit hinter dir auf keinen Fall Räder sind. Ich werde dich hinbringen.

Währenddessen war durch die geöffnete Tür eine große gelbe Katze hereingekommen und nachdem sie die Tasche beschnuppert und um sie herumgegangen war, legte sie sich daneben. Doc Svantz zeigte mit seinem Holzbein auf sie und sagte:

Das ist Paraskíva. Sie ist an einem verregneten Tag hier eingezogen. Jemand hat mir mal gesagt, er erkenne sie, sie sei aus Jablonska Poljana ausgerissen. Aber ich denke, sie ist geradewegs aus der Wildnis gekommen. Wenn du dir die Ohren und den Schwanz ansiehst, wirst du mir recht geben. Sie wiegt neuneinhalb Kilo, ich habe sie gewogen. Nebenbei gesagt ist sie ein scheußliches Tier, ein seelenloses Mistvieh. Ich habe sie schon mehrmals fortgejagt, aber das ist ihr egal. Sie tut so, als würde sie es nicht verstehen. Ich kann nichts machen. Ich bin Arzt, mein Eid verpflichtet mich, ich kann ihr nichts antun.

Ist das Ihr Ernst? Paraskíva, sagen Sie? Ich würde sie eher Charlotte nennen.

Das ist ein Scherz. Wie kommst du denn darauf?

Weil sie so gelblich, rund und weich ist.

Was für ein Blödsinn. Wäre sie nicht etwas für dich? Wenn du willst, schenke ich sie dir. Ich werde ihr im Leben nie verzeihen. Du musst nur einmal vorbeikommen, dann gebe ich sie dir gleich mit. Jetzt kannst du sie nicht mitnehmen, wegen der Fische.

Wie versprochen, brachte Doc Svantz Radoj zu den Bahngleisen. Es war eine klare, mondlose Nacht, unter den Sternen glänzte die regendurchnässte Landschaft pechschwarz. Obwohl er noch weit entfernt war, hörte man ab und an den Zug, manchmal aber auch nur ein Surren, das von den Schienen ausging. Irgendwo, in einem fernen Hain kollerten die Auerhähne. Und dann war in der Nähe plötzlich auch der Amselschlag zu hören. Sie spürten den nahenden Tagesanbruch und trällerten leise in den nackten Kronen des Waldes.

Bei Ihnen gibt es Vögel?

Du stellst ja kluge Fragen. Als ob es bei euch keine gäbe.

Keinen einzigen. Sie sind noch im vorletzten Jahr, vielleicht sogar noch davor, mitten im Sommer alle fortgeflogen. Die hier fliegen auch noch fort, Sie werden schon sehen.

Du kannst ja ganz schön viel Blödsinn erzählen. Also merk dir gut, ich sage es noch einmal: Madame Karabiberi. Ihn, den Diakon, wird sie

bestimmt auch aufsuchen.

Radoj neigte den Kopf zur Seite, blinzelte und sagte: Der Diakon ist schlau, wenn er ihnen erzählt, wie viele Eier er hat, haben sie vielleicht Nachsehen mit ihm.

Nie, die nicht. Jetzt ist es an ihm, etwas zu tun. Will er etwa bis zum Ende aller Tage mit vier Hoden leben? Wie ich ihn kenne, würde ihm inzwischen ein einziger reichen.

Ihm sollte nur noch ein einziger bleiben? Sie meinen, er würde sich damit zufriedengeben, wenn ihm nur noch einer bleiben würde?

Ich sehe, du verstehst, wovon ich spreche. Ein einziger, wie du sagst. Oder keiner. Ich könnte ihm helfen. Es wäre höchste Zeit, etwas vorzuweisen, damit sie seine guten Absichten erkennen.

Wie gesagt, ich habe bisher an ihm nichts bemerkt. Und über so etwas kann ich mich auch gar nicht mit ihm unterhalten.

Dabei wirst du es müssen. Er steckt in Schwierigkeiten. Sag ihm, auf mich kann er zählen, ich helfe ihm jederzeit gerne. Du hast es selbst gesehen, ich habe geschickte Hände, arbeite sauber und schnell.

Also ich weiß nicht.

Ein Lichtstrahl streifte plötzlich Doc Svantz' Gesicht und ließ die Brillengläser aufblitzen.

Du kannst erzählen, was du gesehen hast. Also mich, bei der Arbeit, verstehst du? Für ihn würde ich es aus Gefälligkeit erledigen, kostenlos. Vergiss nicht, ihm das zu sagen.

Radoj rannte neben dem Zug her, zog sich hinauf und stand bereits oben, als Doc Svantz ihm noch einmal hinterherrief:

Und vergiss nicht, irgendwann mal deine Katze abzuholen.

Früh am Morgen, als Radoj ankam, war Zu den zwei Schnepfen, der Gasthof von Edmund Pochoriles, noch geschlossen. Er ging ums Gebäude herum, über den Hof in die Küche. Pochoriles stand vor dem Gasherd und verrührte in einer Schüssel die Zutaten für Eierfladen. Die Durchreiche zum Saal war geöffnet, Radoj erblickte an einem Tisch den Gast namens Damasskin Nikolsky, ihm gegenüber saß Diakon Ambrozi. Sie schwiegen.

Radoj stellte die Tasche mit den Fischen auf einen Stuhl, räusperte sich, nun wandte sich der Wirt ihm zu.

Das hast du gut gemacht. Von nun an werde ich immer dich darum bitten. Und erinnere mich daran, dass ich den Preis von zwei Suppen von deinen Schulden streiche.

In Ordnung.

Ich koche gerade einen Tee für sie, du kannst auch etwas bekommen. Und bist du nicht müde? Wenn du nichts anderes zu tun hast, könntest du dich draußen in der Kammer ein bisschen hinlegen.

Danke. Ich bin auf dem Weg zum Fräulein, um ihr vorzulesen. Ich werde bei ihr eine Kleinigkeit essen.

Radoj ging in den Saal, um seine Umhängetasche mit dem Gedichtband vom Kleiderständer zu holen, wo er sie gelassen hatte, fand sie dort aber nicht vor. An einem der Tische saß der blasse Mann, der wie eine Maus aussah, der bischöfliche Prokurator Damasskin Nikolsky, ihm gegenüber der Diakon Ambrozi. Sie schwiegen mit düsterer, erschöpfter Miene. Beider Gesichter waren so farblos, als hätten sie die ganze Nacht nicht geschlafen.

Radoj ging zurück in die Küche. Er setzte sich auf einen Hocker und beobachtete Pochoriles, wie er mit einer Gabel den Eierfladenteig im heißen Fett verteilte.

Dabei habe ich sie dorthin gehängt. Das Buch, aus dem ich lesen sollte, ist auch darin.

Wer zur Hölle sie wohl weggenommen hat? Pochoriles zuckte nur mit den Schultern. Er blickte durch die Durchreiche in den Saal. Adam hat dieses Märchenbuch von Mox, wenn du nichts anderes findest, dann lass dir das von ihm geben.

Radoj fuhr sich durchs Haar, dann winkte er ab und sagte:

Er meint, da steckt die ganze Weisheit von Verhovina drin, das gibt er mir sowieso nicht.

Ich habe einen Kalender vom letzten Jahr, den kann ich dir geben, wenn du willst.

Ein Buch ist so gut wie das andere. Bücher gibt es auch beim Fräulein. Egal, was ich ihr vorlese, sie versteht es sowieso nicht. Aber um die Tasche tut es mir leid. Sie war aus wasserdichter Plane.

Pochoriles trat an Radoj heran und sagte:

Ich lasse dir von Aliwanka eine andere nähen. Aber sag mal: Hat Doc Ambrozi nichts ausrichten lassen?

Dem Diakon, meinen Sie? Was hätte er ihm denn ausrichten lassen sollen? Es ging doch nur um die Fische, nicht? Hier sind sie, ich habe sie mitgebracht.

Nichts, wirklich gar nichts?

Ich sage doch, und das wissen Sie auch selbst, dass Sie mich nach Nikolina geschickt haben, um die Fische zu holen. Alle, die er gefangen hat, habe ich mitgebracht.

Leicht benommen, leicht taumelnd, ungeschickt hastig machte sich Radoj nun doch auf den Weg. Er ging vorbei an den Gärten, über den verschlungenen Pfad direkt zum Hof von Fräulein Klara Burszen. Unterwegs pflückte er einige Krokusse, knospende Kuhschellen und neben dem Zaun des Hofes fand er sogar noch duftenden Seidelbast. Er schüttelte die Wassertropfen ab. Gleich würde er sich beim Fräulein entschuldigen, denn diesmal war er zu dem üblichen wöchentlichen Vorlesen einen ganzen Tag zu spät gekommen.



OceanofPDF.com

10. (BALWINDER)

Drei oder vier Tage nach Ostern klopft früh am Morgen Fabritius, der aus der Kutte gesprungene Pfarrer, an mein Fenster und sagt, Polizeikommissarin Karabiberi aus Velky Lukanar warte im Gemeinschaftshaus auf mich. Ich frage, in welcher Angelegenheit, was er mir aber nicht sagt.

Doch dann fügt er noch leise hinzu: Am besten sagst du ihr gar nichts. Unser Leben geht sie doch nichts an, stimmt's? Egal, was sie fragt, du zuckst nur mit den Schultern.

Die Polizeikommissarin sitzt im Licht der Morgendämmerung allein, den Mantel bis zum Kinn zugeknöpft, in einer Ecke des unwirtlichen Saals hinter einem kleinen Tisch. Sonst ist keine Menschenseele zu sehen, vielleicht hat sie zuvor auch schon mit anderen gesprochen, aber jetzt wartet sie offenbar nur noch auf mich. Als ich bei ihr ankomme und stehenbleibe, grüßt sie mich nicht, sondern fragt gleich, ob mir die Gegenstände, die vor ihr auf dem Tisch liegen, irgendwoher bekannt seien. Ob ich sie jemals gesehen hätte.

Eine eckige schwarze Aktentasche, schlammig, an der Seite eingedellt und zerschlissen, eine große Umhängetasche aus handgewebtem schwarzem Stoff, voller rostbrauner Flecken und ein Paar schwarzer Männerstiefel mit völlig verbrannten Sohlen.

Ich schweige. Die Kommissarin wiederholt die Frage:

Sagen Sie, Adam, aber ganz ehrlich, haben Sie diese Gegenstände schon einmal irgendwo gesehen?

Nein, antworte ich. Ich habe sie noch nie gesehen.

Sicher? Und sicher, dass Sie nicht von irgendjemandem wissen, der sie in letzter Zeit hätte sehen können?

Sicher. Ich verstehe gar nicht, warum Sie mir früh am Morgen solche Fragen stellen.

Damit Sie versuchen, sich an die vergangenen Tage zu erinnern.

Ich glaube, wir denken so ziemlich an denselben Tag.

Einer der vergangenen Tage war zum Beispiel Ostermontag.

Am Ostermontag gegen Mittag hat mich der Wirt Edmund Pochoriles gebeten, Balwinder das Mittagessen zu bringen. Damit beauftragt er sonst immer meine Cousine Danczura, doch sie erträgt neuerdings nicht einmal den Geruch von Speisen, ihr ist ständig übel, um so etwas kann man sie jetzt nicht bitten.

Balwinder geht es nicht gut, seit Jahren sagt er von sich, dass er krank sei, nur um nicht arbeiten zu müssen, er liegt den ganzen Tag im Bett und seit dem Herbst hat er nicht einmal das Haus verlassen. Offenbar bleibt ihm nicht mehr viel Zeit. Er wird am Simulieren sterben.

Pochoriles hat ein großes Herz, deshalb schickt er ihm jeden Tag einen Teller leerer Suppe. Die Suppe ist leer, weil wir zuvor die Möhren, den Gries und die Eiergrauen herausgegessen haben. An diesem Tag bekommt Balwinder Brennesselsuppe, auch die leer, halbfertig, ungewürzt, denn die großen Nockerln, die saure Sahne zum Binden und die Schaumomelett-Würfel gibt Edmund Pochoriles erst beim Servieren in die Teller von uns vieren. Es ist der Heilige Ostermontag, an dem einige von uns, wie an anderen Festtagen, gemeinsam essen: der Wirt Edmund Pochoriles, meine Cousine Danczura und Fabritius, der aus der Kutte gesprungene Pfarrer. Es ist erst Ostern, aber an dem sonnenbeschienenen Zaun, neben dem Pfad, der zum Lokus führt, sprießen bereits Brennesseln.

Also bringe ich Balwinder das Mittagessen, stelle es auf den Hocker neben seinem Bett, warte im Stehen darauf, dass er die Suppe auslöffelt. Während er sie schlürft, hängen seine gelblich grauen, dreckigen, verfilzten Strähnen in die Schüssel und er sieht mich mit seinen riesigen Schielaugen argwöhnisch an. Auch heute warte ich ab, dass der Löffel zum letzten Mal gegen die Schüssel schlägt, um sie leer zurückzubringen, doch als ich

losgehen will, sehe ich, dass er mir erschöpft zuwinkt. Er bittet mich, noch zu bleiben.

Wir könnten eine Runde Tabla spielen, sagt er.

Ich habe schon vorgestern Tabla mit Ihnen gespielt. Haben Sie das vergessen? Oder wollen Sie ab jetzt jeden Tag spielen? Sie hätten lesen lernen sollen. Ich könnte Ihnen ein paar von den zum Verbrennen bestimmten Büchern bringen, darin gibt es schöne Geschichten. Fräulein Burszen geht es auch nicht gut, aber sie liest. Sogar in mehreren Sprachen.

Ich dachte nur an zwei oder drei Partien. Ich habe gehört, heute ist Feiertag.

Feiertag? Na gut. Das ist etwas anderes.

Ich stelle die Schüssel vor die Tür auf den Boden, um sie nicht zu vergessen und warte, dass Balwinder die Kiste mit den Würfeln und Spielsteinen unter seinem Kopfkissen hervorholt. Ich setze mich an den Rand seines Bettes.

Gut, drei Partien. Drei, nicht mehr.

Wir spielen, doch ich blicke dabei immer wieder aus dem Fenster. Auf der anderen Straßenseite, auf dem Schornstein des Gasthofs Zu den zwei Schnepfen, sitzt schon seit zwei Tagen eine Möwe. Sie ist so groß wie eine Gans und hat einen gebogenen Schnabel wie ein Adler. Die Kinder bewerfen sie mit Steinen, manchmal treffen sie, doch sie rührt sich nicht. Meine Cousine Danczura steht an den Zaun gelehnt da, den Mund halb geöffnet starrt sie auf die Straße, ihr ist bestimmt wieder übel. Ihr Blick wandert über die Straße der Infanteristen, als würde sie auf jemanden warten. Doch über der gepflasterten Straße, die allmählich von Unkraut bewachsen wird, von Sumpfdotterblumen und Primeln, flattern nur die ersten Schmetterlinge des Frühlings.

Balwinder spielt ohne Eile, er lässt die Würfel über eine halbe Minute in der Hand klappern, bevor er sie wirft. Auch die Spielsteine schiebt er nur langsam weiter. Ich lasse ihn gewinnen, damit er nicht mehr als drei Partien spielen will. Gegen Ende der zweiten Runde sagt er plötzlich:

Ich möchte Sie um etwas bitten.

Sagen Sie es ruhig, ich höre.

Ich möchte Sie, mein Herr, freundlich darum bitten, mir einen runterzuholen.

Ich starre ihn an und er starrt blinzeln zurück.

Ich blicke aus dem Fenster und sage:

Ich dachte, wir spielen Tabla.

Ich passe ja trotzdem auf. Nur so, während des Spiels. Also ich dachte, wir könnten dabei weiterspielen.

Das haben Sie gedacht? Sie sind ein komischer Mensch. Ich zum Beispiel, beschäftige mich gleichzeitig nur mit einer Sache.

Aber trotzdem. Wenn es möglich wäre.

Kommen Sie, Balwinder. Dafür sind Sie doch schon zu alt. Und wenn Ihnen so sehr danach ist, dann machen Sie es sich selbst. Die Partie ist gleich zu Ende. Wir können eigentlich auch schon aufhören. Ich gehe, und Sie machen mit sich, was Sie wollen.

Das ist nicht das Gleiche. Kann man Sie denn zum heiligen Fest nicht einmal darum bitten? Ich habe das Gefühl, mir bleibt nicht mehr viel Zeit, das wäre meine letzte Bitte an Sie.

Das ist gut und schön. Trotzdem nicht. Nein, Balwinder, Feiertag oder nicht, meine Antwort ist nein. Was hat denn Ostern überhaupt mit Ihren geheimen Wünschen zu tun? Ich habe gesagt, nein. Sie wissen, was Sie mögen, ich werde Sie nicht anrühren.

Balwinder beugt sich nach vorn und seufzt.

Ich bin vollkommen erschöpft. Nicht einmal dafür habe ich genug Kraft in der Hand. Stellen Sie sich vor, vorhin, bevor Sie mir das Essen gebracht haben, bin ich eingeschlummert und habe von Zsedu Buba geträumt. Dass wir zusammen waren. Ich will, dass es mir noch ein letztes Mal gut geht. Während der Herr es für mich macht, denke ich an Zsedu Buba.

Nicht Buba, sondern Baba. Zsedu Baba. Sie wissen ja nicht einmal, wie sie heißt. Wenigstens Ihren Namen sollten Sie kennen, wenn Sie schon von ihr träumen.

Gut, dann eben Baba.

Sie und Zsedu Baba? Das höre ich zum ersten Mal. Das wundert mich wirklich, denn soweit ich weiß, hat sie nie für Sie geschwärmt. Sie wissen,

was Zsedu Baba und Sie in Ihrem Traum gemacht haben. Streicheln Sie sich ruhig, wie Sie es gewohnt sind. Eins ist sicher, ich rühre Sie nicht an. Außerdem reicht es mir. Ich bleibe auch nicht mehr hier sitzen.

Sie gehen?

Ja. Sie regen mich auf. Und wissen Sie was? Ich an Ihrer Stelle würde einen Pfarrer bitten, mich zu besuchen. Sie hätten da einiges zu erzählen. Sie waren ein schlechter Mensch, Balwinder, und jetzt, am Ende Ihrer Angelegenheiten, kümmern Sie sich auch nur um Ihren Schwanz. Statt einem Pfarrer zu erzählen, was Sie so alles getrieben haben.

Denken Sie, das würde mir mehr helfen?

Nein, er versteht es nicht. Ich lasse ihn lieber. Dabei wäre das sein letzter Wunsch gewesen.

Ostern, gleißendes Licht, wenn der Wind den Schwefelgeruch der Thermalwässer vertreibt, strömt der erwachende Duft der Wiesen in Wellen die Hänge des Paltin hinab. Und von Pochoriles' Küche strömt der Duft von Brennnesselsuppe.

Zur Mittagszeit kommt Fabritius, der aus der Kutte gesprungene evangelische Pfarrer, ins Zwei Schnepfen und bringt den jungen Diakon mit, der erst vor ein paar Tagen in Jablonska Poljana aufgetaucht ist. Er kam mit einer schwarzen Aktentasche, einem schwarzen Beutel aus handgewebtem Stoff, in dem er wohl seine muffigen, nach Käfer riechenden Sachen aufbewahrte. Er behauptete, Anatol Korkodus habe ihn früher in der Besserungsanstalt ausgewählt und ins Seminar geschickt, damit er als Missionar nach Verhovina kommen würde. Er hat ganz offensichtlich gelogen, denn Anatol Korkodus war Adventist und mied Menschen mit gelben Augen. Eines war sicher: Diesen Kerl hatte niemand hierherholen wollen. Eine Weile stand er beim moosbewachsenen Denkmal der Dreieinigen Frau herum, dann tauchte er bei Fabritius auf. Ein dünner Mann mit schütterem Bart und großen gelben Augen. Er trägt klobige schwarze Stiefel.

Sie setzen sich an einen Tisch in der Nähe des Tresens. Auf der Jacke des Diakons, in Brusthöhe, leuchtet, als wäre es nur durch den Lichteinfall,

groß und silbern der Buchstabe N. Er betrachtet die Flaschen mit den verschiedenen Etiketten im Regal, als fiele es ihm schwer zu entscheiden, was er bestellen soll. Dabei ist in den Flaschen schon seit Langem nur Tee, in verschiedenen Farben. Bei Pochoriles bekommen die Gäste schon seit Jahren nur bitteren rosa Wein, den ihm die fliegenden Händler aus Velky Lukanar in Plastikfässern mitbringen und manchmal, wenn man den Wirt gut bezahlt, schenkt er einem auch etwas von seinem eigenen Pálinka ein. Die alten Weine von der guten Sorte trinkt er nur noch selbst.

Als würde Pochoriles riechen, dass sich im Saal ein Fremder aufhält, kommt er aus der Küche hervor. Er geht um den Tisch herum, an dem der aus der Kutte gesprungene Pfarrer, Fabritius, mit dem Diakon sitzt.

Sie könnten sich ja mal vorstellen, sagt er im Vorbeigehen.

Der Diakon lehnt sich auf seinem Stuhl lässig nach hinten und sagt:

Ich bin Gottes Diener.

Darauf hält Pochoriles plötzlich inne, dreht sich um und spricht Fabritius an:

Du kennst ja vielleicht auch seinen richtigen Namen. Außerdem habe ich heute nur für vier Personen gekocht.

Er sagt, er heiße Kotzofan, erwidert Fabritius leise.

Pochoriles bleibt stehen, verschränkt die Arme vor der Brust.

Kotzofan? Das fängt mit einem K an. Mit einem großen K. Aber ich sehe da auf seiner Jacke ein großes N.

Ein N, an mir? Das habe ich gar nicht bemerkt.

So ist es. N steht für Nikita. Und Nikita ist in unserer Gegend der Name für den Tod. Ich muss sagen, schade, dass Sie das Kochbuch von Eronim Mox nicht gelesen haben. Wenn an einem in Brusthöhe oder über den Schulterblättern ein großes N erscheint, nur schwach, als wäre es aus Vogelfedern oder aus silbernen Schäfchenwolken, dann ist es der letzte Tag im Leben dieser Person.

Der Diakon rutscht unruhig hin und her, hebt abwehrend die Hand, die Finger gespreizt, seine langen, dreckigen Fingernägel vibrieren im Licht.

Aber ich sterbe noch nicht. Ich bin erst siebenundzwanzig Jahre alt.

Ach, das hätte ich gar nicht gedacht, sagt der Wirt kopfschüttelnd und stößt Fabritius in die Rippen. Sag ihm, dass das ein schönes Alter ist. Und wenn du dich noch mit ihm unterhältst, kannst du ihm sagen, dass hier keine Altgläubigen leben, weil alle Lutheraner geworden sind. Sag es ihm, damit er auch weiß, wo er seine Zeit vergeudet.

Ich werde für sie beten und dann kehren sie zu uns zurück, antwortet der Diakon.

Auf einmal duzt Pochoriles ihn:

Kann sein, wer weiß. Aber dann bist du schon längst nicht mehr hier.

Edmund Pochoriles tritt gegen die Schwingtür und verschwindet in der Küche. Nach einer Weile folgt ihm Fabritius. Aus der Küche ist die gedämpfte Stimme des Wirts zu hören.

Nein, ich würde ihm nicht gerne etwas davon geben. Wenn du ihn schon mitgebracht hast, und dich aus einem Grund, den nur du kennst, mit ihm anfreundest, dann könnt ihr ruhig vom Wein der fliegenden Händler aus Velky Lukanar trinken. Ich meine, wenn du wirklich Lust hast, mit ihm hier zu sitzen. Hast du etwa seinen Geruch nicht bemerkt? Man mag gar nicht daran denken, wo er den herhat, seine ganze Kleidung strömt ihn aus. Und seine Haut. Es würde nicht schaden, wenn du auch etwas mehr schnüffeln würdest.

Trotzdem kommt Fabritius schließlich mit vorsichtigen Schritten mit zwei bis zum Rand gefüllten Gläsern Pálinka aus der Küche zurück.

Edmund Pochoriles bleibt in der Küche, ich höre, wie er das Eiweiß fürs Schaumomelett aufschlägt. Wie ich schon gesagt habe, für den Ostermontag kocht er Brennesselsuppe mit Knoblauch, wozu nur das passt. Wir alle lieben es, können diesen Tag kaum erwarten. Die ersten, zarten Triebe der Brennessel schmecken am besten.

Die beiden Priester, also Kotzofan, der Diakon und der aus der Kutte gesprungene Pfarrer Fabritius, sitzen an einem Tisch in der Nähe des Tresens und trinken, währenddessen deckt meine Cousine Danczura einen anderen Tisch. Für den Diakon gibt es kein Gedeck.

Danczura bringt die Suppenschüssel aus der Küche, gefolgt von Pochoriles, der serviert und die Nockerln und Schaumomelett-Würfel, die

zur Brennesselsuppe gehören, auf die Teller verteilt und in jeden noch einen großen Löffel mit Knoblauch und Mehl vermischte saure Sahne gibt.

Bevor wir mit dem Essen beginnen, stehe ich auf und gehe zu dem Tisch, an dem der Pfarrer mit dem Diakon sitzt und trinkt. Ich wende mich an den Diakon:

Wie ich sehe, essen Sie nicht zu Mittag. Ich weiß, zum Feiertag ist es nicht üblich, aber es gäbe jetzt trotzdem etwas für Sie zu tun. Gehen Sie bei Balwinder vorbei, wenn Sie Zeit haben. Er will mit Ihnen sprechen. Ihm geht es schlecht, wirklich schlecht.

Balwinder? Wer ist das? Ich glaube, ich kenne ihn noch nicht.

Jetzt können Sie ihn kennenlernen. Er wohnt hier gegenüber, auf dem Hof des öffentlichen Waschhauses. Früher war er das Faktotum der Behörde. Und was seine Religion betrifft, ist er, soweit ich weiß, ein Altgläubiger. Oder etwas in der Art. Er will mit Ihnen sprechen.

Gerade mit mir? Wissen Sie, worüber?

Wie gesagt, ihm geht es schlecht, er ist sehr schwach und will bestimmt sein Gewissen erleichtern. Es handelt sich um einen sehr sündhaften Menschen, und auch wenn heute Feiertag ist, muss man ihn auch verstehen.

Gut, ich gehe hin. Aber wie ich sehe, wissen auch Sie, dass wir an Feiertagen keine Beichte abnehmen.

Der Diakon macht sich, zwar etwas zögerlich, dennoch auf den Weg. Während er sich den schwarzen Mantel überwirft und den runden, spitzen Hut zurechtrückt, sieht er mich mehrmals argwöhnisch an. Schließlich geht er. Ich folge ihm mit meinem Blick, wie er mit dem neblig silbernen großen Buchstaben N auf dem Rücken über die Straße geht, immer langsamer, stehenbleibt, zurückschaut, als wollte er fragen, ob er in die richtige Richtung gehe. Ich lasse ihn nicht aus den Augen, bis er auf dem Hof des öffentlichen Waschhauses verschwindet.

Stumm schlürfen wir Pochoriles' Brennesselsuppe, manchmal sehen wir uns zufrieden an, ohne ein Wort zu sagen. Zum Schluss wendet sich der Wirt streng an Fabritius:

Du hast einen Spion aufgenommen. Mach irgendetwas mit ihm, damit ich ihn nie wieder sehe. Das hätte ich nicht von dir gedacht.

Fabritius, das Gesicht dicht über der Suppe, atmet den duftenden Dampf ein und sagt:

Jeden Morgen sage ich ihm, er solle gehen und uns in Ruhe lassen, denn er habe hier nichts zu suchen, heute nicht und auch in Zukunft nicht. Aber er weigert sich. Ein Spion soll er sein, sagst du? Daran habe ich nicht gedacht. Ich werde beten, dass er sobald wie möglich von hier verschwindet.

Am Nachmittag kommen die zwei Schnepfen in den Saal: Zsedu Baba und Brigitta Konuvalov. Früher einmal waren sie beide die Geliebten von Brigadier Anatol Korkodus, doch schließlich verliebten die beiden Frauen sich ineinander. Obwohl sie schon etwas welk sind, stecken sie sich in die weichen Achselhöhlen immer noch duftendes Bohnenkraut oder wohlriechendes Labkraut, tragen in den Haaren aus Schokoladenschachteln ausgeschnittene Kunststoffmargeriten und laufen Arm in Arm umher wie Verlobte. Weiß der Teufel, woher sie Geld haben, aber sie trinken jeden Nachmittag einige Gläser von Pochoriles' Schlehdornpálinka, während sie am Ecktisch Rummikub spielen, bis die Lampen angeschaltet werden.

Jetzt laden sie mich und Fabritius zu ihrem Tisch ein. Es sei Feiertag, sagen sie, wir sollten zu viert spielen. Zsedu Baba wiederholt mehrmals:

Heute sind Sie unsere Gäste! Bestellen Sie von Pochoriles geheimen Reserven, was Sie wollen.

Fabritius sagt leicht nervös:

Ich bin nicht allein. Wissen Sie, ich habe noch jemanden dabei.

Ach so. Dann sagen wir: Nein, danke. Kommt gar nicht in Frage. Wir haben Sie beide eingeladen, weil heute Feiertag ist. Rummikub kann man sowieso höchstens zu viert spielen.

Pochoriles Vorrat ist allmählich aufgebraucht, außer seinem eigenen Pálinka, den er jedes Jahr brennt, und dem Gesöff in den Plastikfässern hat er nur noch ein paar Dutzend Weinflaschen im Keller. Er sagt, wenn die

auch alle sind, schließt er den Laden. Dann zeigt er uns, wo er begraben werden will. Als würde er den Tag erwarten.

Jetzt bleibt Pochoriles an unserem Tisch stehen, dreht eine Runde und wirft einen Blick in jedes Blatt. Er setzt sich nicht, steht an eine Säule gelehnt und verfolgt so das Spiel. Bis plötzlich Diakon Kotzofan zurückkehrt.

Ähm, sagt er. Ich möchte den Herren etwas sagen.

Pochoriles zeigt auf uns, bedeutet ihm, nicht zu stören, weil wir spielen. Er legt den Zeigefinger auf den Mund: Pst, nachher, wenn sie fertig sind.

Es ist aber wichtig!

Ich habe gesagt: Pst!

Aber ich muss den Herren jetzt gleich etwas zeigen. Sie müssen sofort mitkommen. Die Person, die mir hat ausrichten lassen, dass sie mich sprechen will, lebt, glaube ich, nicht mehr.

Balwinder ist bis zum Kinn zugedeckt, seine Stirn glänzt, über seinen Mund, der offen steht, kreisen Osterfliegen. Auf dem Hocker neben dem Bett steht das Tabla-Brett. Stille und der Geruch des toten Menschen.

Pochoriles beugt sich über ihn.

Sie haben ihn schon so gefunden?

Nicht wirklich. Er hat mich noch darum gebeten, eine Partie Tabla mit ihm zu spielen.

Pochoriles sieht sich Balwinders ausgebreitete Arme an, mustert eingehend die Decke, die über der Brust gar keine Falten wirft und so den Eindruck erweckt, als habe man sie auf dem leblosen Körper sorgsam zurechtgezogen, glattgestrichen. Dann schlägt er sie plötzlich zurück. Der graue Unterkörper des leblosen Faktotums ist vollkommen nackt und voller trockener schuppenartiger Flecken.

Sie haben ihn angefasst.

Ich? Ich doch nicht.

Doch, das haben Sie. Ich sehe, was ich sehe.

Er hat mich darum gebeten.

Ach so. Na, kommen Sie, gehen wir.

Im Wirtshaus Zu den zwei Schnepfen gibt es keine Gäste, trotzdem sieht sich Edmund Pochoriles um, bevor er hinter den Tresen geht. Er stellt zwei Schnapsgläser vor sich hin, greift unter den Tresen und holt seinen wohlbehüteten, kostbaren Enzian hervor. Er füllt die Gläser und schiebt eins dem Diakon hin.

Sie sind jetzt wahrscheinlich sehr nervös. Schlucken Sie das schnell hinunter, dann bekommen Sie noch einen. Sie dreckige Schwuchtel. Sie haben es fertiggebracht, unter seine Decke zu greifen.

Ich sage doch, dass er mich darum gebeten hat. Zuerst hat er mich nur darum gebeten, dass wir Tabla spielen und dann wollte er, dass ich etwas mit ihm mache. Damit es ihm ein bisschen gut geht.

Dreckige Schwuchtel, habe ich gesagt! Was zählt das Leben eines Menschen schon für Sie! Wusste ich es doch, vom ersten Augenblick an, was für ein Mensch Sie sind. Sobald ich diesen Käfergeruch an Ihnen gerochen habe. Alle drei Männer, die wir hier sind, ekeln uns vor Ihnen.

Er hat gesagt, ich solle es als seinen letzten Wunsch auffassen.

Klar, die letzte Ölung, was? Nun gut. Ich habe Ihnen noch ein Gläschen versprochen. Sie trinken es aus und dann gehen Sie und packen Ihr Zeug zusammen. Bei Sonnenuntergang sind Sie fort.

Pochoriles will bereits in die Küche gehen, aber der Diakon stellt sich ihm, wie ein bettelndes Kind, voller Hoffnung in den Weg.

Wenn mir deshalb irgendjemand eine Strafe auferlegen wird, möchte ich diese, egal, was es sein sollte, hier, bei Ihnen abbüßen.

Das glaube ich Ihnen. Werden Sie aber nicht. Gehen Sie ruhig zu denen zurück, die Sie fortgejagt haben. Die werden schon wissen, was sie mit Ihnen anfangen sollen. Als erstes werden Sie ihnen alles erzählen.

Der Diakon wendet sich jetzt an Fabritius, der stumm vor dem Tresen steht.

Ich bitte Sie, sagen Sie etwas. Reden Sie mit ihm, damit ich nicht weggehen muss.

Daraufhin sagt Pochoriles:

Herr Fabritius soll mit mir reden? Sie sind ja lustig. Und was soll er mir sagen? Na, gehen Sie. Dieser Junge, und damit deutet er auf mich, begleitet

Sie bis zum Rand der Siedlung. Gehen Sie und werfen Sie keinen einzigen Blick zurück.

Kommen Sie, gehen wir, sagt Fabritius leise zu ihm.

Sie machen sich auf den Weg.

Fabritius wohnt in der Nähe. Trotzdem vergeht bestimmt eine Stunde und es dämmt tatsächlich schon, als ich sie erblicke, wie sie langsam zum Gasthof gehen. Der Diakon trägt klobige schwarze Stiefel, über seiner Schulter hängt eine Tasche aus schwarzem handgewebtem Stoff, in der Hand hält er eine schwarze Aktentasche. Als sie beim Gasthof ankommen, klopft ihm Fabritius kräftig auf den Rücken und ich gehe zu ihm.

Wir laufen die Straße der Infanteristen entlang. Der Diakon dreht den Kopf immer wieder zu mir und sieht mich beharrlich an, aber ich tue so, als würde ich es nicht bemerken. Schließlich spricht er mich leise an:

Gibt es hier nicht vielleicht doch einen Ort, wo ich übernachten könnte?

Nein.

Ganz sicher? Aber es wird gleich Nacht.

Gottes Diener fürchtet sich nicht.

Tut er doch.

Das tut mir leid. Seien Sie froh, dass Sie frei sind und gehen können. Sie haben Balwinder umgebracht.

Mit ihren kaputten Fenstern und vollgekritzelten Wänden ist die alte, verlassene Bahnstation das letzte Gebäude in Jablonska Poljana. Darin wohnen nur noch ein paar alte Steinkauze. Das ist der Rand der Siedlung. Bis hierhin musste ich ihn begleiten. Jetzt könnte ich auch umkehren.

Kommen Sie, sage ich zu ihm.

Ich führe ihn zu den mit Unkraut und Disteln bewachsenen Gleisen. Neben der Rampe des Lagers stehen leere Grubenwagen und kaum größere Kipper. Früher, als es den Bergbau noch gab, wurde der taube Steinsand hier in die Breitspurwaggons umgeladen.

Hören Sie, Kotzofan. Sie sehen doch diese kleinen Waggons. Die braucht kein Mensch mehr, Sie können ruhig einen abkoppeln, wenn Sie wollen. Schmierfett finden Sie in einem Eimer hinter dem Gebäude, da gibt

es auch einen Spachtel zum Auftragen. Nachdem Sie die Achsen gründlich eingeschmiert haben, setzen Sie sich in den Wagen und da die Bahn eine ordentliche Neigung hat, können Sie damit fast bis Velky Lukanar fahren. Um nicht zu schnell zu werden, müssen Sie bremsen, da haben Sie zwei Möglichkeiten: Entweder Sie stellen sich direkt auf die Achse, noch günstiger ist es aber, die Füße zwischen Rad und Fahrgestell zu stecken und dort zu lassen. Am besten bis zum Schluss, bis Sie am Ende des Hanges ankommen. Dort werden Sie von allein stehenbleiben.

Ich warte, bis er einen kleinen Grubenwagen von den anderen abkoppelt, die Achsen mit Fett einschmiert und hinaufklettert. Zum Reisen ist ein solcher Wagen nicht besonders geeignet, Kotzofan weiß auch nicht so recht, wie er darin Platz nehmen soll. Er hält sich ungeschickt mit beiden Händen fest, während er versucht, die Beine zwischen Rad und Fahrgestell zu stecken. Da sich der Wagen von allein nicht rührt, stoße ich ihn an. Ich stemme mich dagegen und schiebe, bis er endlich quietschend losrollt.

Hör auf! Noch nicht! Bitte, noch nicht!

Was soll das denn? Jetzt duzt er mich auch noch, aber ich muss mich so anstrengen und die Räder quietschen so laut, dass ich ihn kaum höre, nur immer weiter schiebe und schiebe. Ich schiebe den Wagen über die unkrautbewachsenen, verrosteten Weichen, dann im Laufschrift bis zur offenen Bahn, wo der Abhang beginnt. Dort gebe ich ihm noch einen letzten kräftigen Stoß. Nun rollt er schon von selbst. Er wird immer schneller, verschwindet bald wie in einem Tunnel im Nebel des nahenden Abends und um mich herum erklingen, surren und dröhnen die Gleise. Das Blechdach auf dem Bahnhofsgebäude erzittert ebenfalls, ein Ton, der auch später nicht verhallt, und während ich die Straße der Infanteristen entlanggehe, schwebt die Glocke eines Orgelklanges über mir.

Am Abend spielen wir im Gasthof Rummikub. Der Wirt Pochoriles, meine Cousine Danczura, Fabritius, der ehemalige Pfarrer, und ich. Es ist Feiertag, wir trinken mit Quellwasser verlängerten Enzian. Als würde ein Wind aufkommen, pfeift der Orgelklang immer wieder die Fenster entlang. Oder ich bilde es mir nur ein.

Die Polizeikommissarin Karabiberi fragt:

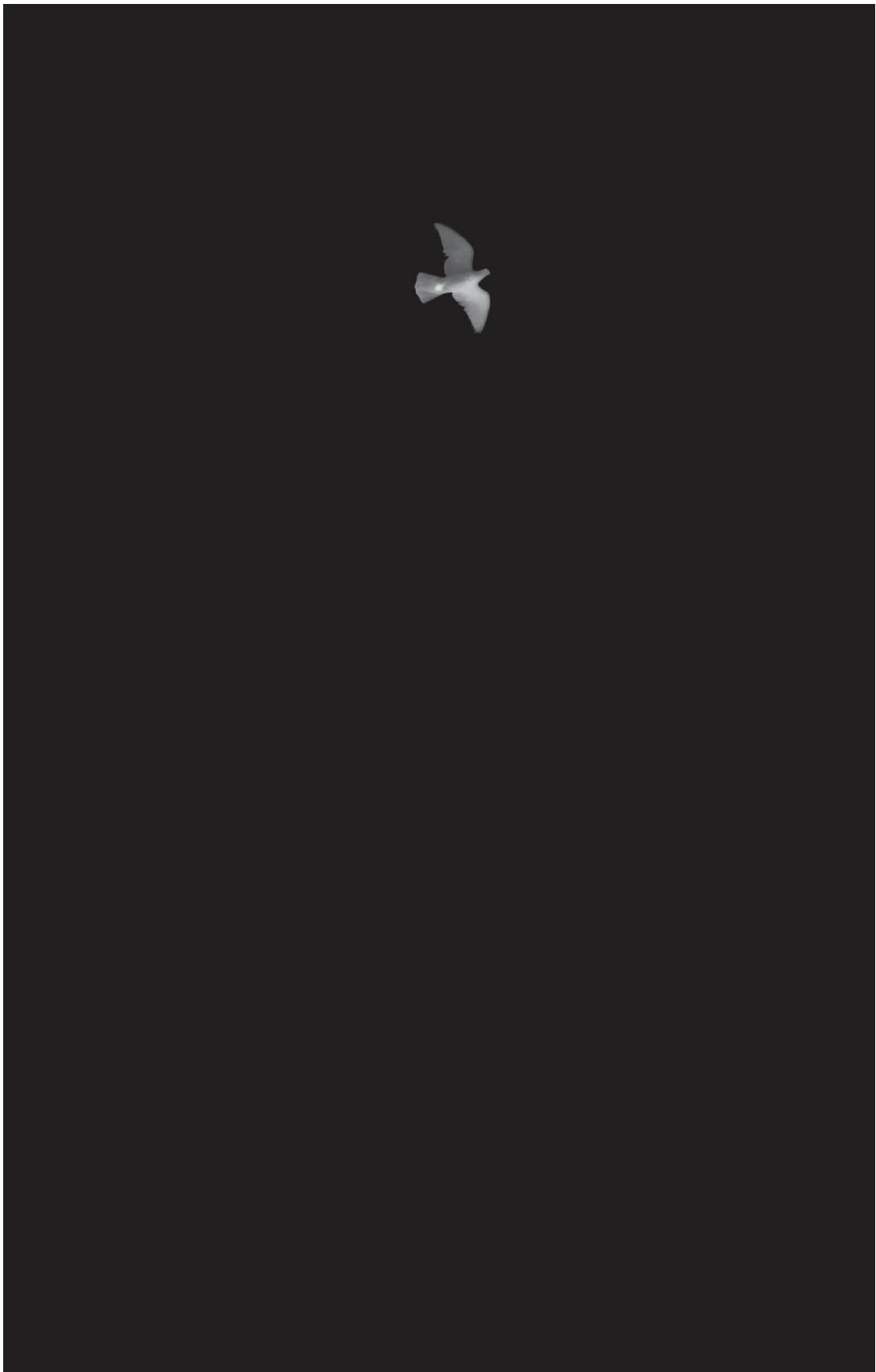
Was war nochmal Ihr Name?

Adam.

Adam, ich frage Sie ein letztes Mal: Haben Sie diese Gegenstände schon einmal gesehen? Wem sie gehört haben, den kann ich Ihnen nicht zeigen.

Die Stiefel mit den verkohlten Sohlen, die nach Käfer riechende Umhängetasche, voller rötlicher Flecken, die zerschlissene, dreckige schwarze Aktentasche. Ich gehe um den Tisch herum, besehe mir die Gegenstände und zucke mit den Schultern.

Und was wäre, wenn ich sie gesehen hätte?



OceanofPDF.com

11. (NIKITA)

Es ist der Tag des letzten Eisheiligen, Sankt Urban. Früher hat Anatol Korkodus Balwinder an diesem Tag schon bei Morgendämmerung ins öffentliche Waschhaus geschickt, um den Winter mit einem Glockenläuten zu verabschieden. Aber Anatol Korkodus ist nicht mehr da, Balwinder lebt auch nicht mehr und der Turm des Waschhauses ist in sich zusammengesackt. Statt vom Läuten der Glocken wird man nun von Gleznárs Hunden geweckt. Sie bellen die weißen Hänge der Medwaya an, die unter der sich auflösenden Schneedecke allmählich zum Vorschein kommen.

Selbst, wenn die Wiesen schon früher ergrünen, zieht Mitte des von Primeln geschmückten Monats Mai aus der eisigen Nacht des Nordens plötzlich eine traurige Wolke über diese Gegend, lässt sich mit ihren trägen Flügeln in den Berggipfeln nieder und wenn sie sich nach einigen Tagen wieder erhebt und in Richtung Südosten weiterfliegt, werden die Höfe erneut von weiß gekleideten Berghängen beleuchtet. Die steil abfallenden, mit frischem Schnee verwehten Gräben reichen auch diesmal bis zu den Gärten. Dort oben gibt es etwas, was die Hunde beunruhigt.

Am Morgen, während ich Feuer mache, klopft meine Cousine Danczura ans Fenster, sie will mir etwas sagen. Die Tür ist nicht verschlossen, sie taumelt herein und setzt sich auf mein Bett. Ihr Bauch hängt wie ein Mehlsack zwischen ihre beiden dünnen Beine. Wer weiß, was da drinsteckt.

Eine Weile sieht sie schweigend zu, wie ich meine Arbeit verrichte. Sie greift sich unter die Brüste, wiegt sie in der Hand, wirft einen Blick auf die eine, dann auf die andere und wartet, dass ich auf sie aufmerksam werde. Ihre gelbe Leinenbluse, mit der sie die Schmetterlinge fängt, ist durchnässt,

die großen leberfarbenen Brustwarzen scheinen hindurch. Sie zeigt es mir und fragt, was ich davon halte, ist das Milch, oder was? Denn sie zerplatze schon fast und der Balg wolle nicht aus ihr herauskriechen. Und der Wirt Pochoriles habe ihr vor Kurzem geschrieben, dass sie auch noch gar nichts erwarten solle, denn in Verhovina trügen die Frauen die Kinder zwei Jahre lang aus.

Ich sage ihr, dass mir das bisher noch nicht aufgefallen sei und frage, wohin denn Pochoriles ihr solche Nachrichten schreibe.

Ins Notizheft, erwidert sie. Seit Wochen schon reden sie nicht mehr miteinander, aber Pochoriles habe ein kleines Notizheft, in dieses schreibe er, was er ihr mitzuteilen habe und sie antworte ihm ebenfalls darin.

Hier sei der Winter lang, der Sommer kurz, deshalb verbringe der Fötus mehr als dreiundzwanzig Monate dort drinnen im Warmen.

Ich zucke mit den Schultern und sage, das höre ich zwar zum ersten Mal, aber wenn Pochoriles das behauptet, dann wird es wohl so sein. Und wenn sie doch schon Milch habe, solle sie versuchen, sie abzupumpen. Oder soll den Wirt bitten, an ihrer Brust zu saugen. Ihm eine Nachricht ins Notizheft schreiben.

Danczura schüttelt den Kopf, sie glaube nicht, dass das klappen könnte, der Wirt trinke keine Milch.

Danczura ist nicht meine Cousine, aber alle hier denken das, sogar sie selbst. Vor einigen Jahren nahm mich Anatol Korkodus in die Besserungsanstalt in Gledin mit, damit wir gemeinsam ein neues Kind aussuchten, das wir hier in der Siedlung auf den rechten Weg bringen würden, da kam mir die Idee, einmal auch ein Mädchen zu nehmen. Nachdem ich ein kleines wildes Ding mit Knopfaugen und kahlgeschorenem Kopf gefunden hatte, überredete ich den Alten, es aus der Anstalt zu holen, damit ich auch endlich jemanden hatte. Sie war ein bisschen schmutzig, hatte Dreck unter den Fingernägeln, aber ihre Nase war wie Tau, ihr Blick voller Sehnsucht und Lust und als sie bemerkte, dass ich ausgerechnet auf sie zeigte, sie solle aus der Reihe hervortreten und sich

auch von hinten zeigen, erzitterte sie und vor Aufregung beschleunigte sich ihr Atem.

Doch als der Antrag Jahre später genehmigt und Anatol Korkodus benachrichtigt wurde, dass man das Mädchen freigelassen hatte und ich am frühen Morgen zur Bahnstation ging, um es abzuholen und es im kristallinen Licht von Verhovina erblickte, sagte ich mir: Adam, dich hat man hässlich hinters Licht geführt.

Ich hatte nicht dieses Mädchen ausgesucht.

Doch da war es schon zu spät. Seitdem lebt sie unter uns. Ihr Haar ist trockenes Stroh, die Augen mattes Glas, das Gesicht wellt sich unter Sommersprossen und Pusteln, durch ihre stachelige weiße Haut scheinen die Adern hindurch.

Trotzdem erwartete sie es. An einem heißen Nachmittag, in der Stunde der Toten, während ich wie ohnmächtig schlummerte, stahl sie sich zu mir und ließ ihren Speichel in meinen Mund tropfen. Nachdem sie merkte, dass sie auch so keine Lust in mir entfachen konnte, fragte sie:

Wozu haben Sie mich dann herbringen lassen, zu den Füchsen, Dachsen und Fledermäusen?

Da sagte ich: Nur so, als Verwandte. Weißt du etwa nicht, dass du meine Cousine bist? Wie kommst du überhaupt darauf, dass ich dich anrühren würde?

Das Ganze habe ich mir damals ausgedacht. Sie war ein kleiner Knorren, eine windzerzauste, klebrige Klette voller Spinnenfäden. Und doch gefiel dem Wirt Edmund Pochoriles irgendetwas an ihr.

Und jetzt ist es schon so weit, dass sie mit ihrer Milch zu mir kommt. Ich lasse sie stehen, gehe ins öffentliche Waschhaus und drehe die Hähne auf. Alle auf einmal, lasse das Wasser nur so in die Steintröge laufen, eine gute Viertelstunde lang, wodurch sich der Raum mit erstickendem, schwefeligem Dampf füllt. Zum Waschen kommen nur noch wenige und damit sich kein Salz oder andere Rückstände in den Leitungen ablagern, durch die das Thermalwasser aus den Bergen herunterfließt, spüle ich sie jeden Tag durch.

Obwohl das Wasser rauscht, hört man die Hunde kläffen. Diese beiden Hunde gibt es in Jablonska Poljana noch, die anderen wurden von den Füchsen, Luchsen, Fledermäusen mitgenommen. Ach so, und den Eskimohund von Edmund Pochoriles. Aber der ist stumm.

Ich gehe zurück, nehme Anatol Korkodus' altes Fernrohr vom Haken, stelle mich auf die Türschwelle und lasse den Blick über die Hänge streifen. Das erste, was ich sehe, ist eine riesige Möwe auf dem Schornstein des Gasthofs, sie sieht aus wie eine fette Ente und hat einen Hakenschnabel wie ein Adler. Der Wind weht die Wolken jetzt weiter, unter ihnen glänzen die vorgestern noch grünen Hügel in blendendem Weiß. Doch weit oben, auf den mit frischem Schnee bedeckten Hängen sind in der Form eines Z, im Zickzack herabsteigend dunkle Fußspuren zu erkennen. Die Fußspuren von jemandem, den die Hunde seit der Morgendämmerung anbellern. Und die Spuren werden immer mehr, aber nur so, von sich aus: Sie wachsen in gleichmäßiger Entfernung aus dem Schnee heraus, ein schwarzer Punkt nach dem anderen, nur der, der sie hinterlässt, ist nicht zu sehen. Er ist vollkommen unsichtbar, nur ein Schatten taucht hier und da auf, doch die Hunde spüren schon von Weitem, dass er kommt.

Das Trugbild löst sich auf, als die unsichtbare Person von den schneebedeckten Hängen auf das Sumpfland zwischen den Thermalquellen gelangt, wo auf dem lauwarmen Boden kein Schnee liegenbleibt. Dort wird sie plötzlich sichtbar: Sie ist vollkommen weiß, als bestünde sie nur aus Schnee und Eis. Mit tastenden Schritten geht sie um die Haselnusssträucher, die Zwergbirken und die Dampfsäulen der Thermalquellen herum und kommt langsam auf die Siedlung zu.

Danczura sitzt immer noch am Bettrand. Ihre Bluse glänzt feucht. Und je wärmer es in dem Raum wird, desto stärker wird der Milchgeruch. Ihre glasfarbenen Augen sehen mich mit unschlüssiger Erwartung an.

Ich öffne ihr die Tür, sie könne nun gehen. Ich wiederhole: Sie solle Pochoriles schreiben, dass das sein Werk sei, also solle er nun saugen. Alle drei bis vier Stunden, wie es üblich ist.

Inzwischen brauche ich das Fernrohr gar nicht mehr, die ganz in weiß gekleidete Person ist schon am Fuß des Hanges angekommen, in der Nähe der in Glas gegossenen Czervensky-Wassermühle. Die Zaunreihe verdeckt sie bis zur Hälfte, manchmal blitzt die schneeweiße Gestalt zwischen den Latten auf und als sie bei den Häusern ankommt, verschwindet sie für eine kurze Zeit. Als nächstes taucht sie bereits ganz in der Nähe auf, vor der Veranda von Nadja Kapusztin, sie läuft in der Mitte der ausgestorbenen Straße.

Es ist ein kleiner Mensch, manchmal kommt er ein bisschen ins Taumeln, doch dann gibt er sich wieder Mühe, seinem Gang etwas Würde zu verleihen und, ganz so, als kennte er sich gut aus, blickt er weder nach links noch nach rechts. Obwohl er die eisigen, in Frost gehüllten Höhen hinter sich gelassen hat, ist er immer noch voller Schnee, Eis und Raureif. Er trägt einen knöchellangen Mantel, auf dem Kopf einen eingedellten Tschako. Einst hat er wohl auch ein Pferd gehabt, denn er geht mit einem über die Schulter geworfenen Sattel durch die Straße der Infanteristen. Obwohl er niemanden getroffen hat, der ihm den Weg hätte weisen können, steuert er geradewegs auf den Eingang der Zwei Schnepfen zu, dem Gasthof von Edmund Pochoriles.

Da Edmund Pochoriles in letzter Zeit kaum Gäste hat, verbringt er den Tag größtenteils mit Lesen, er vertieft sich in die Bücher der ehemaligen evangelischen Schule, bevor er sie verfeuert. Wenn einer von uns etwas trinken will, während er sich bis in den frühen Nachmittag unter seiner Decke über die Bücher gebeugt seinen Träumereien hingibt, bedienen wir uns einfach am Tresen und schreiben mit Kreide auf die Tafel mit dem Tagesmenü, was wir verzehrt haben.

Seitdem Danczuras Leibesfülle zunimmt, ist der Wirt Pochoriles ernst und in sich gekehrt. Er kocht nicht, isst kaum, antwortet nicht, wenn man ihn etwas fragt und er trinkt vom Nachmittag an bis in den späten Abend. Vor Kurzem hat er im Keller eine Bestandsaufnahme seines Weines gemacht, den er nur für sich selbst hütet und auf ein Stück eines zerrissenen Kartons so viele Flaschen gezeichnet, wie da unten auf den Regalen noch auf ihn warten. Jedes Mal, wenn er eine Flasche öffnet, versieht er eine der

gezeichneten mit einem Kreuz. Es werden immer weniger Flaschen und eines Tages wird er die letzte öffnen. Er sagt, das werde sein Ende sein: Er werde sich hinlegen, bis zum Kinn zudecken und die Hände auf der Brust falten.

Als ob das so einfach wäre.

Der schneeweiße Fremde steht bereits vor der geöffneten Eingangstür des Gasthofs, betrachtet unsicher das schäbige, sonnengebleichte, regengespülte Wirtshausschild, als versuchte er es zu entziffern. Schließlich betritt er den Eingangsbereich, nimmt den Sattel von der Schulter, wirft ihn in eine Ecke und verschwindet, ohne den Schnee von seiner Kleidung zu klopfen, im leeren Saal.

Kurze Zeit später sehe ich Edmund Pochoriles, wie er durch das Gartentor kommt. Er trägt eine zerknitterte Freizeithose, in der er meist im Bett liegt, ein kurzärmliges, zerschlissenes T-Shirt und eine Schildmütze, die die Augen verdeckt. Er eilt über die Straße, bleibt unter meinem Fenster stehen. Ich bitte ihn herein, aber er kommt nicht. Er spricht ziemlich leise, es ist, als strömten die Worte mit Salbe gemischt aus seinem Mund. Er bittet mich, schnell zu Lorenz Fabritius, dem aus der Kutte gesprungenen Pfarrer, zu gehen und ihm zu sagen, dass er unverzüglich ins Wirtshaus kommen solle, falls er schlafe, solle ich ihn wecken. Es sei ein Gast aus dem Jenseits eingetroffen, es gehe ein eisiger Hauch von ihm aus, er stehe schwankend inmitten des Saals, umgeben von einer Dunstwolke und um ihn herum wabere züngelnd bunter Dampf. Er, Pochoriles, verstehe kein Wort, von dem, was der Mann sage, wisse nicht, was er wolle, denn er spreche Ungarisch. Fabritius solle sich eine ordentliche Kluft überziehen, hereilen und herausbekommen, was der Mann wolle.

Edmund Pochoriles sieht mich unter dem Schild seiner Mütze hervor an, mustert mich. Er sagt:

Ich glaube, diese Person habe ich Anatol Korkodus zu verdanken.

Anatol Korkodus? Woher zum Teufel? Anatol Korkodus ist doch längst tot.

Eben, von dort. Offenbar hat er jemanden geschickt, um mich zu holen.

Pochoriles zieht die Mütze noch etwas weiter herunter und legt den Kopf leicht in den Nacken, um noch etwas zu sehen.

Ich solle mir die Fußspuren auf dem schneebedeckten Hang mal genauer ansehen. Sie verliefen von links nach rechts und wieder nach links und ergeben so eine Kette von endlos vielen N-s. Der Buchstabe N bedeute Nikita. Und Nikita sei der Name für den Tod. Anatol Korkodus habe dieses Zeichen auch gesehen, bevor man ihn erledigt habe.

Ich betrachte den sonnenbeschienenen, verschneiten Berghang und die z-förmig in Richtung Tal verlaufenden Fußspuren. Wenn man den Kopf etwas schräg hält und es unbedingt so sehen will, könnten es auch aneinandergereihte N sein. Aber trotzdem, was soll das.

Anatol Korkodus habe in seinem Traum ebenfalls ein großes N gesehen.

Blödsinn. Er hätte nicht Tag und Nacht das Kochbuch von Eronim Mox studieren sollen. So lange, bis sich seine Visionen erfüllen.

In den frühen Morgenstunden, in denen jemand mit einem Schneemobil gekommen war, um Anatol Korkodus mitzunehmen, hatte er einen Traum gehabt. In diesem war eine Person ohne Gesicht, von Kopf bis Fuß in Weiß wie ein Heiliger, zu ihm gekommen, um ihm nur durch seine Nähe und die an die Stirn gehobene mahnende Hand den Tod zu prophezeien. Sie trug einen luftigen, aufgebauchten weißen Wollmantel, die ganze Gestalt glänzte matt wie Raureif und über ihr waberte, wie mit kaum sichtbarem Seidenfaden gestickt oder als wären es nur züngelnde Dampfschwaden, ein durchscheinendes großes N. Anatol Korkodus deutete den Traum dann auch sofort: Der Buchstabe N stehe für Nikita und Nikita sei in Verhovina der Name für den Tod. Wenn jemand den Buchstaben im Traum oder in der Wirklichkeit des helllichten Tages in seiner Nähe oder am Himmel, zwischen den Wolken nur kurz aufblitzen sehe, der solle ein schönes Gebet murmeln, denn sein Ende sei gekommen, seine Zeit abgelaufen. Es blieben ihm höchstens noch ein paar gnadenvolle Stunden, um sich auf den Abschied vorzubereiten.

Wir haben gedacht, der Brigadier sei verrückt geworden. Aber nein. Schon am nächsten Tag war er nicht mehr unter uns. Und im Morgengrauen

des übernächsten Tages hielt ein Pferdewagen auf dem Hof der Wasseraufsichtsbrigade. Die Pferde, als hätten sie sich selbst ausgespannt, trabten leise fort, ließen den Wagen zurück. Darin lag mit Stroh bedeckt ein Toter mit großer Nase: der Brigadier. Anatol Korkodus.

Trotzdem frage ich Pochoriles, ob es noch jemand anderen gebe, der etwas über diese Marotte mit dem N wisse.

Das spiele überhaupt keine Rolle, sagt er, ihm reiche, was er selbst wisse. Wenn er etwas wisse und das Gefühl habe, es sei wahr, brauche er keine Erklärung, sein Ende sei so oder so gekommen.

Ich sage zu ihm: Gut. Dann stelle ich dir eine Frage. Wenn du dein N andersherum siehst, so dass es links oben beginnt und rechts unten endet und nicht oben, wie man es normalerweise schreiben würde, bedeutet es dann immer noch das Gleiche?

Er sagt, das wisse er nicht. Anatol Korkodus habe in seinem Traum ein richtiges N gesehen.

Denn hier auf dem Hof gibt es nämlich auch schon so ein großes N, fahre ich fort, und zwar im Lokus. An dem Tag, als der Prokurator Damasskin Nikolsky hier war und sein Anblick bei allen Durchfall ausgelöst hat, hat jemand mit Scheiße ein solches umgedrehtes N an die Wand des Klos geschmiert. Ein solches, wie es Leute schreiben, die nicht schreiben können, das links oben beginnt. Was soll man denn darüber denken? Was bedeutet dieses umgedrehte N?

Pochoriles überlegt und sagt:

Andersherum bedeutet es vielleicht gar nichts.

Doch belässt er es nicht dabei, sondern schüttelt nach einer Weile leicht den Kopf und sagt: Von innen, aus dem Inneren des Brettes gesehen, ist es sehr wohl ein richtiges N.

Während Pochoriles und ich auf Fabritius warten, spähen wir aus der Küche durch die Durchreiche in den Saal hinüber. Von der fremden Person, die nach Meinung des Wirtes gekommen ist, um die Botschaft des Todes zu überbringen, fällt der gefrorene Panzer aus Schnee, Eis und Raureif in

großen Stücken ab. Jetzt steht er am anderen Ende des Saales vor einem Tisch, sucht nach einem Platz und blickt dabei in unsere Richtung, bemerkt uns, wie wir durchs Fenster schauen, da hebt er die rechte Hand ans Schild seines vereisten Tschakos und nickt uns zu. Dann nimmt er den Tschako vom Kopf, schüttelt den Schnee ab, hängt ihn an den Kleiderständer und schält sich eifrig aus dem Mantel, der seine Form angenommen hat und nun durch die Wärme des Raumes seidene Dämpfe aufsteigen lässt. Er versucht, ihn an den Kleiderständer zu hängen, gibt es aber schnell auf und lehnt ihn dann wie eine Puppe ohne Kopf in die Ecke. Er taumelt ein bisschen, hat Schluckauf, im Flimmern der Dunstwolke verschwimmen seine Züge. Er gähnt ausgiebig und schnäuzt mangels Taschentuch in seine Hand, lange und laut, als trompetete er seine Seele hinaus. Sein Schädel glänzt, nur um die Ohren herum stehen zwei frostige weiße Büschel ab. An seinem Schnurrbart, den Augenbrauen, den Bartstoppeln, ganz bis unters Kinn, hängen kleine Trauben Raureif und sogar aus seinen Ohren läuft Tauwasser.

Jetzt, da die Eisschale, die alle Falten seiner Kleidung verdeckt hatte, allmählich von ihm fällt, wird plötzlich auch sein Geruch wahrnehmbar. Der des Wanderers, der sich seit Monaten nicht gewaschen hat.

Das war es, was Gleznárs Hunde schon von Weitem gerochen hatten.

Lorenz Fabritius, der aus der Kutte gesprungene Pfarrer, betritt die Küche vom Hof aus und bevor er in den Saal geht, blickt auch er vorsichtig durch die Durchreiche. Er trägt seinen längst abgelegten Talar mit dem hohen Kragen, der voller modriger Flecken ist und wohl seit Jahren zusammengeknüllt in einer Truhe gelegen hatte, darunter einen vergilbten gestärkten Kragen, aber die Hose ist die gleiche fransige, zerschlissene, mit Wachssprenkeln befleckte, die er jeden Tag anhat. Nachdem er den Fremden aus der Ferne gemustert hat, stößt er die Schwingtür auf, geht ans andere Ende des Saals, wo es sich die unbekannte Person gerade an einem Ecktisch bequem macht. Er bleibt einen Moment stehen, stellt sich womöglich vor, dann setzt er sich zu ihm. Aus der Küche sieht es so aus, als würden sie sich bereits unterhalten.

Danczura taucht auf, bindet sich eine Schürze um. Wegen ihres gewaltigen, sackartigen Bauches gelingt es ihr fast nicht, sie zu binden. Sie

holt eine saubere Tischdecke hervor, schlurft zum anderen Ende des Saales und deckt den Tisch.

Als sie zurückkommt, haften ihr eine kalte Brise und Aasgeruch an.

Lorenz Fabritius blickt häufig in Richtung der Durchreiche, hebt schließlich die Hand, winkt Pochoriles zu und sagt:

Kommen Sie aus der Küche und stellen Sie sich hinter den Tresen, damit es ordentlich aussieht, wie in einem richtigen Restaurant. Und schicken Sie uns etwas zu trinken, uns ist kalt. Der Herr will übrigens mit dem Fräulein sprechen. Was soll ich ihm nun sagen?

Pochoriles blickt unter dem Schild seiner Mütze erstarrt in den Saal. Er stößt die Schwingtür auf und kramt im Tresen und dahinter klappernd zwischen den Flaschen. Dann richtet er sich auf und fragt:

Welches Fräulein?

Fabritius steht auf und wiederholt: Unser Fräulein. Glaub ja nicht, dass der Herr sich nur hierher verirrt hat. Er ist mit einer Karte in der Hand über die Berge geradewegs hierhergekommen. Er hat ein Blatt Papier dabei, auf dem steht mit schönen großen Buchstaben der Name von Fräulein Klara Burszen geschrieben. Was soll ich ihm sagen?

Na, wie es ist. Wenn es dir unangenehm ist, reicht es, wenn du neben den Namen des Fräuleins ein Kreuz zeichnest.

Den Teufel werde ich tun. Ich habe gar keinen Stift dabei.

Dann ist es am besten, wenn du es ihm sagst. Damit er von Anfang an weiß, dass er mit diesem Märchen hier nicht weit kommt. Ich bin gespannt, was er sich dann einfallen lässt. Denn den wahren Grund verheimlicht er, das ist sicher. Oder er kennt ihn selbst nicht.

Dann holt Pochoriles ein Tablett hervor, legt eine karierte Serviette darauf, stellt zwei Likörgläser dazu, die er als Messbecher verwendet, mit denen misst er jeweils eine Portion Enzian ab, die er in Wassergläser kippt, darauf gibt er ein paar Tropfen Brombeersirup und füllt die Gläser mit Wasser dreiviertelvoll. Er stellt das Tablett auf den Tresen, doch zuvor schreibt er Danczura in sein Nachrichtenheft, dass sie, bevor sie die Getränke serviert, den Boden um den Tisch herum aufwischen und den

Lappen unter die Füße des Fremden legen soll, dorthin, wohin das Tauwasser tropft.

Dem Fremden hat der Wind den Schnee sogar unter den Mantel geweht, aus den Falten der Kleidung fallen kleine Eisbrocken. Er trägt eine Offiziersuniform in einer verschwommenen Farbe, grüngräulich, ohne Rangabzeichen und ziemlich abgetragen, hier und da glänzt der Stoff schon und am zerschissenen Kragen sind kleine, dunkle, sternförmige Stellen zu erkennen.

Fabritius sagt schön laut, damit wir es hören:

Fräulein Burszen war die allerletzte Hoffnung des Wanderers. Nun, da sich auch diese zerschlagen hat, ist die Welt für ihn am Ende angekommen und einen Weg zurück gibt es nicht. Und dann ist er unterwegs auch noch von Vögeln ausgeraubt worden, sie haben ihm sogar das bisschen Geld, das er in den Kragen genäht hatte, herausgerissen.

Pochoriles blickt vom Tresen aus starr vor sich hin. Das sei ergreifend. Aber er wisse schon seit dem Morgen, was er wisse. Ihm reiche das. Der Mann mag sonst wer sein, ihn interessiere seine Geschichte nicht. Wenn es keinen Weg zurück gebe, dann sei das eben so und es bleibe nur noch eines zu tun: Man müsse der Sache ein Ende setzen. Er solle sich keine Gedanken machen, man werde ihn anständig beerdigen. Neben dem Fräulein, wenn er es wolle.

Pochoriles setzt die Mütze ab, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, er wischt ihn sich mit dem Ärmel des T-Shirts ab. Dann geht er in die Küche, sieht durch die Durchreiche noch einmal hinüber in den Saal, dreht sich um und blickt aus dem Küchenfenster, hinüber zum Berg. Auf dem sonnenbeschienenen Hang sind die dunklen Fußspuren des Wanderers immer noch zu sehen. Er geht zurück in den Saal, zum Tresen, beugt sich hinunter, holt eine Weinflasche hervor, von der Sorte, die er für sich selbst reserviert hat, entkorkt sie und schenkt sich in ein Wasserglas reichlich ein. Er nimmt einen Schluck, zieht die Mütze erneut tief ins Gesicht, späht unter dem Schild in den Saal hinaus, wo Fabritius mit dem Fremden sitzt. Eine Weile behält er das Getränk im Mund, dann spuckt er es in den Abfluss. Den Rest im Glas kippt er ebenfalls aus. Er sieht mich herausfordernd an,

fragt, warum ich ihn so anstarre, es sei sein Wein und er mache damit, was er wolle.

Fabritius meldet sich wieder mit erhobener Hand aus dem Saal. Er sagt, er halte es nicht aus, wir sollten ein Fenster öffnen.

Der Wirt schüttelt den Kopf und sagt, Fabritius müsste doch eigentlich wissen, dass die Fenster zugenagelt seien. Wenn er es nicht aushalte, solle er hinausgehen und ein bisschen frische Luft schnappen.

Dabei würde ein bisschen frische Luft bestimmt auch dem Gast guttun, in der Wärme ist er ganz müde geworden, außerdem hat er Schluckauf und sein Kopf zittert, er ist völlig durcheinander.

Er lässt fragen, ob es denn wirklich keine andere Lösung gebe. Denn an so etwas habe er in seinem ganzen Leben noch nicht gedacht.

Pochoriles winkt ab. Wenn er das behaupte, lüge er. Das gehe jedem einmal durch den Kopf. Man müsse sich nur die Art und Weise überlegen.

Als habe er nun alles gesagt, geht er zurück in die Küche und noch weiter, hinaus auf den Hof und blickt zum Himmel hinauf. Dann wieder zurück in die Küche, zögerlich. Offenbar bemerkt er plötzlich den Milchgeruch, denn er starrt Danczura an, die steif auf einem Küchenstuhl sitzt. Er geht um sie herum und winkt mich heran. Dann zeigt er mit dem Finger auf sie: Ich solle denen sagen, dass es ihm jedes Mal, wenn er sie erblicke, den Magen umdrehe. Also Danczura und ihren Bauch. Er spricht von dem Mädchen, als wären es mehrere Personen. Und dass sie noch heute fortgehen sollen. Sie sollen gehen, wohin sie wollen, zum Beispiel nach Velky Lukanar, dort würden die Nonnen von Madame Karabiberi sie bestimmt aufnehmen.

Während ich Danczura sage, was auch sie genau gehört hat, also, dass Herr Pochoriles ihren Anblick nicht ertrage und sie sofort gehen solle, geht der Wirt hinaus zum Tresen, stützt die Ellbogen auf und starrt in den Saal. Ich sehe aber, dass er dabei lauscht, ob ich die Nachricht auch genau übermittle. Er schenkt sich wieder von dem Wein ein, riecht daran und trinkt einen Schluck. Den spuckt er wieder aus und den Rest kippt er in den Abfluss. Dann nimmt er die Flasche, schüttelte sie und gießt den Inhalt bis auf den letzten Tropfen aus.

Schließlich wendet er sich mir zu, mustert mich lange, ein wenig verwundert, forschend, argwöhnisch, als würde er abwägen, ob er mich auch nach Velky Lukanar schicken soll. Aber das tut er nicht, sondern berührt mich vertraulich am Arm.

Er sagt, er habe das Gefühl, ihm sei unwohl. Die Welt sei jetzt in Danczuras Bauch und er wolle diese Welt nicht sehen, sondern die andere. Und ihm gehe es auch schon ziemlich seltsam, er könne nicht schlucken, selbst sein eigener Speichel sei ihm zuwider, auch bekomme er nicht richtig Luft, weil er nun auch schon da draußen den entsetzlichen Geruch der letzten Stunden wahrnehme. Ich solle mich hinter den Tresen stellen, denn er werde sich jetzt ins Bett legen.

Edmund Pochoriles bleibt vor der Spüle stehen, über der ein trüber Spiegel an der Wand hängt. Früher diente er dazu, dass man, wenn man am Küchentisch arbeitete, im Spiegel sah, was hinter einem im Saal passierte. Später wurde die Küche umgeräumt, anstelle des Arbeitstisches kam die Spüle, aber der Spiegel blieb an seinem alten Platz. Nun steht Pochoriles dort, sieht sich an, setzt die Mütze ab und hebt sie, als würde er sich von sich selbst verabschieden, vor seinem eigenen Spiegelbild. Mit Freude stellt er fest, dass dieses seinen Gruß erwidert. Dann geht er hinaus, über den Hof in die Sommerwohnung, wo er sich nach dem Mittagessen stets auf seiner Liege ausruht.

Ich gehe in den Saal, stelle mich hinter den Tresen. Der Fremde, der nach Pochoriles' Ansicht der Bote des Todes ist, bibbert und zittert. Ich frage Fabritius, ob der Wanderer ganz sicher verstanden habe, was Pochoriles ihm ausrichten ließ.

Das hat er, sagt Fabritius, er hat es verstanden. Er habe ihn auch gefragt, ob das hier so üblich sei.

Ja, er könne ihm sagen, das sei so. Hier wissen die Menschen, was wie lange dauere, wo die Grenze und wann die Geschichte zu Ende sei. Und dann mache es jeder so oder so, seinem Geschmack entsprechend. Bei uns hat der Pfarrer, solange wir noch einen hatten, auch die anständig beerdigt. Für den letzten Abschied gibt es gar keinen besseren Ort als Jablonska Poljana.

Ich beobachte, wie Fabritius über den Tisch gebeugt leise mit ihm spricht. Dem Mann zittert der Kopf vor Kälte so sehr, dass seine Züge ganz verschwimmen. Fabritius sieht wieder zu mir und sagt:

Er meint, er gebe Pochoriles recht, er denke das Gleiche, wisse nur noch nicht wie.

Wenn der Wirt wieder aufgestanden ist, sage ich, wird er dazu bestimmt etwas Gescheites sagen können.

Er sei etwas durcheinander, eine Schusswaffe habe er nicht, dabei würde er es gerne rasch hinter sich bringen.

Das kann ich mir denken. Aber das geht auch anders.

Du siehst auch, dass er zittert, nicht? Wir könnten ihm wenigstens einen Teller Suppe geben.

Das machen wir nicht, sage ich, denn davon wird er nur müde. Ein müder Mensch will schlafen, er ist nicht in der Lage, nachzudenken, sich mit ernsteren Angelegenheiten zu befassen.

Brigitta Konuvalov bäckt jede Woche zwei Bleche voll mürbes Gebäck, wovon sie eine Schüssel ins Wirtshaus bringt. Ich lege ein paar davon auf einen Teller, daneben ein Löffelchen Honig, ein Löffelchen Salz, solle er es essen, womit er wolle, bringe es hinaus und stelle es dem Wanderer hin.

Fabritius bittet mich, mich zu setzen, bei ihnen zu bleiben, zu dritt vergehe die Zeit vielleicht schneller, außerdem würde er ab und zu gerne an die frische Luft gehen und solange sollte der Gast nicht sich selbst überlassen sein.

Überlass ihn ruhig sich selbst. Und sag mal, glaubst du, was Edmund Pochoriles sagt?

Wieso, was sagt denn Pochoriles?

Das mit dem Buchstaben N. Dass diese Person, ich weiß nicht, wie ich ihn sonst nennen soll, von Anatol Korkodus geschickt wurde, um ihn, Pochoriles, zu holen.

Zu mir hat er nichts gesagt. Aber möglich wäre es schon, dass Anatol Korkodus ihn geschickt hat. Woher sollten wir über diese Dinge Bescheid wissen.

Ich lasse sie allein, denn ich bemerke, dass Nadja Kapusztin im Eingang steht, über der Schulter trägt sie einen Plastiksack mit ihrer dreckigen Wäsche. Wir gehen ins Waschhaus, ich drehe einen Hahn mit warmem Wasser über einem der Steintröge auf. Es wäre nicht notwendig, trotzdem bleibe ich auch da, setze mich auf eine Bank hinter ihr. Sie trägt keine Strumpfhose, wenn sie sich nach vorn beugt, sehe ich unter ihr Kleid, auf die weißen Oberschenkel. Ich betrachte sie mehrere Minuten lang, vielleicht über eine gute Viertelstunde, währenddessen geht mir einiges durch den Kopf. Ich stehe auf und gehe auf sie zu. Durch das Wasserrauschen hört mich Nadja Kapusztin nicht, im nächsten Moment bin ich auf allen vieren hinter ihr und küsse ihre Kniebeuge, diese kleine dämmrige Kuhle. Daraufhin macht sie den Rücken gerade.

Schon wieder. Lassen Sie mich, Adam, ich habe einen schlechten Tag.

Meiner ist auch nicht besser. Aber was ist los? Manchmal denke ich schon ernsthaft, Sie sind auch lesbisch.

Was ist das?

Dass sie solche Zärtlichkeiten nur noch Frauen erlauben.

Dann bin ich das.

Ich warte trotzdem noch ab, bis sie mit dem Waschen fertig ist. Trocknen wird sie ihre Kleidung daheim, sie stopft sie gleich feucht in den Plastiksack zurück. Wer zum ersten Mal nach Jablonska Poljana kommt, sagt, hier riechen die frisch gewaschenen Sachen übler als vorher. Wegen des salzigen, trüben Thermalwassers. Aber wir riechen es nicht.

Danczura sitzt jetzt auf einer Truhe in der Ecke. Ich bleibe vor ihr stehen und sage, ich hoffe, es sei bis zu ihrem Gehirn vorgedrungen, was Pochoriles gesagt und was ich ihr klar verständlich wiederholt hätte. Nämlich, dass sie fortgeschickt sei. Sie antwortet, sie sei noch nie in Velky Lukanar gewesen. Und dass es gut wäre, wenn jemand sie begleiten würde.

Vergiss es.

Gegen Mittag tauchen Zsedu Baba und Brigitta Konuvalov, die beiden Schnepfen, im Gasthof auf. Sie setzen sich an ihren gewohnten Platz in die

Nähe des Tresens und lassen sich die Rummikub-Kassette geben. Sie schlüpfen aus den Pantoffeln und streicheln einander unter dem Tisch die nackten Beine. Dabei stellen sie die Spielbretter vor sich auf, stapeln die Steine, teilen aus, beginnen aber noch eine ganze Weile nicht zu spielen. Sie starren zum anderen Ende des Saals, wo Fabritius mit dem Fremden sitzt. Schließlich bittet mich Zsedu Baba, so nett zu sein und dem Wirt Bescheid zu sagen, dass heute ein Feiertag sei und sie ausnahmsweise Wein trinken möchten.

Pochoriles schläft, sage ich, heute bediene ich, und sie müssten doch wissen, dass ich keinen Zutritt zum Keller habe. Dann frage ich noch, von was für einem verdammt Feiertag sie überhaupt spreche.

Soweit sie wisse, sei es der Tag des Heiligen Bernhard, und sie würden auch gerne etwas essen. Sie hätten den Wirt in der Küche gesehen, er habe doch bestimmt etwas für den Gast gekocht.

Hat er nicht. Was für ein Tag des Heiligen Bernhard? Davon höre ich zum ersten Mal.

Sie lächeln, zucken mit den Schultern. Gut, dann möchten sie nur den üblichen Enzian. Aber was für ein komischer Kerl dieser Gast denn sei, dass man nicht einmal etwas für ihn koche, wollten sie noch wissen.

Das spielt keine Rolle. Er ist nicht zum Essen hergekommen, sondern, damit wir ihn neben dem Fräulein im Boursin-Garten begraben.

Wird er sterben?

Ja.

Ich messe zwei Portionen des gelben Enzianschnapses ab und gebe sie jeweils in ein Wasserglas, darauf kommen einige Tropfen Brombeersirup und Wasser. Ich bringe es ihnen und gehe dann wieder nach hinten in den Saal, wo Fabritius mit dem Fremden sitzt.

Die Zeit vergeht, sage ich. Hat die Person einen Entschluss gefasst? Denn er kann nicht wer weiß wie lange hier sitzen und bibbern. Pochoriles wird bald wach. Er ist offenbar dabei durchzudrehen. Er kippt seinen Wein aus und legt sich mitten am Tag schlafen. Wollen wir wetten, dass er den Laden noch heute schließt?

Doch Fabritius hört mir nicht zu, er ist angespannt, rutscht auf seinem Stuhl hin und her und lauscht dem Brabbeln des Gastes. Er ergreift den Saum meiner Jacke und zieht mich zu sich.

Der Herr Soldat freut sich, dass du hergekommen bist. Stell dir vor, er sagt, wir seien vier Männer, also könnten wir eine Runde Tarock spielen.

Sag ihm, dass wir zu dritt sind. Herr Pochoriles schläft.

Es ist später Nachmittag, von den Berghängen fällt das Licht orange herein, auf dem orangen Schnee sind lila Fußspuren zu sehen. Danczura sitzt auf der Truhe in der Ecke, den Rücken an der Wand.

Brigitta Konuvalov und Zsedu Baba beenden das Spiel an diesem Tag zeitig. Nachdem sie die Kassette zurückgegeben haben, öffne ich sie immer, um zu überprüfen, ob sie die Steine in Säulen zurückgelegt haben, damit man gleich sieht, wenn auch nur einer fehlt. Ich frage sie, warum sie so in Eile sind und sie antworten, Nadja Kapusztin habe auch Rummikub zu Hause und sie würden das Spiel zu dritt bei ihr daheim fortsetzen. Außerdem liege hier heute so ein komischer Geruch in der Luft und sie hätten auch mit einer feierlicheren Atmosphäre gerechnet.

Übrigens, sage ich, ist heute der Tag des Heiligen Urban, nicht der des Bernhard.

Offenbar hat er nur darauf gewartet, dass sie gehen, denn nun kommt Pochoriles aus der Sommerwohnung. Unter seiner Jacke trägt er ein sauberes, gebügeltes Hemd, eine Cordhose und auf dem Kopf eine Mütze mit Ohrenklappen. Er kommt in die Küche, reibt sich die Hände und wirft einen Blick durch die Durchreiche.

Hm, wie ich sehe, isst dieser Mann. Ich habe ihm nichts gegeben. Was mampft er denn da?

Kekse.

Danczura sieht er gar nicht an, als wäre sie schon nicht mehr da, doch bei mir hakt er sich plötzlich unter. Er zerrt mich in den Saal. Wir setzen uns nicht, er zieht mich in Richtung Eingang, zu dem kleinen Vorraum.

Ich glaube, ich bin ein bisschen eingenickt, sagt er. Du wirst nicht erraten, an wen ich gedacht habe. Ich verrate es dir: Im Halbschlaf musste ich die ganze Zeit an Anatol Korkodus denken.

Diese Mütze hat kein Schild, er blickt mir offen in die Augen. Nach einer kurzen Pause sagt er:

Man hat ihn verraten, das ist ganz sicher. Je länger ich über ihn nachdenke, desto sicherer bin ich mir. Was sagst du dazu?

Das glaube ich auch.

Es wäre nicht schlecht gewesen, noch beizeiten zu erfahren, wer es gewesen ist.

Ich habe immer gedacht, du wärst es gewesen, Pochoriles. Sag, wenn ich mich irre.

Das denkst du also. Warum hast du mir das nie gesagt?

Ich dachte mir, warum sollte ich es sagen, du weißt es ja sicherlich selbst.

Jetzt, da dieser Mann hierhergekommen ist, ist mir das Ganze wieder eingefallen. Denn man macht ja dies und das und wie die Zeit vergeht, vergisst man es wieder. Und dann fällt einem eines Tages plötzlich alles wieder ein. Jetzt, da dieser Mann gekommen ist. Weißt du, heute ist Nikitas Tag.

Immerhin, sage ich, hattest du ein paar Jahre, in denen du überhaupt nicht daran gedacht hast. Das hat sich doch bestimmt gelohnt.

Hat es sich nicht. Du siehst ja, einmal, am Ende fällt dir sowieso wieder alles ein. Da wünschst du dir, nicht einmal mehr den nächsten Morgen zu erleben.

Du hast bestimmt recht. Aber ich möchte mich heute nicht über so etwas unterhalten.

Wenn der Mensch es sehr will, schafft er es zu sterben. Aber das braucht seine Zeit. Dafür, dass es so bald wie möglich passiert, muss man etwas tun. Das sage ich auch dir, damit du es weißt, wenn deine Zeit gekommen ist. Das klappt nicht auf Knopfdruck.

Ja, sicher. Willst du irgendwo hingehen?

Nur in die Gegend. Nicht weit weg. Sag ihnen Bescheid, dass sie mit dem Essen aufhören sollten, weil wir aufbrechen. Diese Person kommt mit mir. Wir gehen zum Fräulein auf den Berg, zum Boursin-Hof.

Ich rufe Lorenz Fabritius zu:

Es ist Schluss, Feierabend. Sag ihm, dass er sich bereitmachen soll und begleite ihn hinaus, vor den Eingang.

Edmund Pochoriles geht auf den Hof, man hört, wie er im Schuppen unter lautem Geklapper etwas sucht, schließlich kommt er mit einem Rucksack heraus, dem schäbigen, aus einer fleckigen Plane selbst genähten Sack, in dem Balwinder, solange er noch lebte, ihm von der Bahnstation das Gasöl gebracht hat. Jetzt ist darin eine kleinere Gasflasche, die Kanne mit dem Gasöl hält er in der Hand. In der anderen ist ein handgewebtes Säckchen, aus dem, wenn er es berührt, ein Ruf zu hören ist, einer wie der von Seidenstaren. Er kommt gar nicht mehr in die Küche, sondern deutet, während er mir das Säckchen in die Hand drückt, von der Schwelle aus auf Danczura, die in der Ecke hockt.

Ich sehe, sie ist immer noch hier. Dann gib ihr das.

Was soll ich sagen, was drin ist?

Wenn sie will, öffnet sie es und sieht nach.

Du hast ja nicht einmal einen Pullover an, sage ich zu ihm. Du wirst dich erkälten.

Er schüttelt die Kanne mit dem Gasöl leicht und dreht sich nach links und rechts, so dass sich auch der Rucksack mit der Gasflasche bewegt.

Ich denke nicht.

Fabritius kommt in die Küche. Der Gast zögere aufzubrechen und frage, ob es denn jetzt sofort sein müsse. Unbedingt heute noch?

Pochoriles nickt und antwortet:

Es dämmt schon, gleich ist der Tag zu Ende. Heute Abend dürfe er sich in das Bett des Fräuleins legen. Damit geht er auf die Straße, wartet vor dem Eingang, bis Fabritius in der Tür erscheint und den Wanderer vor sich herschiebt.

Sie machen sich auf den Weg.

Da sie aus dem Küchenfenster nicht zu sehen sind und auch nicht durch das beschlagene Fenster im Saal, stelle ich mich vor den Eingang auf die Treppe, blicke ihnen von dort aus hinterher, wie sie am Man-Gold-Hof vorbeigehen, dann an der öffentlichen Wäscherei und dann entlang der Zäune in Richtung des Boursin-Hofs.

Fabritius steht neben mir. Wir warten, bis sie hinter der Planke verschwinden.

Jetzt wird er sich ins Bett des Fräuleins legen. Er hat erreicht, was er wollte. Ich wage gar nicht daran zu denken, wer dafür sorgt, dass sich alles so klug fügt, sagt er.

Es ist auch besser, sage ich, wenn du nie wieder daran denkst.

Plötzlich setzt sich Danczura auf die Holzkiste, die in der Ecke der Küche, hinter dem Herd steht und blinzelt uns aufgeregt, voller Entsetzen zu. Aus ihr läuft irgendeine trübe Flüssigkeit. Zuerst nur ein bisschen, aber dann rauscht es wie ein Bach, im Strahl laut hinunter, so dass es den Saum ihres Rockes zum Schwingen bringt.

Ich wische es gleich auf, sagt sie. Ich glaube, ich habe mich eingepieselt.

Kennst du dich mit so etwas aus?, fragt mich Fabritius.

Ich weiß nicht, was du meinst. Ich ergreife ihn am Arm, gehe mit ihm in den Vorraum. Wir haben heute noch gar nichts gegessen, sage ich. Was hältst du davon, wenn wir jetzt etwas essen? Ich gehe hinüber und schaue mal in der Speisekammer nach. Ich sage Bescheid, wenn es fertig ist.

Wir könnten noch auf Pochoriles warten, sagt Fabritius etwas unentschlossen, ich glaube, er hat heute auch noch nichts gegessen.

Pochoriles kommt nicht zurück, sage ich.

Ich gehe hinüber, mache Feuer, setze einen Topf mit ein paar geschälten Kartoffeln auf. In etwas Hühnerfett brate ich Zwiebeln an, öffne eine Hackfleischkonserve, die noch aus den alten Beständen der Brigade in der Speisekammer geblieben ist, löffle das Fleisch heraus, kippe es auf die

Zwiebeln, lege einen Deckel darauf und dünste das Ganze noch eine Weile. Nachdem auch die Kartoffeln weich sind, gebe ich sie hinzu, schlage in einem Teller zwei Hühnereier auf, schmecke es mit Salz und Pfeffer ab. Ich will es gerade auf das Hackfleisch und die Kartoffeln gießen, damit sie zusammenbrutzeln, als Lorenz Fabritius kommt.

Er sagt, ich solle schnell kommen und mir Danczura ansehen, schließlich sei sie meine Cousine. Er ergreift sogar mein Hemd über der Brust und sagt, ich solle mir vorstellen, dass es offenbar losgegangen sei, als wäre der Kopf schon zur Hälfte draußen. Er habe ihr eine Holzwanne mit lauwarmem Wasser hingestellt, damit es dort hineinfällt. Und Danczura wolle mich auch unbedingt etwas fragen.

Gut, sage ich, ich werde hinübergehen. Doch zuerst essen wir. Ich tue uns schon einmal auf, und du frag sie inzwischen, was sie von mir will. Sie kann es auch ruhig dir sagen. Außerdem weißt du sehr wohl, dass sie nicht meine Cousine ist.

Das Essen in Fabritius Teller ist schon kalt, als er zurückkommt.

Er erzählt mir, dass das Baby genau in die bereitgestellte Wanne gefallen sei, und es habe wohl auch reichlich Wasser geschluckt, aber anstatt zu brüllen, habe es heftig mit den Beinen gestrampelt und sei eine Runde geschwommen, wobei seine langen schwarzen Haare an der Wasseroberfläche geschwebt seien.

Essen wir, sage ich. Ich verstehe nicht, was daran so interessant ist.

Und diese Danczura! Sie habe das Kind zur Welt gebracht, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, dabei hätten ihre Haare einen Glanz bekommen wie eine frische Kastanie, ihr Gesicht sei ganz glatt geworden, alle Warzen und Pickel seien verschwunden und ihre Augen leuchteten wie blaue Perlen. Übrigens lasse sie mich grüßen, sie habe nur sagen wollen, dass sie uns heute von einem Nikita habe sprechen hören, das sei ein schöner Name, er gefalle ihr sehr. Sie habe sich gedacht, egal, ob es ein Junge oder ein Mädchen werde, sie werde das Baby Nikita nennen.



OceanofPDF.com

12. (STELIAN & FABRITIUS)

Schon seit Langem lebt Anatol Korkodus nicht mehr, aber ich gehe Jahr für Jahr mit einer Scheibe Milchzopf und einem Becher Brombeerwein auf die Wiese des Paltin und verbringe die Nacht vor seinem Namenstag bei seiner Ruhestätte, der Thermalquelle Nummer zwei. Der Jahrestag fällt in die Mitte des Sommers, zu dieser Zeit, um den Johannistag herum, schimmert der Himmel von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang glasig, die Nächte sind gallertig durchscheinend, also sehe ich meinen Alten sogar, wie er ungefähr anderthalb Meter unter der Wasseroberfläche schwebt, im blauen Schein des Jenseits.

Vor Jahren hat er bei einem seiner Rundgänge unter der seidig dampfenden Wasseroberfläche einen verendeten, vollkommen blauen Frischling entdeckt, der nicht nur in seiner körperlichen Erscheinung unversehrt geblieben war, sondern in allen Nuancen der Kornblume schillerte, da sich die im Wasser schwebenden Mineralien an seine Borsten angelagert und eine kristallene Kruste um ihn gebildet hatten. Damals, als er sah, dass einen nach dem Tod hier eine so prachtvolle Fortsetzung erwartete, kam ihm die Idee, sich, wenn seine Zeit gekommen sein würde, im Becken der Thermalquelle Nummer zwei zur letzten Ruhe betten zu lassen.

Seine Haare, die wie Laichkraut unter dem Wasser schweben, sind bereits blau, blau ist auch sein Bart, blau die Augenbrauen und um ihn herum schwimmen silberblaue Lakantuskäfer.

Drei Tage vor Johanni, kurz nach Sonnenaufgang, denn die Sense schneidet das Gras und das taubenetzte Ried in dieser Stunde am besten, will ich mich gerade auf den Weg zur Wiese des Paltin machen, um den Platz für meine

Wache in der kommenden Nacht vorzubereiten, als Lorenz Fabritius, der aus der Kutte gesprungene Pfarrer, erscheint.

Ich habe ihn seit einigen Tagen nicht gesehen, wer weiß, weshalb er sich nicht hat blicken lassen, vergeblich habe ich abends darauf gewartet, dass er mit seiner Tabla-Kassette unterm Arm im Tor steht. Jetzt ist er blass, wirkt erschöpft, seine Haut ist feucht, der Bart voller Spinnweben, nur seine Augen glühen wie die von Bruder Wolf aus dem Märchenbuch von Eronim Mox. Ich solle sofort mit ihm zur Czervensky-Wassermühle gehen, die Kettensäge mitnehmen und ihm den halben Hasen aus dem Eis schneiden, den er noch im Winter eingefroren habe. Es sei eilig, denn er habe das Wildfleisch Brigitta Konuvalov im Tausch für eine Daunendecke versprochen.

In der Czervensky-Wassermühle herrscht stets Winter, sie ist von ihrem hoch hinaufragenden Dach bis zum Fuß der Bruchsteinmauer von Eis bedeckt. Auch andere bewahren dort Nahrung auf, einen halben Ziegenkäse oder ein ganzes Huhn, ein wenig übriggebliebenes Wildfleisch, an Hakennägeln in der Eiswand baumeln kleine Birkenholzplättchen mit der Aufschrift, was sich dahinter befindet und wem es gehört. Man muss von zwei Seiten, keilförmig tief ins Eis schlagen und wenn die beiden Spalte sich treffen, das gewünschte Stück noch oben und unten abtrennen, um es herausheben zu können. Nachdem man das aufzubewahrende Gut darin verstaubt hat, kann man den Hohlraum mit der vorderen Scheibe des herausgeschnittenen Stückes wieder verschließen. In Jablonska Poljana bin ich der Einzige, der eine Kettensäge besitzt, wenn jemand etwas Nahrung für magere Tage einfrieren möchte, bittet er also mich, ihm ein Loch in der gewünschten Größe ins Eis zu schneiden. Und dann wieder, wenn er es herausholen will. Ich mache es für alle, wenn sie mich rufen, gehe ich.

Die Säge liegt seit dem Winter in Einzelteile zerlegt in der Kammer, die Kette in einem Topf in Maschinenöl, der Benzintank ist leer, deshalb sage ich zu Fabritius, er solle sich gedulden, bis ich soweit sei. Er solle nach Hause gehen und nach einer guten Stunde vor dem Wirtshaus auf mich

warten oder gleich draußen, hinter der Czervensky-Anlegestelle, bei der Wassermühle.

Fabritius wohnt in dem ehemaligen Wirtshaus Zu den zwei Schnepfen. Nachdem der Wirt, Edmund Pochoriles, sich angezündet hatte und vermischt mit duftendem Rauch in den Himmel gestiegen war, zog Lorenz Fabritius an seiner Stelle dort ein, zu Danczura, die früher mal meine Cousine war. Seitdem wohnen sie zu dritt da: Fabritius, Danczura und Nikita. Nikita, das kleine Wunderkind, die Tochter von Danczura und dem seligen Wirt Edmund Pochoriles.

Fabritius scheint es nicht zu gefallen, was ich sage, er mustert mich argwöhnisch, tritt von einem Bein aufs andere, winkt schließlich ab, murmelt etwas vor sich hin und geht. Offenbar bedrückt ihn etwas, irgendetwas muss vorgefallen sein. Zuvor hat er einigermaßen auf sein Äußeres geachtet, aber jetzt trägt er die gleiche Cordhose mit Wachsflecken und das dreckige blaue Leinenhemd, wie vor einigen Tagen, als ich ihn auf meinem Rückweg aus dem Wald das letzte Mal gesehen habe. Seine Kleidung ist zerknittert, als würde er auch die Nacht darin verbringen.

In Verhovina ist der Sommer kurz, doch jetzt strömt selbst von den kargen Berggipfeln Licht und Gewimmel herab, die Luft über den Dächern der Häuser flirrt bereits früh am Morgen. Aber unterhalb dieses Gewimmels liegt eine verwunschene Stille über Jablonska Poljana, füllt jede Nische aus, nur aus der Tiefe der Siedlung sind die bangen Schreie von Jakab Gleznárs Perlhühnern zu hören. In letzter Zeit lauern Damasskin Nikolskys Füchse sogar am hellichten Tag mit gespitzten Ohren hinterm Zaun.

Ich nehme die Einzelteile der Säge, baue sie zusammen, lasse das Öl von der Kette tropfen und hänge sie an einen Nagel an einer Säule der Veranda. Während sie trocknet, brate ich in wenig Fett ein paar Maisfladen. Zwei beschmiere ich noch warm mit Quark, esse sie langsam und zwei lege ich nur so, ohne alles, auf einen Blechteller, den ich für den Stelian-Jungen aufs Verandageländer stelle. Dabei hat er noch nicht einmal seine Portion von

gestern abgeholt, über der bunte Fliegen kreisen. Aus irgendeinem Grund war er schon gestern nicht hier, wollte das Frühstück nicht. Ich werfe einen Blick in Richtung des öffentlichen Waschhauses, sehe ihn aber nicht kommen.

Hier stehen die Leute neuerdings nicht zeitig auf, es ist schon später Vormittag, wenn sie herauskommen, auf den Höfen allmählich Bewegung zu sehen ist und Rauch aus den Schornsteinen aufsteigt. Die Straße der Infanteristen ist ausgestorben, ebenso die auf den Berghang hinaufführenden schmalen Straßen, nur von Augustins verlassenen Hof nähert sich ein lebendes Gespenst, meine treulose Katze Tatjana schleicht aufs Tor zu, das Fabritius offengelassen hat. Sie ist vor einigen Tagen wieder aufgetaucht, am Rand der Siedlung, alt, mit trübem Blick, nachdem sie sich jahrelang wer weiß wo herumgetrieben hat, ist sie nun wieder da und verströmt ein Gemisch fremder, beißender Gerüche. Jetzt spaziert sie geradewegs auf den Hof, abgesehen von einem kurzen, hinterhältigen Blick schenkt sie mir keine Beachtung, geht unter der Veranda entlang. Im Garten, im Schatten der Pflaumenbäume, vor dem Käfig der Meerschweinchen hält sie inne und legt sich allmählich flach auf den Bauch. Reglos, mit glänzenden Schnurrhaaren beobachtet sie die Tiere, die zitternd in der Ecke des Käfigs hocken.

Anatol Korkodus hat noch gelebt, als Vangyeluk, ein anderer Junge aus der Besserungsanstalt, sie von uns weggelockt hat. Dann ist sie auch ihm entlaufen, war in Nikolina, angeblich war sie auch auf dem Hof des Tierarztes Svantz gesehen worden, aber meist war sie wohl in der Wildnis unterwegs. In ihrem gelben Fell sind verdächtige tiefe Narben zu sehen, ihr Schwanz ist dicker geworden, und an den Ohren sind ihr Haarpinsel gewachsen wie bei einem Luchs. Als wäre sie in ein geheimes Tuch gehüllt, umgibt sie ein bitterer, beißender, fremder Geruch. So muss wohl der des Todes sein. Morgen oder übermorgen hebe ich unter den Pflaumenbäumen eine kleine Grube für sie aus.

Früher habe ich vor dem Gebrauch die Klingen geschärft, da das Eis aber weicher ist als Holz, mühe ich mich damit jetzt nicht ab und spanne die Kette gleich in die Schiene ein. Ich lasse die Säge auf dem Geländer der

Veranda liegen, neben Stelians zwei unberührten Tellern. Ich blicke über den Zaun hinweg auf die Straße der Infanteristen, in Richtung des öffentlichen Waschhauses. Wenn er doch noch kommt, schicke ich ihn in den Keller der Augustins, um eine kleine Flasche Benzin zu holen.

Aber er ist schon gestern nicht gekommen.

Stelian schläft im Waschhaus und kommt morgens vorbei, meldet sich bei mir. Er fragt, ob es für ihn an dem Tag etwas zu tun gebe, und ich sage ihm, dass es nichts gibt. Er solle machen, was er wolle, sich beschäftigen und nur darauf achten, niemanden zu kränken. Und wenn ihm danach sei, könne er auch ruhig fortgehen, gleich seine Sachen packen, keiner halte ihn auf. Er ist aus Versehen hier und wenn er sich hier nicht wohlfühlt, kann er meinetwegen gehen, wohin er will.

Doch er geht nicht.

Stelian hat sich noch mein Alter, der Brigadier Anatol Korkodus im Katalog der Besserungsanstalt anhand eines Fotos ausgeguckt, er dachte, er würde ihn vorübergehend zu sich nehmen, und wenn er die Probezeit von ein paar Wochen bestehe, würde er ihn zur Nacherziehung in der Siedlung behalten. Wahrscheinlich wegen seiner kleinen, mageren Statur und weil er blonde Locken und ein rundes Gesicht hatte, was Anatol Korkodus ein bisschen an sein Lieblingsspielzeug, Roswitha, erinnerte. Vergeblich haben ihm die Erzieher gesagt, dass Stelian zwar ein Engelsgesicht haben mochte, aber in Wirklichkeit eine „Blase“ sei, also glatt wie eine Kugel, man könne ihn nirgends packen, auf so ein Kind könne nichts und niemand Einfluss nehmen. Anatol Korkodus entschied sich trotzdem für ihn, darauf vertrauend, dass hier das Psalmisieren der wilden Gewässer seine Seele durchdringen würde, ebenso der raue, reinigende Nordwind und dass das vielleicht sein Blut abkühlen und seinen Jähzorn zähmen würde. Nur kam es so, dass in der Zeit, in der die verschiedenen Schriftstücke von hier nach da wanderten, die Akten unterschiedliche Stempel erhielten, ein offizieller Bescheid über Stelians Entlassung ausgestellt und er tatsächlich losgeschickt wurde, irgendwelche Personen meinen Alten zur Strecke gebracht haben. Unbekannte kamen an einem stürmischen Wintermorgen mit einem feurigen Schlitten, um ihn zu holen und wir sahen ihn erst wieder, als er an einem anderen Morgen in einem von den Pferden

verlassenen, mit Raureif bedeckten Wagen unter dem Heu lag, aus dem nur seine erfrorene, blutleere weiße Nase hervorlugte.

Und Stelian stand eines Tages vor der Tür. Seitdem lungert er mit seinem verträumten rosa Gesicht bei uns herum. Wenn er wach wird, kommt er herüber, holt sich sein Frühstück von der Veranda. Er bekommt ein oder zwei Stück in Öl gebackene Maisfladen, die ich ihm, damit ich ihn nicht in die Küche lassen muss, schon am frühen Morgen auf einen Blechteller auf das Verandageländer stelle. Er klopft trotzdem an und fragt, ob es an dem Tag für ihn etwas zu tun gebe. Obwohl ich ihm manchmal Kleinigkeiten auftrage, wie ich ihn auch jetzt in Augustins Keller schicken würde, um Benzin zu holen, bitte ich ihn nicht gerne um etwas. Früher ist es vorgekommen, dass ich ihn zur Bahnstation schickte, um Gasöl zu holen und einmal stellte ich ihn, weil ich keine Lust auf Fremde hatte, zu den Hähnen des Thermalwassers, damit er die Wasserleute empfangt, aber keiner wollte noch einmal etwas mit ihm zu tun haben. Doch selbst wenn ich ihn für etwas gebrauchen könnte, gäbe es für ihn nichts zu tun. Abgesehen davon, dass wir das Thermalwasser der Paltinsky-Wiese verkaufen, auf den Hügeln der Medwaya Steinpilze, Haselnüsse, Hagebutten, Minze, Kamille und Thymian sammeln und aus der Jablonka wagenweise feinen Flusskies holen, machen auch wir nichts.

Wir warten, vielleicht kommt ja jemand. Vielleicht kommen die, die Anatol Korkodus mitgenommen haben, wieder. Das Pferdegesicht, der Vagabund mit den großen Füßen, der die stillgelegten Bergwerke wiedereröffnen wollte, oder der Prokurator Damasskin Nikolsky, der einmal aus einem überdachten Anhänger sechs Paar Schakalfüchse auf der Paltinsky-Wiese freigelassen hat. Oder ein anderer. Vielleicht kommt ja jemand und sagt uns, wofür wir hier sind. Oder es kommt nie mehr einer her.

In Wirklichkeit warten wir nur darauf, dass die Zeit vergeht.

Stelian weiß nichts vom Pferdegesicht, auch nichts von Damasskin Nikolsky und seinen Füchsen, selbst wenn er manchmal hört, wie man von ihnen spricht, interessiert es ihn nicht. Abgesehen davon, dass er, ohne etwas zu sagen, unter uns lebt, wissen auch wir nichts über ihn.

Außer wenn man es als etwas bezeichnen kann, dass wir ihn sehen, wie er, seitdem es Frühling geworden ist, die Hände tief in den Taschen den ganzen Tag lang an den Zaun des ehemaligen Wirtshauses Zu den zwei Schnepfen gelehnt steht. Mit seinen hellen, steinfarbenen Augen starrt er die Küchentür an, als würde er hinter das undurchsichtige Milchglas sehen oder es mit seinem Blick zerbersten lassen wollen. Wenn dann endlich die Tür aufgeht und Danczura in ihrer gelben Bluse mit den hinter ihr her flatternden Schmetterlingen barfuß über den Hof geht, blickt er ihr sanft hinterher, sieht wie die sonnenbeschienene Wand des Hauses zwischen ihren Oberschenkeln durch den dünnen Stoff des Unterkleides sichtbar wird. Danczura geht in Pochoriles' Sommerküche, wo sie ihre Tochter, Nikita, versteckt hält, schließt die Tür hinter sich, stillt oder wickelt das Kind und verbringt so immer mal eine halbe Stunde da drinnen. Wenn sie herauskommt, sich die feuchte Bluse über dem Busen zurechtzupft und so am Zaun vorbeikommt, versucht sie, Stelian unverwandt in die Augen zu sehen. Der beobachtet aber weiterhin nur das Spiel des Lichts unter ihrem Unterkleid. So geht das tagaus, tagein. Fünfmal am Tag oder gar zehnmal, ohne dass sie auch nur ein Wort wechseln würden.

Der stumme Eskimohund des einstigen Gastwirts Edmund Pochoriles steht derweilen nur hechelnd vor seiner Hütte und zerrt an seiner Kette.

Fabritius beobachtet das Ganze aus dem Haus, steht hinter dem Vorhang. Manchmal öffnet er das Fenster und sagt leise so etwas wie:

Du hast ein krankes Hirn, Stelian. Dieses wunderschöne irdische Leben ist nicht für dich geschaffen. Du solltest schon längst nicht mehr leben.

Doch Stelian hört ihn nicht.

Jetzt habe ich ihn schon zwei Tage nicht mehr gesehen. Über den Blechtellern auf der Veranda kreisen Fliegen, die Ölblasen auf den gebratenen Fladen sind geplatzt, die Fladen selbst zu matten Steinen auf den Blechtellern erstarrt. Es ist schon der zweite Tag, an dem Stelian aus irgendeinem Grund nicht frühstücken will.

Ich warte nicht länger auf ihn. Im Keller des Ehepaars Augustin gibt es am Boden eines Fasses noch ein wenig Benzin, das fülle ich in eine kleine

Flasche. Da sie nicht einmal halbvoll ist, gehe ich auf dem Man-Gold-Hof vorbei, zu den Tataren. Sie beschäftigen sich mit Leder und Gummi, dafür braucht man Klebstoff, weshalb sie immer verschiedene Lösungsmittel dahaben. Während Akimofte mit der Flasche in die Kammer geht, setze ich mich auf einen prall gefüllten Sack. Ich befühle ihn, werfe einen Blick hinein: Er ist voller nagelneuer, aus Autoreifen geschusterter Halbschuhe. Ich sage zu dem Tataren, dass wir doch nur noch sehr wenige sind, die hier am Ufer der Jablonka leben, und frage ihn, was er glaube, wer diese tragen werde. Akimofte grinst und erwidert, sie könnten ja noch in Mode kommen. Vor Kurzem sei zum Beispiel Danczura hier gewesen und habe für Stelian ein Paar gekauft.

Für Stelian?

Akimofte grinst wieder.

Durch die offenstehende Tür des Ladens sieht man auf das Fenster des Spitalhauses. Auf beiden Seiten des Fensters steckt in dem Blumengitter jeweils ein großer Schlehdornzweig, voller junger Knospen. Dazwischen steht Nika Karanika, der Sperlingsdämon, in ihrem mit Vögeln bestickten blauen Kittel. Wie ich sie so betrachte und mir Feuchtigkeit in die Augen steigt, entfernt sich Nika Karanika, ihre Gestalt verschwimmt, von ihrem Mantel fliegen die Sperlinge und Rohrsänger auf und kreisen über ihr. Ihr betörender Jasminölduft dringt selbst durch das geschlossene Fenster bis hierher.

Nika Karanika steht in ihrem blauen Kittel im Fenster des Spitalhauses, zwischen knospenden Schlehdornzweigen, ihre rechte Hand erhoben, die Finger flattern, als würde sie winken. Als wollte sie gerade von mir etwas.

Ich gehe zu ihr, woraufhin sie das Fenster einen spaltbreit öffnet. Um ihre Nase herum, unter den riesigen, runden Augen, sind die lila Falten eines geheimen Kammers zu erkennen, zugleich scheint sie aber auch ein bisschen zu lächeln.

Sie sagt: Kommen Sie mal näher, Adam. Darf ich Ihnen etwas sagen?

Sicher.

Ich glaube, Sie waren es, der mir diese stacheligen Dornenzweige ans Fenster gesteckt hat. Habe ich recht? Sie waren es doch, stimmt's?

Schon möglich.

Dann können Sie mir bestimmt auch sagen, was Sie damit bezwecken wollten.

Nur, dass sie hier sind, an beiden Seiten des Fensters, während Sie herausblicken. Denn es gibt nichts Besseres als den herben Duft von Schlehdornknospen. Und weil Sie mir am Tag nicht nur einmal einfallen. Auch gestern, als ich diese Zweige abgebrochen habe. Ich dachte mir, Sie werden bestimmt erraten, wie sie hierhergekommen sind und dann werden auch Sie einen Augenblick lang an mich denken.

Seltsamer Gedankengang. Dazu kann ich jetzt nur so viel sagen, dass ich Sie nicht vergessen werde. Jetzt darf ich Ihnen schon verraten, dass ich gerade im Begriff bin, von hier fortzugehen. Irgendwelche Leute, wohlwollende Leute, waren hier und haben mir versprochen, die Messerklinge, die einmal so hässlich abgebrochen ist und seitdem zwischen meinen Wirbeln steckt, herauszuziehen, wenn ich mit ihnen gehe und bei ihnen bleibe. Wenn sie schon einmal so freundlich sind, gehe ich mit ihnen.

Gehen Sie nur, gehen Sie, ich werde nicht versuchen, Sie zurückzuhalten. Es ist auch besser, wenn ich Sie nie wiedersehe.

Aber wer weiß, fährt Nika Karanika leise fort, wenn es Ihre Zeit erlaubt, die Umstände entsprechend sind und Ihr Weg Sie gegen Abend zufällig hierherführt, könnten Sie noch ein letztes Mal an meinem Fenster stehenbleiben. Vorausgesetzt, es wird heute überhaupt noch Abend. Wenn ich mich nicht irre, waren gerade Sie es, der mir erzählt hat, dass im Buch von Eronim Mox geschrieben steht, das Ende der Welt sei gekommen, wenn die Sonne auch nachts nicht vollkommen untergehe, sondern nur unter dem Horizont entlangstreife. Inzwischen habe auch ich den Eindruck, als wäre diese Zeit gar nicht mehr so weit entfernt.

Das war also Nika Karanika. Wenn sie jetzt weggeht, ist es, als wäre sie nie hier gewesen, sie nimmt ihre Vögelchen mit, ihren Kardamomduft und in den verborgenen Nischen ihres Körpers auch all ihre wunderbaren Geheimnisse.

Als Anatol Korkodus sie zum ersten Mal gesehen hat, hat er gesagt: Das ist ein Dämon, ein Dämon, Dämon. Nachdem mein Alter ihr erklärt hat, was ein Dämon ist, war sie damit einverstanden. Wenn man sie fragte, wer sie sei, woher sie komme, sagte sie, sie sei im fernen Süden, auf dem Kalkboden des von Dämonen bewohnten Ödlands geboren worden, wo ihr Papa Lagerkommandant gewesen sei und von dort habe sie fliehen müssen, weil sie einmal, in einer Dürrezeit, den Gefangenen zu trinken gegeben habe. Als bereits seit drei Jahren kein Regen mehr gefallen sei und die Gefangenen morgens versucht hätten, aus den Decken, die sie ins Freie gelegt hätten, die Feuchtigkeit des Morgennebels zu wringen, sei es ihr zu sehr zu Herzen gegangen und sie habe aus dem nackten Felsen Wasser für sie geschlagen. Bloß, dass das Wasser salzig gewesen sei, warm und gestunken habe, weshalb sie sie gejagt hätten und das Messer von einem von ihnen habe sie auch erreicht, seine Klinge sei abgebrochen und stecke bis heute zwischen ihren Wirbeln.

Das Fenster der Näherin Aliwanka steht offen, aus dem feuchten Dämmer dringt das Rattern der Nähmaschine nach draußen. Aliwanka sitzt vor der Nähmaschine, neben ihr Brigitta Konuvalov, die das eine Ende eines großen Bettlakens hält, damit es nicht auf den Boden hängt, während es gesäumt wird. Als sie mich erblicken, hört das Rattern auf, und Brigitta Konuvalov lässt das Laken los. Sie kommt zum Fenster, beugt sich heraus und ergreift das Revers meiner Jacke.

Sie sagt ohne Umschweife, die Zeit sei reif dafür, dass irgendjemand irgendetwas mit diesem Stelian mache. Es sei so weit gekommen, dass der arme Fabritius kein Dach mehr über dem Kopf habe und gezwungen sei, in der Sakristei Unterschlupf zu suchen. Sie seien gerade damit beschäftigt, einen dicken Bezug für eine Daunendecke zu nähen, damit der Arme seine Nacht nicht in dem kalten Raum bibbernd verbringen müsse.

Falls ich es bisher noch nicht gehört haben sollte, sei Stelian vorgestern Abend, während Fabritius auf dem Platz neben dem Denkmal der Dreibeinigen Frau mit dem Schänkenbesitzer Begidzan Tabla gespielt habe, einfach so zu Danczura ins Wirtshaus gezogen. Seitdem ließen die beiden Fabritius gar nicht mehr ins Haus. Das Tor und alle Türen des ehemaligen

Wirtshauses hielten sie verschlossen und wenn Fabritius vor dem Lattenzaun stehenbleibe, starrten sie ihn verständnislos durchs geschlossene Fenster an, zuckten mit den Schultern und würfen einander verwunderte Blicke zu, was diese ihnen unbekannte Person wohl von ihnen wolle, es gebe nichts mehr zu sagen, meinten sie und streckten ihm schließlich auch noch die Zunge raus. Durch das Fenster sei auch gut zu erkennen, dass Stelian bereits Fabritius' blau-grün gestreiften Lieblingspyjama trage. Und das seltsamste und zugleich unheimlichste Anzeichen dafür, dass hier etwas sehr Ungewöhnliches vor sich gehe, sei, dass das kleine Wunderkind Nikita, das man bisher für stumm gehalten hatte, plötzlich eine kräftige Stimme habe. Es brülle von morgens bis abends, was nur deshalb nicht weit zu hören sei, weil Stelian ihm den Mund mit Lappen vollgestopft habe.

Wenn es in der Siedlung doch bloß jemanden gäbe, einen echten Mann, der diesen nutzlosen Bengel ein für allemal erledigen würde.

Stelian! Das rosa Engels Gesicht. Das ist also der Stand der Dinge.

Mit der Säge über der Schulter gehe ich ans Jablonka-Ufer, zur Czervensky-Anlegestelle. Früher standen Anatol Korkodus' Pegellatten hier, doch seitdem keiner herkommt, um den Wasserstand abzulesen, sind sie inmitten des Holunders, der völlig verwilderten Schlehdorn- und Wildrosenbüsche, die das gesamte Ufer überwuchert haben, gar nicht mehr zu erkennen.

Selbst jetzt, in der grünen Flut des Sommers, steht die Wassermühle in nebligem Dunst, von Eis überzogen da. Im Sonnenschein funkelt sie diamanten, um sie herum flackern regenbogenfarbene Dunstzungen, während aus all ihren lila Nischen der frostige Atem des Winters strömt.

Fabritius geht mit hochgeschlagenem Kragen vor dem Kellereingang auf und ab.

Vor einigen Jahren, noch zu Anatol Korkodus' Zeiten, hat Balwinder die Schleusen im September nicht rechtzeitig geöffnet und im Norden bekam die Nebelhülle des Herbstes plötzlich Risse, durch die die schneidende Kälte von Polarnächten eindrang, die Schleusentore froren unerwartet ein,

hinter ihnen staute sich die eisige Flut und trat allmählich über die Sperre, überströmte die Mühle, die bis in den letzten Winkel gefror.

Seitdem steht sie in dieser kristallinen Starre.

Die lauen Brisen des kurzen Sommers greifen das Eis zwar jedes Jahr ein wenig an, dann schillert die Mühle in schauerndem, samtenem Licht, doch bevor das Eis richtig aufzutauen beginnt, ist die heitere Jahreszeit schon vorbei und der erste Frost kündigt sich an. Aber die Lichter des Sommers behält das Eis für sich und gibt sie nur allmählich wieder ab, und so leuchtet die Wassermühle in tiefen, nebligen Herbstnächten am Rande der Siedlung wie die riesige Zaubervlampe von Eronim Mox.

Wenn man die Stirn gegen die Eiswand drückt, die Augen mit den Händen abschirmt, hineinblickt und es wirklich will, erkennt man sogar die einstige Einrichtung. Alles steht an seinem Platz, wie in Glas gegossen. Die Getreidekisten, die aneinander gelehnten Mühlensteine, die Sackwaage, daneben die mit Roggen und Mehl gefüllten Säcke, der Tisch des Müllers Filip Gleznár und auf der Kuppe des Eisbergs, als würde er dort schwimmen, sein mehlbestäubter Hut.

Und die Mäuse. Sie wollten aus der eisigen Flut wohl durch das geschlossene Fenster hinausschwimmen, wo sie, durch die Scheibe an der Flucht gehindert, gefroren. Dort schweben sie noch heute wie neugierige kleine graue Fische mit Pelz, die Mäuler ans Glas gepresst.

Der halbe Hase, den Fabritius eingefroren hat, liegt seit Winteranfang unter der Achse des Mühlrades. Den genauen Ort, wo das Päckchen zu finden ist, wem es gehört und was es beinhaltet, zeigt ein an einem Nagel baumelndes kleines Birkenholzplättchen an: „Hasenhälfte. L. Fabritius.“ Das Eis ringsherum ist voller grauer und brauner verschwommener Flecken, es sieht fast wie versteinert aus. Am Anfang des Winters, als Fabritius den halben Hasen versteckt hat, ließ er noch einen Tag lang immer wieder Wasser über die Öffnung des Lochs laufen, bis sie wieder vollkommen zugefroren war. Jetzt hat er gleich zwei Taschenlampen mitgebracht, um das Eis von zwei Seiten zu beleuchten, damit die tückischen Brechungen des Lichts mich nicht täuschen und die Säge sich am Ende zu einem benachbarten Bereich verirrt.

Ich warte, ob er etwas sagt, doch Fabritius schweigt mürrisch, offenbar will er mich noch nicht in sein Geheimnis einweihen. Er bedeutet mir nur angespannt, dass ich ein größeres Loch herausschneiden, also neben und über dem gefrorenen Fleisch noch so und so viel Platz lassen soll, ungefähr zwei Spannen.

Zwei Spannen, sagt er schließlich doch. Das ist ein bisschen viel, aber wenn er mich darum bittet, tu ich ihm den Gefallen.

Ich lasse den Motor an, schneide tief ins Eis, doch Fabritius bedeutet mir bereits, ihn wieder abzustellen.

Ich stelle ihn ab, ziehe die Säge vorsichtig heraus, schüttele die Eisstücke ab und lege sie neben mich auf den Boden. Er tritt mit der Stiefelspitze sanft dagegen.

Zeig mal. Womit läuft sie?

Mit Benzin, sage ich. Aber es schadet nicht, wenn man ein Viertel Öl dazugibt.

Zeig mal, lass sehen, wie du sie anlässt.

Ach komm, du hast das doch schon gesehen, sogar mehrmals. Nun gut: Mit links ziehst du ein paarmal an der Schnur und wenn der Motor angesprungen ist, gibst du mit rechts Gas wie bei einem kleinen Geländewagen. Pass auf, dass sie nicht deine Hose erwischt, sonst nimmt sie dein Bein gleich mit.

Ich werfe sie wieder an, damit er es sieht. Während ich sie laufen lasse, beuge ich mich an sein Ohr und sage laut, dass wir bald ein Brecheisen brauchen werden, damit wir den Block, um den wir herumgesägt haben, mit dem halben Hasen darin, herausholen können, da man das glatte Eis nicht anfassen und mit den Händen herausziehen können werde. Ein solches Eisen finde er in Pochoriles' Geräteschuppen, auf dem Hof des Wirtshauses. Die Eisenstange, mit der Danczura nachts Nikitas Tür verriegelt, wäre auch geeignet.

Nikita ist ein Wunderkind. Das weiß jeder, wozu gesagt werden muss, dass außer ihrer Mutter sie noch nie jemand gesehen hat. Sie ist schon fünf Jahre alt und Danczura stillt sie immer noch. Bis gestern hat sie nie jemand

weinen gehört und sie hat weder Sprechen noch Gehen gelernt. Ja, auch Gehen nicht, dabei hat sie nach Meinung der Näherin Aliwanka, die durch Wände hindurchsehen kann, drei Beine. Danczura wartet nur, was aus dem Wunder wird, hält das Kind in einer gesonderten Unterkunft, in der Sommerküche des Wirtshauses, die Tür mit einer Eisenstange verriegelt. Tagsüber ist die Eisenstange an den Türrahmen gelehnt.

Fabritius schüttelt den Kopf.

Das ist keine besonders gute Idee, sagt er. Ich gehe da jetzt nicht hin.

Aber wir werden ein Brecheisen brauchen, ohne das kommen wir nicht weiter.

Dann geh und frag du Stelian, vielleicht gibt er es dir. Aber es ist nicht sicher, dass sie dich auf den Hof lassen.

Nun erzählt er, was passiert ist. Dass der Junge, der bis dahin nur mit entschlossenem Blick am Zaun gelehnt habe, plötzlich an ihm vorbei ins Haus gestürmt sei. Wer weiß, wie er es mache, aber er habe Danczura in der Hand.

Ich stelle den Motor ab.

Ich habe mir schon gedacht, dass irgendetwas passiert ist, sage ich. Der Junge hat sein Frühstück schon gestern nicht abgeholt, auf der Veranda trocknen die Portionen von zwei Tagen vor sich hin. Ich nehme an, du hast dir schon überlegt, was man mit einem solchen Menschen machen kann.

Fabritius sieht mich streng an, nickt und sagt:

Nichts. Was Stelian betrifft, gibt es nur noch eine Lösung. Ich hoffe, du verstehst, dass ich es nicht aussprechen möchte. Den Zeitpunkt und die Art werde ich mir noch heute im Laufe des Tages überlegen.

Ich stimme ihm verständnisvoll zu: Beschissene Sache, ja. Um ehrlich zu sein, ich habe auch die Nase voll von diesem Stelian. Doch das Brecheisen, wovon ich eben gesprochen hätte, werde auf jeden Fall gebraucht, er solle eines aus dem Keller der Augustins holen.

Aus den Hohlräumen und Rissen des Eises strömt feuchte Kälte, vor den Treppen wabert Dunst. Während ich warte, dass Fabritius mit dem

Brecheisen zurückkehrt, setze ich mich in die Sonne. Offenbar hat sich die Windrichtung geändert, denn die Dampfchwaden, die sich mit ihrem beißenden Schwefelgeruch bis zum Morgen in den Höfen und allen Winkeln des Tals niederlassen, bewegen sich jetzt in Richtung der Gipfel von Nikolina. Über der Wiese des Paltin flirrt die Luft, von hier trägt eine leichte Brise betörenden Wildrosenduft zwischen die Häuser.

Der Johannitag nähert sich, das Fest der Wildrose, zumindest hat Anatol Korkodus den Tag so genannt. Zu dieser Zeit, also ein oder zwei Tage zuvor, ist die Nacht am kürzesten. Und Eronim Mox schreibt in seinem Märchenbuch, wie schon erwähnt, dass irgendwann die Zeit kommen wird, wenn auf den Tag keine Nacht mehr folgt.

Wenn sogar die Czervernsky-Wassermühle schmelzen wird, die ganze Mühle.

Früher, als ich meine Katze Tatjana noch an der Leine spazieren führte, brachte ich sie manchmal hierher zur Mühle und zeigte ihr die Mäuse. Ich setzte sie auf die Laderampe vorm Fenster, damit sie sie bestaunen konnte, solange sie nur wollte. In den durch die Vergrößerung des Eises riesig erscheinenden schwarzen Kugelaugen leuchtete immer noch Hoffnung. Tatjana suchte sich immer eine aus und starrte sie so lange an, bis durch ihren Blick das Eis um sie herum anschnolz. Als die Maus dann, dem Anschein nach wie zum Leben erweckt, ein bisschen zur Seite kippte und Tatjana sie erhaschen wollte, rutschte ihre Pfote an dem harten Glas ab. Sie ist eine Katze, vergisst nichts, nimmt es mir bis heute übel.

Fabritius kommt mit einer großen Eisenstange zurück, in deren flaches Ende ein großes A eingraviert ist. Solange er sich nicht in verhängnisvolle Schwierigkeiten begeben hat, war Augustin Schlosser und Klempner, sein ganzes Leben lang hämmerte er auf Eisen herum, von denen immer noch ein ganzer Haufen in seinem Keller vor sich hin rostet.

Ich hole den Eisblock heraus und gebe Fabritius das Brecheisen, damit er ihn zerschlägt. Doch offenbar interessiert ihn der Hase gar nicht mehr, er ist weiterhin damit beschäftigt, das lila Loch im Eis auszuleuchten.

Könntest du es vielleicht noch etwas vergrößern?

Kann ich nicht. Kommt nicht in Frage. Dann würde ich ja in den Teil von Nyegrutz hineinsägen.

Nicht einmal ein bisschen?

Ich starre ihn an.

Du willst ihn doch nicht etwa hier verscharren? Schlag dir das sofort aus dem Kopf.

Fabritius nimmt den Blick nicht von dem Loch.

Es ist mir durch den Kopf gegangen. In solchen Momenten kommen einem viele Dummheiten in den Sinn.

Ich erkläre ihm, dass es Sommer sei, zu warm, man könne das Loch so lange begießen, wie man wolle, es wäre nicht möglich, es wieder einzufrieren. Und das, was er vorhabe, ziehe Gerüche nach sich. Außerdem schreibe man ja auch immer etwas auf das Birkenholzplättchen. Das würde dann doch ein bisschen zu weit führen.

Fabritius nickt und sagt, er wisse, dass es nicht einfach sein werde. Er sei unbewandert auf diesem Gebiet, weshalb ihm ständig unbeholfene Gedanken kämen. Doch heute Morgen sei er in der Sakristei mit einem Entschluss aufgewacht und, wenn alles gut laufe, werde er die Sache auch bald durchführen. Vielleicht werde er die Daunendecke gar nicht mehr benötigen.

Ich lasse das so stehen, sage nur etwas verlegen:

Er hat hier unter uns nichts zu suchen. Ich habe ihm auch schon zweimal umsonst Fladen gebacken. Und wenn ich jetzt nicht erfahren hätte, was passiert ist, hätte ich es fertiggebracht, ihm morgen zum dritten Mal das Frühstück hinzustellen.

Wir stehen nun auf dem Hof der Wassermühle. Der Eisblock, darin ein verschwommener brauner Fleck, liegt im Gras, glänzt im Sonnenschein, darüber flirren die bunten Zünglein des Dunstes. Fabritius zerschlägt ihn mit dem Brecheisen, damit er in den Plastiksack passt, den er mitgebracht hat und in welchem er Brigitta Konuvalov den Hasen bringen will. Während er ihn in den Sack stopft und diesen sich dann über die Schulter wirft, sieht er mich erwartungsvoll an und dann wandert sein Blick zur

Kettensäge. Erneut tritt er mit dem Fuß vorsichtig dagegen und murmelt vor sich hin, als würde er mit sich selbst sprechen.

Er sagt etwas wie, das sei ein gutes Werkzeug. Möglicherweise würde er es sich ausleihen. Ob ich es ihm geben würde?

Die Stihl Kettensäge liegt auf dem Boden, auf den scharfen Klingen erzittern die Tropfen der schmelzenden Eisstücke.

Daraufhin murmele auch ich etwas. Ich liehe sie ihm nicht gerne, doch müsse ich zugeben, dass mir im Augenblick auch nichts Besseres einfalle. Ich wundere mich also nicht darüber, dass es ihm in den Sinn gekommen sei. Auf jeden Fall sei es eine heikle Arbeit, er solle sich gut überlegen, was er tue, es überstürzt anzugehen, wäre ziemlich ungünstig. Das Werkzeug, falls er es wirklich benötige, werde er mit Sackpapier bedeckt auf der Veranda finden. Er solle aber vorsichtig sein, er habe ja gehört, was für einen ohrenbetäubenden Lärm das Ding verursachen könne. Und er solle mir versprechen, dass er, sobald er fertig sei, das Werkzeug rasch ins öffentliche Waschhaus bringe. Nachdem er es im Thermalwasser gründlich eingeweicht habe, solle er es noch für eine Weile unter den Wasserhahn halten.

Danczuras rote Haare lodern im gleißenden Mittagslicht auf dem Hof des einstigen Wirtshauses. Sie hängt Wäsche auf, aber manchmal lässt sie sich zwischendurch auf den Gartenstuhl fallen und gibt sich dem Sonnenschein hin. Sie trägt ihre gelbe Bluse, zupft hin und wieder einen Schmetterling ab, steckt ihn in den Mund und lässt ihn auf der Zunge zergehen. In dem Waschtrog neben ihr liegen bekannte Sachen, auch auf der Wäscheleine hängen bekannte Kleidungsstücke: Die Unterhosen und karierten Hemden von Fabritius. Wenn nicht irgendetwas geschieht, wird sie von nun an jemand anderes tragen. Ich gehe zum Zaun. Danczura rührt sich nicht, als würde sie mich gar nicht bemerken.

Ich spreche sie an: Sie solle Stelian zu mir schicken.

Sie dreht sich immer noch nicht zu mir um, murmelt nur: Er ist nicht zu Hause.

Sie solle ihn ausfindig machen. Jetzt sofort.

Sie sagt, es tue ihr leid, aber sie wisse nicht, wo er sei. Vielleicht gegen Abend, wenn er vom Wald zurück sei. Er sei nämlich mit Nikita ins Farnwäldchen gegangen. Ich wisse ja selbst, das sei nicht nah. Er sei also frühestens am Abend zurückzuerwarten.

Und was soll das, dass Stelian einfach nach Lust und Laune Ausflüge macht? Und was will er mit Nikita im Farnwäldchen?

Nichts. Er bringe sie nur hin, lasse sie dort und komme schon zurück. Sie hätten genug davon, dass Nikita ihnen von morgens bis abends die Ohren vollbrülle. Und was sie sich überhaupt gedacht habe, wie lange sie noch von Milch leben wolle, nun sei dieses endlose Stillen auch endlich vorbei. Es sei an der Zeit, dass sie auf ihren eigenen Füßen stehe. Nikita sei ein Wunderkind und habe unter gewöhnlichen Menschen nichts zu suchen.

Am Nachmittag kommen die Wasserleute. Das Hupen, mit dem sie uns ihr Kommen signalisieren, damit einer von uns zu den Hähnen geht, um sie dort zu erwarten, ist schon von Weitem zu hören. Sie kommen alle zwei Tage mit drei Wagen und bringen das Wasser, das hier bei uns auf der Paltinsky-Wiese warm aus der Erde tritt, in Behältern von fünfundsiebzig Hektolitern weg. Egal, wohin sie es bringen, bis sie ankommen, kühlt es ab und wird schal. Wer weiß, wozu sie das lauwarme, übelriechende Thermalwasser brauchen. Seitdem auch Begidzan seine Schänke geschlossen hat, versorgen sie uns mit diesem und jenem, mit verschiedenen Waren. Pro Wasserlieferung bekommen wir zehntausend Coupons, außerdem zahlen sie mit Mehl, Zucker, Fett, Saatgut, wir bekommen Seife und Waschmittel von ihnen und auch Gasöl.

Jemand sorgt für uns, indem er uns all die nutzlosen Dinge abkauft. Doch eines Tages, wenn er uns nicht mehr braucht, wird er damit aufhören. Wir werden nie erfahren, wer es war und was er wollte.

Es dauert gute anderthalb bis zwei Stunden, bis die Tanks voll sind. Währenddessen beladen die Kiesleute an der Furt der Jablonka ihre Wagen. Ich stehe die ganze Zeit bei den Thermalwasserhähnen, weil sich das Ende des Gummischlauchs durch das warme Salzwasser ausgedehnt hat und ich es vergeblich am Hahn befestige, es springt immer wieder ab. Deshalb ist es besser, es festzuhalten, bis die Tanks befüllt sind. Wir unterhalten uns dabei

nicht, die Wasserleute sprechen kaum mit uns. Wenn wir sie etwas fragen, ist es so, als verstünden sie uns gar nicht, sie brummen und murmeln nur etwas, starren uns an und zucken mit den Schultern. Sie kommen aus einer anderen Welt, es ist, als sprächen wir gar nicht dieselbe Sprache. Doch bevor sie gehen, bezahlen sie und die Rampe hinter ihrem Wagen ist voll mit einer Menge Waren.

Ich ziehe einen Kittel über und verteile die zuvor abgewogenen Rationen entsprechend der Vormerkungen. Für eine bestimmte Anzahl von Coupons bekommt der eine dies, der andere das.

Fabritius steht auch an. Er wartet ab, bis er an der Reihe ist, und ich gebe ihm, was in der Vormerkung steht: Speiseöl, Quark, Apfelkompott, Marmelade aus verschiedenen Früchten, Maisgrieß, solche Sachen. Er verstaut alles in seinem Korb, beugt sich dann zu mir und sagt mit düsterer Miene:

Ich bräuchte auch etwas Essig. Viel, wenn möglich.

Essig? Gut, ich frage nicht, wozu.

Ich weiß es selbst noch nicht, sagt er in strengem Ton.

Ich verspreche ihm, dass ich versuchen werde, ihm etwas aufzuheben, wenn es anders nicht gehe, bekomme er die Portion von jemand anderem. Und es schade nicht, wenn er wisse, dass derjenige, über den wir zuvor gesprochen hätten, nicht daheim sei. Er komme gegen Abend aus dem Stummen Wald zurück. Wenn Fabritius also ungefähr zur Dämmerung in bequmem Tempo in Richtung der Anhöhen losgehe, dann werde er ihn wahrscheinlich am anderen Ende der Abraumhalde, in der Nähe des verlassenen Bergwerks antreffen.

Als sich der von den Wagen der Wasser- und Kiesleute aufgewirbelte Staub gelegt hat, ist auf einmal das Schreien der Esel zu hören und danach legt sich auf die Häuser eine heiße Stille. Zu dieser Stunde fällt jeder in Ohnmacht, das ist hier, unter den Hügeln des Paltin, die Stunde der Angst, des Todes. Ich suche Anatol Korkodus' Hängematte, binde sie im Garten zwischen zwei Pflaumenbäume und lege mich hinein.

Eine Weile starre ich den wolkenlosen Himmel an, während von den Blättern des Pflaumenbaumes kühles Wachs auf mich nieselt. Dann drehe ich mich auf die Seite. Die leichte Brise berührt das Laub kaum, der Schatten der Blätter erzittert auf dem zerzausten gelben Fell meiner Katze Tatjana. Die beiden Meerschweinchen, diese nervlichen Wracks, hocken in einer Ecke des Käfigs und schlottern.

Der gesamte Garten ist voll von grünem Summen und Schwirren. Wenn ich die Augen schließe, breitet sich in mir eine grundlose Freude aus und umschließt meine Seele. Ich schauke über der weichen Ewigkeit.

Das hält so lange an, bis die Näherin Aliwanka kommt. Sie bäckt den Milchzopf für diesen Tag, zu Anatol Korkodus' Ehren. Jetzt legt sie ihn, mit einem Tuch bedeckt, auf das Geländer der Veranda. Der Brombeerwein, der mich in den Schlaf begleiten wird, stammt noch aus dem Keller von Edmund Pochoriles. In dieser Nacht esse ich Milchzopf und trinke Brombeerwein.

Irgendwann, schon am späten Nachmittag, höre ich wieder das Torquietschen. Es ist Fabritius. Unter seinem Arm klappert die Tabla-Kassette. Er geht über den Hof, die Treppenstufen hinauf auf die Veranda. Er klopft, blickt hinein, dreht sich um, bleibt am Geländer stehen. Er sieht die Kettensäge, nimmt sie in die Hand, betrachtet sie, legt sie zurück. Er wirft einen Blick auf die in Öl gebackenen Brotscheiben auf den Tellern. Schließlich dreht er sich um zum Garten, sieht nun auch mich, wie ich mich in der Hängematte unter den Pflaumenbäumen ausruhe.

Er sagt, er sei in der Kirche gewesen. Habe die Sache mit ihm besprochen.

Ich setze mich auf und frage: Mit wem zur Hölle? Vorerst sollte es doch reichen, dass wir beide es wissen, nicht?

Fabritius deutet auf den Himmel. Immer, wenn er in Not sei, bekomme er von da oben Hilfe.

Ich stimme ihm zu, sage, ich hätte das Gefühl, ich auch. Dabei läse ich abends, statt zu beten, schon seit Langem die Geschichten von Eronim

Mox. Übrigens hätte ich anderthalb Flaschen Essig für ihn aufgehoben, ich wisse aber nicht, ob das reiche.

Das wisse er auch nicht. Er wisse nicht, ob er es überhaupt brauchen werde und wenn ja, wie viel. Er werde sehen. Er wisse nur, dass, als ein Stück Fleisch von Nadja Kapusztin in der Erdmiete einen Geruch bekommen habe, sie es in einen essiggetränkten Lappen gewickelt habe. Diese Sache könne ja jetzt auch eine Weile dauern. Man müsse auf alles vorbereitet sein.

Stimmt. Ist ja auch Sommer, es ist warm.

Fabritius öffnet die Tabla-Kassette und kippt die Steine auf den sonnengebleichten, regennassen Tisch. Dann versteckt er in der einen Hand einen schwarzen und in der anderen einen weißen.

Er sagt, ich solle wählen.

Ich frage ihn, ob er nicht zuvor etwas essen möchte. Wir könnten ein Meerschweinchen für ihn braten. Dann hätte ich wenigstens eines los. Man könne das ja nicht mit ansehen, wie ihr Atem rast und ihre blöden Nasen von morgens bis abends vor Angst zittern. Wenn sie keiner esse, werde ich ihnen am Ende noch einfach so eine kleine Grube graben müssen.

Fabritius sieht mich an und sagt, er sei nicht hungrig. Aber einen Spaten, einen kleinen leichten Spaten werde auch er benötigen.

Ich sage, gut, er solle sich einen auswählen, im Werkzeugschuppen finde er einige Feldspaten. Ich blicke zum Himmel. Noch gute anderthalb bis zwei Stunden. Wenn er dann losgehe, komme ihm derjenige bei den verlassenen Bergwerken genau entgegen.

Ja, sagt er, es sei noch etwas Zeit, er habe es sich auch so ausgerechnet. Erneut streckt er mir auf dem Tisch die beiden Fäuste mit den Steinen entgegen.

Ich sage, wir sollen lieber würfeln. Wer eine höhere Zahl würfle, beginne.

Er erwidert, das würde er mir nicht empfehlen, denn heute werfe er, was er wolle, er würde also auf jeden Fall gewinnen. Der Himmel sei mit ihm.

Gut, sage ich, sehen wir es uns an, das mache mich neugierig. Er solle, sagen wir, die vier und die sechs würfeln.

Er nimmt die Würfel, schüttelt sie und wirft. Vier und sechs.

Er wiederholt es: Das sei ein gutes Zeichen. Der Himmel stehe ihm heute in allen Angelegenheiten des Lebens bei.

Wir spielen schon seit einer ganzen Weile, es ist aber erst die dritte Partie. Wir sehen häufig vom Brett auf, blicken, ohne etwas zu sagen, mal hierhin, mal dahin und trinken dabei von meinem Festtagstrunk, dem Schlehdornschnaps. Ich schlage vor, zu Tric Trac, der schnelleren Variante zu wechseln. Aber damit kommen wir auch nur bis zum Ende der dritten Partie. Plötzlich streckt Fabritius die Hand in meine Richtung aus und sagt:

Sag mal, hättest du je so etwas von mir gedacht?

So etwas? Was?

Er winkt ab. Es gibt nichts mehr zu sagen.

Wir belassen es dabei. Fabritius glaubt, dass er heute einen guten Tag habe, das sagt er zumindest. Dann wird er mit seinen Angelegenheiten auch allein zurechtkommen. Auch beim Spiel sieht es, obwohl er kaum aufs Brett blickt, ganz danach aus, als würde er gewinnen.

Etwas später steht Jakab Gleznár am Tor. Obwohl er ganz leise gekommen ist, dreht sich Fabritius gleich um, sieht ihn argwöhnisch an und bekreuzigt sich.

Was ist mit dir los? Du bist Lutheraner.

Nicht mehr, sagt er.

Gleznár kommt nicht herein, er wartet darauf, dass ich ihm zuwinke als Zeichen, dass ich ihn gesehen habe. Da ich mich nicht rühre, winkt er mir schließlich zu.

Sein Gesichtsausdruck ist auf gleznársche Art rätselhaft, ein bisschen schelmisch betrübt. Er sagt, ich solle mit ihm gehen, er wolle mir etwas zeigen.

Jetzt gleich?

Ja, jetzt, wenn möglich, später ist es nicht mehr interessant.

Gleznár wohnt mit seinen Perlhühnern am Fuß des Hanges, in der Nähe der Czernvensky-Anlegestelle, auf dem vorletzten Grundstück. Wir gehen

an den Zwei Schnepfen vorbei, die Sommerküche, in der Nikita gewohnt hat, wird gelüftet, Tür und Fenster stehen weit offen. Über dem Hof liegt bereits der Schatten der Dämmerung, im Duft der frisch gewaschenen Wäsche sitzt meine Cousine Danczura auf der Treppe. Ich nenne sie meine Cousine, dabei ist sie es gar nicht. Das habe ich ihr auch einmal gesagt, aber sie will es mir einfach nicht glauben. Sie bemerkt mich, wie ich den Zaun entlanggehe, blickt sogar kurz auf, grüßt mich aber nicht, sie sagt gar nichts, hält den Kopf gesenkt. Stelian ist noch weit weg, er hat den Rückweg noch gar nicht angetreten, aber sie erwartet ihn schon.

Gleznárs Grundstück liegt an dem steilen Berghang, es ist voller Wildbirnen und am Zaun gibt es eine Reihe Johannisbeersträucher, gemischt mit Stachelbeeren. Doch am Tor empfängt uns nicht der Duft des Gartens, sondern ein beißender, bitterer Geruch wie vom Gebüsch am Waldrand, wo sich Wild aufhält. Gleznár geht vor, auf Zehenspitzen, als befürchtete er, dass das etwas, was er mir zeigen will, verschwindet. Er winkt mir neckisch lächelnd zu, ich solle ihm folgen. Er geht ums Haus, führt mich nach hinten zum Geflügelhof und bleibt stehen. Alles ist voller Federn, sie kleben im Schlamm, es ist, als spazierte man auf einer zerschlissenen grauen Decke. Nirgends ein Perlhuhn. Nur Federn, Federn überall.

Gleznár sagt, sie seien am helllichten Tag, am Nachmittag, in der Stunde des Todes hier gewesen. Er habe von der Veranda aus mit verschränkten Armen zugesehen: Es seien so viele gewesen, dass es ihm gar nicht in den Sinn gekommen sei, einzugreifen. Sie hätten den Boden unter der Scheune ausgescharrt und an einer anderen Stelle, gegenüber am Zaun, ebenfalls. Durchs eine Loch herein, durchs andere hinaus, damit sie sich in dem Gedränge nicht über den Haufen rannten. Sie seien auf Nummer sicher gegangen, hätten sich nicht einmal sonderlich beeilt. Das Perlhuhn sei kein Meister der Luft, keines von ihnen habe es bis auf die andere Seite des Zauns geschafft. Sie hätten alle mitgenommen.

Ich frage ihn, was er denke, was zur Hölle sie mit so vielen Hühnern auf einmal anfangen wollen.

Der Fuchs handle bedacht, vorausschauend, sagt er. Er denke an die Zukunft und vergrabe sie.

Es will nicht recht Abend werden, nur die Ecken des Gartens sinken in einen durchscheinenden, bläulichen Dämmer, während das träge Sonnenlicht immer noch über die wachsmatten Blätter des Pflaumenbaums flimmert.

Fabritius liegt mit Stiefeln in der Hängematte, die Mütze über die Augen gezogen. An den Stamm des Pflaumenbaums gelehnt, ein wenig schräg, steht die halbleere Flasche mit dem Schlehdorngest. Tatjana sehe ich nicht, sie ist nicht an ihrem Platz, im Gras, wo sie seit dem Morgen Wache gehalten hat. Dann erblicke ich sie doch: Ihr gelbes Fell schimmert hinter dem Drahtnetz und die Tür des Käfigs ist halb geöffnet. Vor ihr liegen zwei ohnmächtige Meerschweinchen. Sie wirft sie mit ihrer Pfote hin- und her, verpasst ihnen Stöße, und die beiden keuchen noch, wimmern, ihre Augen sind geschlossen und auf ihren feuchten rosa Nasen versammeln sich Ameisen.

Fabritius sagt, er habe den Käfig nur spaltbreit geöffnet, er sei neugierig gewesen, ob Tatjana es bemerke. Während er einen Blick zur Hängematte geworfen habe, um zu entscheiden, ob er sich zurücklegen solle, sei die Katze bereits drinnen gewesen. Wenn er sich richtig erinnere, hätte ich aber ohnehin gesagt, dass ich von ihnen die Nase voll habe. Oder hätte er damit auf mich warten sollen?

Ich winke ab, ach was, wo denke er hin. Ich schließe die Käfigtür, verriegele sie. Das bleibt auch so, ich werde sie nie wieder öffnen.

Ab nun solle Fabritius aber auf sich achten. Er solle klar im Kopf sein und eine sichere Hand werde er auch benötigen. Keinen Schluck solle er mehr trinken, er werde bald aufbrechen können. Die Säge finde er auf der Veranda. Am besten sei es, wenn er vorher eine Runde gehe, ein bisschen frische Luft werde ihm guttun. Und wenn er dann neben dem Grundstück von Klara Burszen vorbeikomme, zur Wiese des Paltin gehe, weiter, vorbei an den Thermalquellen und schließlich unter dem Plateau der Abraumhalde entlang, werde er an einem geeigneten Ort, in der Nähe des verlassenen Bergwerks dem Betreffenden begegnen. Wenn er noch nicht dort sei, solle er auf ihn warten. Und dann – das wolle ich nicht zweimal sagen – mit der Säge auf zum Waschhaus.

Er starrt mich an und sagt, er sei sich gar nicht so sicher. Vorbei am Grundstück von Klara Burszen, sage ich? Er wäre in Richtung der Czervensky-Anlegestelle gegangen. Ich erwidere streng:

Du weißt ganz genau, welchen Weg du gehen musst. Du tust jetzt nur so. So etwas kann ich nicht ausstehen.

Ich habe nur überlegt, wie ich die Sache angehen soll. Was würdest du ihm denn sagen?

Ich? Bei sowas sagt man, glaube ich, am besten gar nichts. Damit vergehen ja nur sinnlos kostbare Minuten. Du bist ein studierter Mann, verfügst außerdem über ein bisschen Lebenserfahrung, nun soll ausgerechnet ich dir Ratschläge erteilen? Und den Spaten kannst du vergessen. Das werden andere für dich erledigen.

Er starrt mich an, mit glasigem Blick, versteht es nicht.

Es reicht, wenn du kleinere Portionen machst und die auf der Wiese hier und da, an Baumstämmen oder unter Sträuchern liegenlässt. Falls du morgen früh auf die Idee kommen solltest, einen Spaziergang dorthin zu machen, wirst du nichts mehr vorfinden.

Ich soll also keinen Spaten mitnehmen, sagst du? Gut, wenn du meinst, lasse ich es.

Er klettert aus der Hängematte, streicht seine Kleidung zurecht, schüttelt die Blätter des Pflaumenbaumes ab. Er sieht sich um und sagt zögerlich:

Also, jetzt gleich? Ist die Zeit wirklich so vergangen? Ich weiß gar nicht, wenn du willst, können wir uns noch ein Weilchen über die Sache unterhalten. Ich finde, morgen ist auch noch ein Tag. Und übermorgen.

Ich schüttele den Kopf, mustere ihn, blicke zum Himmel: Morgen? Oder übermorgen? Das ist auch nur heute.

Seine Stirn glänzt, auch die Nasenspitze. Als ich seine Hand drücke, ist diese ganz feucht. Geh los, du bist ein anständiger Mann, sage ich. Meine Hand ruht auf seiner Schulter, so begleite ich ihn zum Gartentor. Er blickt sich im Gehen noch einige Male um, ich winke ihm zu und wünsche ihm, dass der Himmel bei ihm sei.

Es ist schon spät, aber der Tag will nicht zu seinem Ende kommen. Am westlichen Himmel ist der rote Streifen des Sonnenuntergangs zu sehen, während sich im Osten schon etwas wie ein gelbliches Dämmern zeigt. Weit oben über mir glänzt eine perlmuttfarbene Wolke, aus ihr rieselt, als wäre es das seidene Flüstern des Jenseits, leises Rauschen auf das Tal der Jablonka. Es ist ein beunruhigendes Zwitschern, wie wenn kleine Perlen in einer Samtschatulle herumkullern. Heimatlose Vögel kreisen um die Erde, ohne jemals zu landen. Die Seidenstare aus dem Starenmärchen von Eronim Mox.

Doch kein anderer hört das mehr, hinter den geöffneten Fenstern und Türen wogen schon lange nur noch die Stimmen des Schlafes.

Als ich mich mit meinem Körbchen, darin dem Milchzopf und dem Wein, auf den Weg zu Anatol Korkodus und den Lakantuskäfern mache, in die Nacht der Thermalquelle Nummer zwei, gehe ich noch ein letztes Mal am Man-Gold-Hof vorbei.

Nika Karanika steht im Zimmer, hinter dem geschlossenen Fenster, im Schatten der stacheligen Schlehdornzweige. Sie sieht mich, öffnet aber nicht die Fenster. Sie hält den Zeigefinger vor den Mund: Es gibt nichts mehr zu sagen. Trotzdem nähert sie sich weich und langsam dem Fenster, in dem Dämmer werden ihre beerenfarbenen Augen größer, all ihre Züge werden größer, schließlich presst sie, den Mund halb geöffnet, die glänzende Zungenspitze an die Scheibe.

Nika Karanikas Zunge aus dem Kochbuch von Eronim Mox. Das Märchen vom Geschmack des Speichels.

Vom schlotternden Fabritius, den schleichenden Füchsen von Damasskin Nikolsky, vom Milchzopf und dem Wein, dem Brigadier Anatol Korkodus, der auf der nebligen Paltinsky-Wiese in den blauen Gewässern der Ewigkeit schwebt.

Das Märchen von den Seidenstaren, von dem am Himmel perlmuttfarben schillernden Buchstaben N, den in ewiger Dämmerung versunkenen letzten Tagen.

Und der Speichel des Glücks rinnt, strömt lauwarm, durch das Fenster hindurch, macht sich in meinen Gliedern breit, pulsiert betörend am unteren Ende meiner Wirbelsäule, bis er sich mir plötzlich heiß über die Oberschenkel ergießt, kühl die Beine hinunterläuft, bis unter meine Fußsohle, eiskalt.

OceanofPDF.com

13. (GUSTY)

Anatol Korkodus hat einmal erzählt, dass man auf dem Wochenmarkt von Velky Lukanar die Leute aus Verhovina, besonders die aus Jablonska Poljana, an ihrem Gestank erkenne. In dieser Hinsicht ist mit uns wohl wirklich etwas nicht ganz in Ordnung, das merkt man schon daran, dass, wenn ein Fremder zu uns kommt und sich hier niederlässt, er sich eine Weile die Nase mit einem Taschentuch zuhält und manchmal Stunden braucht, um sich zu erholen, sich an unsere Nähe zu gewöhnen und vor allem an die Luft, die ihn umgibt und die er, mangels einer anderen, von nun an auch wird einatmen müssen.

Jablonska Poljana ist von den Thermalquellen der Paltinsky-Wiese umgeben, deren Wasser nicht nur warm ist, sondern auch etwas trüb, einen Pilzgeschmack hat, etwas salzig und stark schwefelhaltig ist. Die Dampfschwaden schweben Tag und Nacht über der Wiese, und wenn er nicht von einem rauen Nordwind weggeweht wird, legt sich ein betäubender bräunlicher Dunst übers Tal, über alle Höfe, dringt in die Häuser ein, in die Speisekammern, die Kleiderschränke und in die hintersten Winkel jeder Schublade. Hier gibt es keine andere Luft, wir leben von der Luft der Paltinsky-Wiese, baden im stark riechenden Wasser der Thermalquellen, waschen unsere Kleidung darin. Nachts dringen die Gase in unser Gehirn, belagern unsere Träume und wir erwachen im Morgengrauen mit Erinnerungen an Offenbarungen. Aber wir haben uns daran gewöhnt und würden unser Schicksal gegen kein anderes tauschen.

Als ich vor Jahren an einem nebligen Morgen aus der Lokalbahn stieg und der duftende Holzrauch der Lokomotive verflog, wurde auch ich von dem beißenden Geruch der Thermalquellen empfangen. Das ist lange her. Hier

fahren keine Züge mehr, auf der Böschung wachsen Birken und Haselnusssträucher und die meisten Schienen fehlen.

Die Person, die jetzt an einen Holzhaufen gelehnt auf dem Hof der ehemaligen Wasseraufsichtsbrigade um Atem ringt, ist mit einer von einem Pferd gezogenen Zweiradkutsche gekommen. Sie sitzt im Schatten auf einem Baumstumpf, die Nase in ihre Kleidung gegraben, durch die hindurch sie atmet und darauf wartet, sich an unsere Luft zu gewöhnen, damit wir uns auf den Weg zur Paltinsky-Wiese machen können.

Der Mann trägt eine Schildmütze in Pepita, unter der Jacke – auf deren Tasche, wie bei den Soldaten, sein Name gestickt ist: Gusty – ein gebügeltes Hemd, ihn umgibt der Duft feiner Seifen, seine Hand ist glatt, die Nägel gepflegt, das Gesicht rasiert und er hat sich wohl vor Kurzem die Haare schneiden lassen. Er hat eine Seitentasche dabei, einen mit der Aufschrift *Nikon* versehenen kleineren Leinenrucksack und eine Kunstledertasche mit Klettverschluss, aus der nach unten drei Aluminiumstäbe herausragen. Irgendeine Art Ständer.

Er sagt, er werde das sumpfige Plateau über den Häusern fotografieren, detailliert, aus allen Winkeln, das gesamte Gelände, wo die Thermalquellen entspringen.

Die Zweiradkutsche steht vor dem Tor, das Pferd ist ausgespannt und grast auf dem Hof.

Ich frage den Mann, ob ihn der Hilfsbischof geschickt habe oder vielleicht der Aufsichtskommissar Kodrin, aber der mit *Gusty* beschriftete Fremde schweigt, sieht mich nur an, mit einer gewissen Neugier, offenbar hat er noch nie von denen gehört, von denen ich spreche, nicht einmal von der Aufsichtsbehörde. Als ich ihn frage, für wen er denn arbeite, sieht er mich wieder nur verständnislos an. Schließlich fragt er mich nach meinem Namen.

Adam, sage ich.

Hören Sie zu, Adam. Sie kennen sie nicht.

Er bittet um etwas Trinkwasser und wischt sich die Stirn mit einem feuchten Taschentuch ab.

Ich würde mich freuen, wenn Sie mich begleiten könnten, sagt er. Mir ist ein bisschen schwindelig, ich möchte Sie bitten, das hier zu tragen. Er zeigt auf den Ständer in der Kunstledertasche. Es wäre gut, wenn wir bis Mittag fertig wären.

Ich sehe zum Himmel und lasse meinen Blick dann langsam und unwillig über den Hof schweifen.

In letzter Zeit habe ich keine besonders große Lust, irgendwohin zu gehen, sage ich. Ich weiß gar nicht, worauf das Ganze hinausoll. Haben Sie ein kleines Geschenk mitgebracht?

Hätte ich eines mitbringen sollen? Das wurde mir nicht gesagt.

So etwas spürt man.

Er breitet die Arme aus und blickt verlegen in Richtung der Anhöhen. Zwischen dem Gewebe der knospentragenden Bäume sieht man bis hin zu den sumpfigen Plateaus, zur Paltinsky-Wiese, dahinter dämmern aus dem Nebel die düsteren Spitzen der Medwaya hervor.

Nun benetzt er sein Gesicht, streicht sich auch über den Nacken, trinkt ein paar kleine Schlucke aus der hohlen Hand. Er räuspert sich, würde gern den bitteren Schleim loswerden, der sich in seinem Hals angesammelt hat, spuckt verstohlen in sein Taschentuch. Schließlich sammelt er sich doch, steht auf, gut, sagt er, nun sei er bereit, wir könnten gehen.

Auf einmal sagt er, er sei früh am Morgen, ohne etwas gegessen zu haben, aufgebrochen, habe auch nichts mitgebracht, da er sich gedacht habe, er werde hier einen Kaffee trinken und etwas zwischen die Zähne bekommen, es wäre also gut, am Wirtshaus vorbeizugehen.

Das wird schwierig, sage ich. So etwas gibt es bei uns nicht.

Er sagt, er wisse aber von einer Schänke und im Augenblick würde er sich auch schon mit einer Tüte gefüllter Eugénia-Kekse begnügen, um bei der Arbeit zumindest etwas Kleines essen zu können. Das Fotografieren werde einige Stunden in Anspruch nehmen.

Es tue mir leid, aber ich müsse klarstellen: Er werde hier nichts essen. Die Läden hätten geschlossen und was die Menschen an Vorrat hätten, äßen sie selbst. Für Amtsleute, verirrte Wanderer würde ich, wenn man mich darum bitte, manchmal ausnahmsweise eine Lebbencs-Suppe kochen, für

vierzig bis fünfzig Coupons oder für ein besseres Kleidungsstück, von dem die Person sich zu trennen bereit sei. Doch wenn ich ihn jetzt begleiten müsse, werde es niemanden geben, der sie zubereiten könne.

Da ich sehe, dass er mich nur verstört, zweifelnd anstarrt, dränge ich ihn ein bisschen:

Kommen Sie, die Zeit rennt, wenn ich Sie schon begleiten muss, möchte ich es so schnell wie möglich hinter mich bringen. Es dauert eine Weile, bis wir bei allen neun Thermalquellen des Sumpflandes waren.

Neun? Ich weiß nur von acht.

Aber ich spreche von neun. Es ist eine andere Frage, dass wir nur das Wasser von acht Quellen verkauft haben. Eine Zeit lang hat man das warme Wasser mit Tankwagen hier abgeholt, doch natürlich kühlte es ab, bis man damit irgendwo ankam. Anatol Korkodus könnte sagen, wozu das irgendwer gebraucht hat, aber er lebt nicht mehr.

Man hat es getrunken, erwidert Gusty.

Schon möglich. Eine Frage des Geschmacks. Aber das Wasser der Thermalquelle Nummer zwei kann man für nichts gebrauchen. Es ist bitter und alles, was hineinfällt, wird nach einer Weile blau. Wenn man zum Beispiel einen Stab hineinsteckt, lagern sich darauf nach einer gewissen Zeit blaue Kristalle an, die man, nachdem sie getrocknet sind, ablösen kann. Und wenn man den Stab wieder hineinsteckt, wiederholt sich das Ganze. Anatol Korkodus hat gesagt, wenn wir einmal in Geldnot geraten, hängen wir nur noch Stäbe ins Wasser, verkaufen bis an unser Lebensende die blauen Kristalle und bringen unser Geld auf die Bank.

Doch diesen Menschen namens Gusty interessiert die Sache mit den blauen Kristallen nicht. Er sagt nur: Dann handelt es sich in Wirklichkeit doch um acht Quellen. Er fragt noch, von wem ich spreche, wer es sei, den ich nun schon zum zweiten Mal namentlich erwähne.

Mein Pflegevater. Er war hier der Brigadier. Aber man hat ihn umgebracht.

Das kann nicht sein, erwidert er.

Sie wundern sich? Das steht Ihnen nicht.

Er mustert mich lange mitleidig und sagt:

Adam, Adam.

Auf dem Weg zur Wiese des Paltin kommen wir am ehemaligen Wirtshaus vorbei. Auf dem Hof, an die leere Hundehütte gelehnt, liegt Danczura, die Frau, die sich lange für meine Cousine gehalten hat. Die Beine breit, die Augen geschlossen, als würde sie schlafen. Doch sie schläft nicht, manchmal blinzelt sie, ihre Bluse ist voller Schmetterlinge, denen lauert sie auf. Ab und zu liest sie einen von ihrer Brust auf.

Gusty bleibt stehen, beobachtet sie.

Ich gebe ihm zu verstehen, dass es hier nichts zu sehen gibt und wir weitergehen sollen. Ich gehe sogar vor, soll er mir doch ruhig hinterherrennen. Er trottet mir im Abstand von einigen Schritten hinterher und wirft immer wieder einen Blick zurück, fragt sich wohl, ob er richtig gesehen habe. Mich sieht er auch einige Male fragend an, fragt aber nichts. Er bemerkt, dass er morgen vielleicht noch einmal kommen müsse, dann werde er auch einige belegte Brote mitbringen, ein Erfrischungsgetränk und in einer Thermoskanne Kaffee. An mich werde er auch denken, worüber ich mich denn freuen würde, will er wissen.

Schon wieder das Essen.

Ich solle es ihm sagen, es sei eine aufrichtige Frage gewesen. Er habe an Brote mit Sommersalami gedacht, etwas Apfelsaft würde er auch mitbringen und eine Tüte Eugénia-Kekse.

Ich bleibe stehen, sehe ihm in die Augen und sage: Er könne mitbringen, was er wolle. Doch ich wisse immer noch nicht, wer ihn geschickt habe.

Diejenigen, die ihn geschickt hätten, dachten an die Zukunft des Ortes. Und wenn wir schon darauf gekommen seien, würde es ihn interessieren, wie viele Menschen hier noch wohnten.

Ich habe es nicht gezählt. Wir sind noch einige. Ein oder zwei Dutzend, um genau zu sein.

Und wo sind diese Leute jetzt?

Es ist nicht ihre Gewohnheit, sich zu zeigen. Sie schlafen und so.

Er frage wegen der Arbeitskraft. Er könne sich vorstellen, dass sie sich über ein bisschen Einkommen freuen würden.

Wollen Sie die Wahrheit wissen? Wenn keiner hierherkommen würde, darüber würden sie sich freuen.

Wir gehen am Grundstück des Boursin-Hofes vorbei zur Paltinsky-Wiese. Vom Rande des Plateaus haben wir einen Blick auf das gesamte Sumpfland, bis zu den Füßen des Paltin, dem unteren Ende des mit Zwergbirken und Haselnusssträuchern bewachsenen Hanges, unter dem in einer langen Reihe die Thermalquellen entspringen. Am anderen Ende der Wiese ist bereits die Abraumhalde, auf der zwischen den frischen Trieben von Brennessel, Minze und Klette Erzklumpen glänzen.

Es weht kein Wind, der Dampf der Thermalquellen legt sich über das morastige Gelände, die Schwaden senken sich zwischen das sprießende Gras und Ried. In den Gärten unter uns treiben die Pflaumenbäume gerade erst Knospen, zwischen dem Gewebe der nackten Äste leuchten die Dächer von Jablonska Poljana. Dahinter sind in der Ferne die nebligen Höhen von Nikolina zu sehen, links davon flacht die Landschaft ab, bis in eine lila Unendlichkeit.

Gusty setzt den Rucksack ab, holt aus der Tasche eine Karte hervor, schlägt sie auf, breitet sie auf dem Boden aus und obwohl nicht das kleinste Lüftchen weht, beschwert er alle vier Ecken mit jeweils einem Stein. Er hat auch einen Kompass dabei und dreht die Karte so lange, bis ihr Rand parallel zum Zeiger verläuft. Er reißt einen langen, geraden Grashalm heraus, bewegt ihn über der Karte mal in die eine, mal in die andere Richtung, wobei er immer wieder aufblickt, zu den umgebenden Anhöhen und Gipfeln.

Er lässt sich von mir die Kunstledertasche geben, öffnet sie, holt auch die Nikon aus dem Leinenrucksack, schraubt sie auf den Ständer, öffnet die Beine, drückt die Enden in den Boden, richtet sie so lange aus, bis die Blase der Wasserwaage in der Mitte ist. Er schaltet den Apparat an, wartet, bis das Objektiv hervorkommt. Am hinteren Teil des Apparates befindet sich eine matte Glasscheibe, ein kleines Fenster, in dem die gesamte Paltinsky-Wiese zu sehen ist und dahinter noch ein recht großer Ausschnitt von dem unteren Teil des Hanges. Gusty dreht den Apparat langsam, hält bei manchen Stellen für eine Weile inne. An der rechten Seite gibt es einen kleinen Arm,

diesen bewegt er nach links und rechts, holt mal diese, mal jene Stelle näher heran. Er macht einige Bilder und ruft sie dann auf dem Bildschirm gleich ab. Aus allen Blickwinkeln macht er mehrere Aufnahmen und nach jeder notiert er sich etwas in einem Heft. Eine Weile fotografiert er, dann dreht er sich plötzlich um und bedeutet mir mit gekrümmtem Zeigefinger, zu ihm zu kommen.

Er sagt, während er mit dem Apparat über die Wiese geschweift sei, seien ihm am Fuße der Sträucher und Bäume mehrere Holzkreuze aufgefallen, auf denen immer die gleiche Aufschrift zu sehen sei: STLN 2011. Man könnte glauben, sie markierten verschiedene Parzellen, doch die Nummer ändere sich nicht, auf jedem Holzkreuz stünden die gleichen Buchstaben und gleichen Zahlen. Wo sei denn dann der Sinn des Ganzen?

Das sehe er richtig, sage ich. Was er sehe, seien kleine Grabkreuze. Sie bedeuteten nichts anderes als das, was draufstehe. Wir in dieser Gegend benutzten keine Vokale. Wir schreiben mit Konsonanten, den Rest denke sich jeder dazu. STLN – das sage ihm nichts? Nein? Dann gebe es nichts mehr zu sagen.

Er versteht es nicht, belässt es aber dabei. Er geht los, macht ein paar Schritte auf der sumpfigen Wiese, springt einige Male. Dann sieht er mich neugierig an und sagt:

Wie Gummi. Wovon zur Hölle ist das so elastisch?

Es ist voller Gase. Wenn Sie einen Stab hineinstecken, geht er von allein unter, der Boden verschluckt ihn einfach.

Oha. Ist das Ihr Ernst? Das ist gut zu wissen, bevor die Bauarbeiten beginnen.

Was soll das heißen?

Wir ziehen hier ein paar Häuser hoch. Wissen Sie, wegen des warmen Wassers.

Ist das mit irgendwem besprochen?

Er sieht mich wieder nur verwundert an, versteht meine Frage nicht. Offenbar ist es besprochen. Oder auch nicht.

Er fotografiert noch eine Weile, zum Schluss blickt er zufrieden auf, die Hände in die Hüften gestemmt, sieht er sich um, bis sein Blick am Ende des

Plateaus ruhen bleibt. Er guckt sich die Abraumhalde an.

Lassen Sie uns mal dorthin gehen. Wie ich sehe, hat man den Ort da drüben genau für mich erfunden.

Es dauert eine gute Stunde, bis wir am Rande der feuchten Wiese, die Fallen des Sumpflandes umgehend, wortlos am anderen Ende des Plateaus ankommen. Gusty klettert auf die Halde, ich ihm hinterher, mit dem Ständer, darauf dem Apparat. Von der kleinen Anhöhe hat man einen guten Ausblick auf die gesamte Paltinsky-Wiese. Gusty öffnet den Ständer, stellt den Apparat ein und macht nun aus dem neuen Blickwinkel Bilder.

Aus irgendeinem Grund mögen alle diesen Ort. Am Ende seines Rundgangs hat Anatol Korkodus stets einen kleinen Umweg hierher gemacht, hier hat er mehrere Male den Vagabunden mit dem Pferdegesicht angetroffen, Damasskin Nikolsky ist im Anzug und Halbschuhen hier herumgelaufen und auch der Verwaltungskommissar Kodrin hat seine Gäste einmal hierhergebracht, damit sie sich umsahen.

Als er mit dem Fotografieren fertig ist, geht Gusty zum Ende der Anhöhe, steht wieder nur da, die Hände in den Hüften, sinniert. Ohne etwas zu sagen, starrt er die düsteren Gipfel an, macht sogar einige zögerliche Schritte nach vorn, als würde er erwarten, sie von dort aus besser zu sehen.

Ist gut, Adam, nun komme ich auch allein zurecht. Ich dachte mir, ich bestelle so eine Lebbencs-Suppe bei Ihnen. Und was war das noch mal mit der Quelle mit den blauen Kristallen, von der Sie erzählt haben? Die würde ich mir noch ansehen.

In Ordnung, sage ich, dorthin begleite ich Sie noch und zeige Ihnen etwas. Ich zeige Ihnen die Lakantuskäfer.

Ist das etwas Besonderes?

Auf der ganzen Welt gibt es sie nur hier, in der Thermalquelle Nummer zwei. Sie fressen das im Wasser enthaltene Kupfer, davon kommt der klingende Ton, wenn sie aneinanderstoßen, klimpern und funkeln sie wie Münzen, sie sprühen richtig Funken und durch die Entladungen hängt über der Quelle nachts eine Art blaugrüne Glocke. In dieser Quelle überlebt kein einziges Lebewesen, außer den Lakantuskäfern. Sie mögen diese dichte,

tödliche Lösung. Und was den Preis der Suppe betrifft: Auf Bargeld lege ich keinen Wert, aber über Ihre Mütze würde ich mich freuen.

Wir gehen los. Der Ständer, darauf der Apparat, daneben die Tasche, bleiben auf der Halde.

Unterwegs fragt er mich:

Sie klimpern, sagen Sie? Ich habe gelernt, dass aus dem Wasser kein Ton herauskommt. Ich möchte nicht, dass Sie mich auf die Schippe nehmen.

Wir sind nicht gleich. Jemand mit schlechtem Gehör bekommt es vielleicht nicht mit.

Die Thermalquelle Nummer zwei ist nicht die zweite, sondern die dritte in der Reihe und sie befindet sich auch nicht unmittelbar am Fuße des Hanges, sondern fern von den anderen, am näher zur Siedlung liegenden Rand der sumpfigen Wiese. Man gelangt zwischen bunten Pfützen, auf einem unberührten, verwilderten Pfad dahin. Das ist das einzige Becken, das nicht umzäunt werden musste, an seinem Rand wächst kein Ried, auch keine anderen Pflanzen, die lauwarmes, feuchtes Klima mögen, und die wilden Tiere machen ebenfalls einen Bogen darum. Damals hat Anatol Korkodus um die anderen Becken herum Pfähle einschlagen und diese mit einem Draht umspannen lassen, weil die Dachse in dem warmen Wasser badeten, wegen der Flöhe. Sie hatten herausgefunden, dass sie nur in das warme Wasser gehen mussten, um sie loszuwerden. Doch das ist lange her, seitdem haben sie die Drahtnetze durchgenagt und bei Abenddämmerung sieht man sie wieder, wie sie an den Becken ihre Pelze ausschütteln.

Das Becken der Quelle Nummer zwei ist am tiefsten und hat den größten Umfang, wenn man darin baden könnte, bräuchte man vier oder fünf Züge, um durchzuschwimmen. Seit dem letzten Herbst liegt Birkenlaub darauf, gelb bedeckt es die gesamte Wasseroberfläche.

Ich gehe zurück zur Thermalquelle Nummer drei, um einen Drahtbesen zu holen. Mit diesen langstieligen Besen haben wir früher immer das Laub und die vom Wind herbeigewehten Zweige von der Wasseroberfläche gefischt, damit die verfaulten, schleimigen Reste der Blätter die Leitungen nicht verstopften und das Sonnenlicht bis zum Boden der Quelle durchdringen konnte. Doch das Wasser der Thermalquelle Nummer zwei

benutzten wir nicht und reinigten die Wasseroberfläche nur im Frühling, nach der Schneeschmelze.

Unter den gelben Birkenblättern liegt bereits das blaue Versteck des Jenseits. Ich schiebe die Blätter mit dem Besen beiseite, darunter glänzt das seidig dampfende Wasser dunkelblau, ja, schwarz. Als die Öffnung sich vergrößert, tauchen zwischen den gelben Blättern der Himmel und die vom Wind getriebenen Wolken auf.

Gusty beugt sich über den Wasserspiegel, betrachtet darin aber nicht die davoneilenden Wolken.

Sogar das Laichkraut darin ist blau, flüstert er. Ich werde Sie darum bitten, mir ein wenig davon abzureißen.

Das können Sie vergessen. Das ist kein Laichkraut. Das ist der Bart von Anatol Korkodus. Wissen Sie, in dem Wasser gibt es etwas, wovon die Haare und der Bart des Menschen weiterwachsen.

Wer ist dieser Anatol Korkodus?

Das haben Sie mich schon gefragt. Ich sage es nicht noch einmal. Eine Person, die wollte, dass wir sie hier zur letzten Ruhe betten. Wenn Sie etwas weitergehen, sich auf den Stein dort stellen und so ins Wasser blicken, dass Sie die Spiegelung des Himmels nicht sehen, werden Sie in der Tiefe einen blauen Frischling entdecken. Rechts von ihm ruht Anatol Korkodus. Wenn Ihre Augen sich daran gewöhnt haben, erkennen Sie auch sein Gesicht. Auf der menschlichen Haut lagert sich der Kristall nicht an, die bleibt weiß.

Sagen Sie noch einmal, was soll ich machen?

Sie haben es genau gehört, ich sage es nicht noch einmal. Sehen Sie es sich so lange an, wie Sie wollen und ich gehe und koche die Lebbencs-Suppe. Wenn Sie davon genug haben, kommen Sie einfach nach. Entlang der Gärten finden Sie nun auch allein zurück.

Ich steige durch Gleznárs verlassenen Garten zur Siedlung hinunter. Als ich am Zaun vorbeikomme, reiße ich ein bisschen von dem dort wachsenden Wiesensauerampfer, eine Handvoll Bärlauch und einen Bund Brennnesselblätter ab.

Die Zweiradkutsche steht vor dem Tor, das Pferd zwischen den Pflaumenbäumen im Garten.

Mit in Streifen geschnittenem Speck brate ich die kleinen Nudelblätter an, gebe den Bärlauch dazu, wenn es bereits etwas braun ist, die Brennesseln und den Sauerampfer, streue ein wenig Mehl darüber, rühre es eine Weile um, brate es weiter und bevor ich es mit Wasser aufgieße, gebe ich noch Paprikapulver dazu. Die Lebbencs-Suppe ist fertig, wenn die Nudeln weich sind. Dann decke ich den Topf ab und ziehe ihn an den Herdbrand.

Da es schon weit nach Mittag ist und von Gusty keine Spur, gehe ich durch Gleznárs Garten zurück zur Wiese.

Von Weitem schon sehe ich, dass der Ständer mit dem Apparat nicht am Ende der Halde ist, wo wir ihn gelassen haben.

Gusty steht in seiner schwarz-weiß karierten Mütze am Rand des Beckens, vor ihm der Ständer, darauf der Apparat, ein wenig nach vorne geneigt, schräg ins Wasser, direkt auf Anatol Korkodus gerichtet. Auf dem Boden neben Gusty und seinem Nikon-Rucksack liegt eine abgeschnittene blaue Strähne, die er für Laichkraut gehalten hatte. Sie sieht aus wie ein paar in blauen Kristallzucker gewälzte feuchte Fäden.

Gusty hört das Schmatzen des sumpfigen Bodens hinter sich, aber er arbeitet und kümmert sich nicht um Geräusche. Er dreht sich auch nicht um, als er wohl schon meinen Atem im Nacken spürt. Er drückt nur immerzu auf die Knöpfe seines Apparats.

Anatol Korkodus Haare und sein Bart wogen sanft unterm Wasser wie Laichkraut. Eine Strähne davon liegt am Ufer, neben der Hülle der Nikon.

Als ich dem Ständer einen Tritt versetze, bleibt Gusty noch einen Moment wie erstarrt stehen, vielleicht glaubt er gar nicht, was er sieht: Weich platscht der Apparat ins Wasser und versinkt.

Wenn er ihn noch brauchen sollte, solle er ihn sich holen, sage ich.

Er sagt kein Wort, zieht sich keuchend aus. Die Jacke wirft er weit fort, schleudert die Schuhe weg, reißt sich das Hemd vom Leib, steht in Unterhosen, Unterhemd da, watet ins Becken und versinkt bis zum Hals

zwischen den sanften Dampfzünglein des Thermalwassers. Plötzlich dreht er sich zu mir um und starrt mich an, wobei ihm die Augenbrauen in die Höhe springen.

Es ist tief, sagt er in so weichem Ton, als würde er nur die Luft aus dem Mund lassen.

Ich nicke. Natürlich ist es tief.

Und dann, als er in dem verfaulten Laub, das den Boden des Beckens bedeckt, einsinkt, flüstert er noch:

Ihre Hand. Reichen Sie mir Ihre Hand, Adam.

Ich komme nicht bis zu Ihnen. Sie sehen doch auch, dass meine Hand nicht bis zu Ihnen reicht.

Er bittet mich nicht, sieht mich nur verwundert an, mit weit aufgerissenen Augen, gibt keinen Laut von sich, könnte es aber auch kaum, denn sein Mund ist voll mit dem Wasser der Thermalquelle Nummer zwei. Eine Weile würde er es sogar noch hinunterschlucken, doch der beißend bittere Geschmack lähmt ihm die Zunge, derart, dass er das Wasser nicht einmal mehr ausspucken kann.

Zwei oder drei stumme Blasen steigen auf, bevor er geräuschlos versinkt. Dort, wo er war, sind noch eine Weile sanfte Wasserringe zu sehen, die kleinen Wellen spülen die schwarz-weiße Mütze ganz langsam in Richtung Ufer. Der, dem sie gehört hat, ist unter der Wasseroberfläche gar nicht mehr zu erkennen. Dabei habe ich ihn nicht einmal berührt.

Dann glättet sich die Wasseroberfläche wieder, die Wolken erscheinen, jagen am Himmel von Nordwest nach Südost.

Auch die beiseitegeschobene Laubschicht bewegt sich, schließt sich allmählich über dem Wasserspiegel. Ich bin nicht in Eile, warte, bis der dunkelblaue Himmel unter dem gelben Gewebe der Blätter verschwindet.

Nachdem Eronim Mox in seiner Geschichte die Zubereitung von Vogelmilch vorstellt und besonders auf die an der Oberfläche schwimmenden kleinen Schaumwölkchen eingeht, kommt er, wer weiß, wieso, auf die Zeit zu sprechen, in der es keine Menschen mehr auf der Erde geben wird. Diese Wolken werden dann immer noch genauso über den

Himmel jagen, wie wenn es jemanden gäbe, der sie von unten bestaunte. Wozu das dann noch geschieht, darüber verliert er kein Wort.

Von Weitem schon sehe ich Brigitta Konuvalov, die Ellbogen aufs Fensterbrett gestützt. Die Diamanten auf ihren beiden Schneidezähnen funkeln. Sie sieht mich auch, winkt und ruft mir zu:

Hallo, Adam! Es ist Samstag. Sie haben mir das Waschhaus nicht geöffnet.

Und als würde ich nicht hören, was sie sagt, deutet sie mit breiten Armbewegungen in Richtung des öffentlichen Waschhauses.

Ich rufe zurück:

Samstag?

Brigitta Konuvalov badet jeden Samstag. Samstagmittag öffne ich ihr das Waschhaus, lasse das kalte Wasser aus der Leitung, warte, bis allmählich warmes aus dem Hahn fließt und bleibe dort, bis sie fertig ist. Sie bittet mich meist, ihr den Rücken zu waschen.

Samstag, ruft sie. Natürlich ist es Samstag.

Ich weiß nicht, wie sie darauf kommt. Ich glaube, sie denkt sich das nur aus, wenn ihr gerade nach einem Bad ist. Aber ich diskutiere nicht mit ihr.

Gut, dann erwarte ich Sie in einer halben Stunde. So viel Zeit braucht es, bis das abgekühlte Wasser aus den Leitungen fließt und aus dem Hahn endlich warmes kommt.

Ich öffne das Waschhaus und drehe den Hahn der Wanne, in der Brigitta Konuvalov baden wird, auf. Zum Baden dient hier eine einzige Wanne, all die Steintröge entlang der Wand sind nur zum Wäschewaschen da. Die Wanne hat noch Anatol Korkodus vom Hilfsbischof von Lemberg bekommen. Sie ist leicht oval, beinah schon rund, so dass ein Mensch, zum Beispiel Brigitta Konuvalov, bequem Platz darin hat. Sie wurde aus blassblauem Marmor gehauen, die Äderung ist grauweiß, unter dem Rand läuft ein schwarzer gestrichelter Streifen entlang. Angeblich wurde sie früher einmal in Iwano-Frankiwsk, in der Basilika des Heiligen Chrysostomos als Weihbecken benutzt. Iwano-Frankiwsk ist eine große

Stadt, und in das Becken konnten wohl zehn bis fünfzehn Leute gleichzeitig die Hand hineintauchen.

Wie schon gesagt, eine gute halbe Stunde. So viel braucht es, bis die Ablagerungen aus den Leitungen gespült werden, sich das Rohr aufwärmt und die Wanne mit warmem Wasser gefüllt ist. Doch nachdem die Wanne schon halbvoll ist, lasse ich meist noch etwas Wasser hinauslaufen, damit die zweite Hälfte für Brigitta Konuvalov schön warm ist.

Als sie ankommt, ist die Wanne halbvoll. In letzter Zeit, seitdem es Frühling ist, trägt sie eine fleckige, mottenzerfressene Samtweste in Ukrainisch-Grün, die sie wohl in irgendeiner muffigen Kiste gefunden hat. Die Weste ist eng, drückt ihre Brust weit nach oben, die beiden Hügel mit dem lila Adernetz erheben sich unter ihrem Kinn, als würden sie ihr direkt aus den Schultern wachsen. Seitdem sie ihre Geliebte, Zsedu Baba, verloren hat, denkt sie sich immer neue närrische Kleidungen aus, als würde das irgendjemanden kümmern. Aber hier gibt es niemanden mehr, der Lust auf sie bekommen könnte.

Sie sagt:

Ich habe Sie heute Morgen mit einem Fremden, der einen Rucksack trug, die Straße der Infanteristen entlanggehen sehen. Was wollte der denn hier?

Ich sehe sie unverwandt an und frage:

Heute?

Gut, wenn Sie nicht wollen, müssen Sie es nicht erzählen.

Sie zieht die Weste aus, die Bluse, schlüpft aus dem Rock, streift die Strumpfhose ab und schon ist sie ganz nackt. Ihre Brüste, aus der Umklammerung der Weste befreit, hängen schlaff hinab. Auch das Fleisch an den Oberschenkeln hängt, der Bauch ebenfalls, das Moos darunter hat sich stark gelichtet. Sie wirft mir trotzdem einen Blick über die Schulter zu, die Spiegelzähne blitzen mich an, bevor sie in die Wanne steigt.

Das warme Wasser läuft inzwischen weiter, ich drehe den Hahn nicht zu, auch nicht, als es ihr bereits über den Bauchnabel steigt. So wartet sie auf mich, sitzend, mir gegenüber, mit dem Rücken zur Wand. Sie ist der Meinung, das sei die für alle Beteiligten begehrenswerteste Art, den Rücken

zu waschen. Ich glaube, sie hat recht. Man beugt sich über sie, stützt sich mit einer Hand sanft auf ihrer Schulter ab, beugt sich weiter, über ihren Kopf, wobei man sie mit einem Arm fast umarmt, sie dann mit bequemen Bewegungen abreibt, angefangen beim Hals, hinunter bis zu den Pobacken.

Sie gräbt ihren Kopf währenddessen unter meinen Bauch, zwischen die Beine.

Es ist schon zweimal vorgekommen, dass sie nach den Knöpfen gegriffen hat, sie lösen wollte, und ich ihr einen Klaps auf die Hand geben musste. Es kam sogar vor, dass sie es mit den Zähnen versuchte. Na, mir nur einmal einen blasen, mit etwas anderem rechne sie schon gar nicht mehr. Auch jetzt überkommt es sie, sie schnieft, gräbt den Kopf immer tiefer, atmet tief ein.

Brigitta Konuvalov, die Geliebte vieler, war noch nie mein Fall, durch meinen Kopf geisterte immer nur die Versuchung durch Nika Karanikas glänzende Mondscheibenknie, seitdem ich sie einmal im Dämmer des Waschhauses liegend erblickt hatte.

Aber das ist, wie es aussieht, schon lange her.

Jetzt, als Brigitta Konuvalov mich gierig unterm Bauch beschnüffelt, ist mir, als würde mich doch etwas weibliche Wärme berühren. Weiß die Hölle, was hier passiert, meine Hand rutscht auf ihrem Rücken, auf beiden Seiten der Wirbelsäule auf und ab, von ihrem Hals bis zu dem gepolsterten Versteck und ich lasse sie nesteln, soll sie doch finden, was sie sucht, mal sehen, was sie damit anfängt.

Das warme Wasser plätschert sanft, übertönt jedes andere Geräusch.

Es dauert nicht lange. Es ist ein ziemlich seltsames, schwindelerregendes, ein wenig eisiges Gefühl. Zum Schluss ist es, als hätte ich etwas verloren.

Also, Brigitta Konuvalov! Wirklich, Brigitta Konuvalov!

Während sie sich abtrocknet und anzieht, drehe ich mich weg. Ich höre nur das Rascheln der Lappen, das sanfte Klatschen der Haut, als sie versucht, die Brüste unter die Weste zu stopfen.

Dann sehen wir uns noch, sagt sie.

Ich lasse das Wasser aus der Wanne, schrubbe sie mit einer Stielbürste sauber.

Das Wasser läuft immer noch und plötzlich sehe ich, wie aus dem Hahn ein kleiner Lakantuskäfer fällt. Es ist so eine Art Zögling, nicht größer als eine Bohne, vielleicht etwas flacher. Er glänzt, strahlt silberblau, wie er so seine Kreise in dem kleinen Strudel um den Abfluss zieht. Dann kommt noch einer. Ein dritter und vierter.

Beim neunten drehe ich den Hahn zu.

Offenbar hat sich in einer der Thermalquellen die Zusammensetzung des Wassers geändert.

Die Lebbencs-Suppe ist inzwischen trotz Deckel ziemlich ausgekühlt. Das Fett schwimmt in starren Flecken an der Oberfläche. Wenn ich jetzt nur die Hälfte esse, bleibt für morgen auch noch etwas.

Ich mache sie nicht warm, löffle sie kalt, wie sie ist, aus dem Topf, darauf achtend, dass mindestens die Hälfte übrigbleibt. Sie ist etwas dicker als sie sein müsste, so dass die Nudeln gar nicht auf den Boden sinken. Auch darauf, dass für morgen noch reichlich Nudeln übrigbleiben, achte ich.

Während ich esse, wiehert manchmal Gustys Pferd im Garten. Auch unter der Traufe höre ich es hin und wieder rascheln. Anfangs interessiert es mich kaum, wegen so kleiner Geräusche unterbreche ich das Essen nicht. Das Rascheln hört nicht auf, aber ich gehe erst auf die Veranda, um mich umzusehen, nachdem ich den Löffel abgewaschen habe, den Topf mit der Suppe sorgfältig abgedeckt und in die Kammer gestellt, eine saubere Unterhose und eine trockene Haushose angezogen habe.

Es sind die Rotschwänze!

Mit Zweiglein und Stöckchen im Schnabel kommen sie immer zur selben Stelle, einer kleinen dämmrigen Nische zwischen der Traufe und dem Balken der Veranda. Später mit trockenen Grashalmen, schließlich mit langen Strähnen, mit denen sie die Stöckchen und Grashalme verweben. Die Zweiglein, Stöckchen und Grashalme holen sie hier aus dem Garten,

für die Strähnen fliegen sie weit weg. Zu dem ehemaligen Gemeindestall, wo neben der Mauer seit Jahren auf einem Haufen die Mähnen der geschorenen Esel verwesen.

Ihr Flug, das Rascheln der Flügel strahlt Sicherheit und tiefe Ruhe aus, sie sehen sehr wohl, dass ich da bin und sie beobachte, doch sie kümmern sich kein bisschen um mich. Ein Stöckchen, ein Zweiglein, dann noch eins und vier oder fünf Grashalme. Wieder ein bis zwei Stöckchen, Zweiglein, vier oder fünf trockene Grashalme und dann ein langes Haar aus der Eselsmähne. Stöckchen, Zweiglein, trockener Grashalm, Haar. Als sie aufhören, bricht schon die Dämmerung an.

Die Rotschwänze sind da.



OceanofPDF.com

NACHWORT VON JÁNOS SZEGŐ

VÖGEL UND MENSCHEN

Über Ádám Bodors Erzählwelt

OceanofPDF.com

„Wenn sich eine anhaltende Stille immer weiter ausdehnt, bekommt sie plötzlich einen Klang. Zunächst ist es ein leises Seufzen, wie ein ferner Wasserfall, das dann in ein Rauschen übergeht, immer lauter und lauter wird, bis es zu einem unerträglichen Toben anschwillt und dann, auf einmal, als würde sie in einen hineingespritzt, strömt einem die gesamte Welt eiskalt in die Ohren.“

ÁDÁM BODOR:
Die Vögel von Verhovina

(VERHOVINA AUF DEN LANDKARTEN)

Sollten wir in einem Atlas oder im Internet nach Verhovina suchen, würden wir sogar mehrere Orte mit diesem Namen finden. Im Südosten der Ukraine, am Lauf des Dnepr, und auch im zentralen Teil des Landes gibt es jeweils ein Dorf namens Verhovina, doch diese Treffer würden uns von Ádám Bodors außerordentlichem Buch nur entfernen. Dem möglichen Schauplatz des Romans kommen wir viel näher, wenn wir in Transkarpatien, in der Gegend des heutigen ungarisch-rumänisch-ukrainischen Dreiländerecks nach Verhovina suchen. Das Wort bedeutet in den slawischen Sprachen „Berggegend“ oder „Gebiet in Höhenlage“, und es ist deshalb wichtig zu betonen, dass es sich um das Grenzgebiet von heute handelt, weil sich im Laufe der Geschichte hier nicht nur die Ländergrenzen oft geändert haben, sondern auch die Namen der Länder. Viel beständiger und stärker als die von den Menschen gezogenen Grenzlinien sind auch hier die Grenzmarkierungen der Natur: die Berge und Flüsse, Schluchten und Sümpfe. Das wird in Ádám Bodors Roman *Der Besuch des Erzbischofs* auf ironische Weise veranschaulicht, indem die Grenzstadt Bogdanski Dolina infolge eines Hochwassers über Nacht Teil des Landes wird, das zuvor auf

der anderen Seite des Flusses lag. Und mit dieser Wechselwirkung der beiden Arten von Grenzen, der historischen und der geografischen, sind wir bereits beim topografischen und anthropologischen Raum angekommen, in dem Ádám Bodors Werke, so auch *Die Vögel von Verhovina*, angesiedelt sind. Das Verhovina des Romans liegt in der Nähe des realen Verhovina, aber doch nicht ganz an der gleichen Stelle. Dieses Vorgehen, existierende und fiktive Räume miteinander in Beziehung zu setzen, ist eines der Markenzeichen, eine wiederkehrende Geste in Ádám Bodors Romanen. Wie die Vögel am Ende dieses Buches sich aus Grashalmen, Zweiglein und Eselshaaren ein Nest bauen, so erschafft der Autor aus den realen Elementen existierender Welten eine eigene Welt. Bei manchen Elementen verbirgt, verschleiert er die Zusammenhänge, bei anderen leuchtet er sie gezielt aus. Doch bevor wir einen tieferen Blick in Ádám Bodors Welt werfen, schauen wir uns erst einmal genauer an, wo wir uns eigentlich befinden.

(IM ZENTRUM DER PERIPHERIE)

Von Westeuropa aus betrachtet sind wir im Osten, wenn wir uns der Gegend jedoch vom Ural aus nähern, sind wir im westlichsten Teil des Ostens. Ein Grenzgebiet, das ist ganz klar. Mit den jeweiligen Durchreisenden, Verbannten, Neuanfängern. Mit Begegnungen, Geheimnissen und Geschichten. Das waren früher ausgesprochen multikulturelle Landstriche, geprägt von vielen Religionen, vielen Sprachen, sodass man heute gar nicht weiß, in welcher Sprache hier geschwiegen wird. Denn es herrscht große Stille, die Kirchen von einst werden bestenfalls als Möbellager benutzt, doch meist sind sie baufällige Ruinen, Zeugen einer heute kaum noch vorstellbaren Zeit, in der hier Polen, Slowaken, Sachsen, Sekler, Armenier, Juden, Russinen, Schwaben, Rumänen und Ungarn verhältnismäßig friedlich zusammengelebt haben. Auch im heutigen Siebenbürgen sind die verschiedensten Spuren dieser von vielen Kulturen geformten Welt zu

entdecken, und Ádám Bodor schreibt sie in seinen Werken weiter, schreibt sie um in naturalistische Fiktion, groteske Utopie, in kafkaesk schaurige Szenen, beckettsche Parabeln, in magischen Existenzialismus. Heute verstehen wir unter Siebenbürgen den westlichen Teil Rumäniens. Dieses Gebiet – das ungefähr so groß ist wie Bayern, Sachsen und Thüringen zusammen – gehörte bis Ende des Ersten Weltkriegs zu Österreich-Ungarn und wurde nach dem Krieg an Rumänien, das auf der Seite der Siegermächte gekämpft hatte, angeschlossen. Der ungarische Name *Erdély* bedeutet „jenseits des Waldes“; früher hatte dieses Gebiet zum Königreich Ungarn gehört, dann wurde es zu einem eigenständigen Fürstentum, später zu einem Teil der Habsburgermonarchie. Die berühmteste Gestalt aus Siebenbürgen, auch Transsilvanien genannt, ist zweifellos Graf Dracula, den sich zwar der irische Schriftsteller Bram Stoker ausgedacht hat, der dennoch als eine echte transsilvanische Figur betrachtet wird – womöglich auch, weil der Schauspieler, der ihn am überzeugendsten dargestellt hat, Bela Lugosi (der diesen Künstlernamen nach seiner Heimatstadt Lugos gewählt hatte), ebenfalls aus Siebenbürgen stammte.

(PERSÖNLICHER HINTERGRUND)

Das alles aber gehörte an jenem Samstag, dem 22. Februar 1936, als Ádám Bodor im rumänischen Klausenburg als Sohn einer wohlhabenden ungarischen Familie geboren wurde – sein Vater war Bankdirektor –, bereits der Vergangenheit an. (Eine interessante Parallele: Bela Lugosis Vater war um die Jahrhundertwende ebenfalls Bankdirektor.) Klausenburg war zu diesem Zeitpunkt das kulturelle und politische Zentrum der Region und ist bis heute eine blühende Universitätsstadt und die zweitgrößte Stadt Rumäniens, deren Bevölkerung zu zehn bis fünfzehn Prozent aus Ungarn besteht. Anfang des Zweiten Weltkriegs, im Jahr 1940, wird Siebenbürgen und somit auch Klausenburg, vorübergehend wieder an Ungarn angeschlossen. Ádám Bodors Vater erhält 1944 eine Stelle in Budapest als

Leiter einer Kreditbank, wodurch Bodor und seine Familie das Ende des Krieges und den erbitterten Kampf um die Hauptstadt miterlebten. 1945 kehrten sie nach Klausenburg zurück, das zu diesem Zeitpunkt bereits wieder zu Rumänien gehörte.

Nach der Machtübernahme durch die Kommunisten wird der Vater, dem man in politischer Hinsicht zwar nichts vorwerfen konnte, der jedoch der alten Elite angehörte, aufgrund erfundener Delikte zu Gefängnishaft verurteilt, der Rest der Familie muss umziehen, es folgen Jahre der Entbehrung. 1952 kommt auch der damals sechzehnjährige Ádám Bodor ins Gefängnis, die Anklage lautet: staatsfeindliche Verschwörung. Entlassen wird er drei Jahre später, 1955. Die Jahre im Gefängnis haben eine tiefe Spur in ihm hinterlassen, eine Zeit, von der er ausführlich in dem Interviewband *A börtön szaga (Der Geruch des Gefängnisses)* berichtet, die Motive des Gefangenendaseins tauchen aber auch in zahlreichen anderen Texten auf. Nach seiner Entlassung arbeitet er in einer Fabrik. 1960 macht er seinen Abschluss in evangelischer Theologie, danach arbeitet er in einem Archiv und als Angestellter eines Übersetzungs- und Kopierbüros – ein typischer Karrierebeginn für einen osteuropäischen Intellektuellen.

(DER UNENDLICHE REICHTUM DER KURZEN FORM)

Seine erste Publikation erscheint 1965 in einer der Zeitschriften seiner Geburtsstadt. Auch als Schriftsteller erlebt Ádám Bodor nun die Jahrzehnte des Randdaseins, denn als ehemaliger Gefängnisinsasse ist er gebrandmarkt und darf sich nur an der Peripherie des literarischen Lebens bewegen, wo er weniger Wirkung entfalten kann. Zu dieser Zeit baute sich in Rumänien die mit einer brutalen Geheimpolizei (Securitate) und einem riesigen Netz von eingeschüchterten Spitzeln operierende faschistoide Macht aus, die selbst im Ostblock als besonders grausam galt. Fast jeder schwieg und bespitzelte

andere. Bodors erster Erzählband mit dem Titel *A tanú* (*Der Zeuge*) erscheint 1969. Seine ersten Texte sind von Ernest Hemingway inspiriert, und die Kurzprosa wird für sein gesamtes Schaffen zur bestimmenden literarischen Form: In den folgenden Jahrzehnten entstehen Hunderte von Skizzen, Feuilletonbeiträgen und Erzählungen. In einem Interview sagt er über die Erzählung: „Die Erzählung ist, wie die Kammermusik, ein nobles Genre, man darf sie nicht zu sehr belasten, es ist nicht egal, was man von einer mehr oder weniger vorhandenen Geschichte verschweigen kann oder sollte, oder was gerade überbetont werden will, um den inneren Rhythmus, in dem sich die Erzählung entfaltet, zu bestimmen. Beim Schreiben einer Erzählung ist es besonders wichtig zu spüren, wann man was an welcher Stelle beendet. Durch eine zu starke Ausarbeitung brennen wie bei einem Gemälde, dem man zu viel zugemutet hat, die Farben aus, verblassen, wodurch schließlich die ehrlichsten, authentischsten Merkmale des Werkes verschwinden.“

Der konkrete Raum, in den uns Ádám Bodor in seinen Werken führt, ist stets mit einem philosophischen Raum verbunden. Er selbst beschreibt es so: „Mich hat vor allem das existentielle Bild meiner Geburtsgegend und der gesamten osteuropäischen Region inspiriert, samt ihrer rückständigen Moral, der lethargischen Stimmung; ich hätte wohl gar nicht über etwas anderes oder auf andere Art schreiben können.“ In diesen stellenweise an Balladen erinnernden Geschichten sind Alltägliches und Rätselhaftes, Tragisches und Groteskes unzertrennlich miteinander verwoben; die Protagonisten sind meist Durchreisende, auf dem Weg von irgendwoher nach irgendwohin. Ähnlich wie diese sieht sich auch Ádám Bodor irgendwann gezwungen fortzugehen. Da das zunehmend unerträgliche Ceaușescu-Regime ihm das Leben immer mehr erschwert, zieht er mit seiner Familie 1982 nach Budapest. Er schreibt weiterhin Erzählungen und arbeitet als Verlagslektor.

(VON SINISTRA BIS VERHOVINA)

1992 wird zum entscheidenden Jahr seiner Laufbahn: Sein Buch *Schutzgebiet Sinistra* erscheint, dessen Untertitel *Kapitel eines Romans* lautet – es kann also als Roman, aber auch als Novellensammlung gelesen werden, was ein wichtiges Genre der ungarischen Prosa ist. Der Schauplatz, das Schutzgebiet, liegt *irgendwo* zwischen den Berggipfeln der Karpaten, und aus dem Wort *Sinistra* klingt die Bedeutung des Düsteren, Unheilvollen heraus. Die Ereignisse finden in dieser außergewöhnlichen Zone statt, und die Geschichten werden durch die Person des Protagonisten Andrej Bodor verbunden. In diesem Werk ist es der Nachname, den der Autor mit seinem Protagonisten teilt, in *Die Vögel von Verhovina* wird es der Vorname sein. Über die realen und metaphorischen Bezüge des Schauplatzes schreibt Bodor in dem bereits erwähnten Interviewband: „Die Wahl des Schauplatzes für eine Erzählung ist geglückt, wenn sich dieser als ein Gelände erweist, in das sich die Erfahrungen des Autors einschreiben können, also wo die schriftstellerische Vision sich am authentischsten entfalten kann. In meinem Fall ist dieses Gebiet, aufgrund von biografischen Gegebenheiten und solchen, die mit meiner Natur zu tun haben, die historische Landschaft Osteuropas, die verworrene Welt der Schranken und Stacheldrahtzäune, die daraus resultierende Grundstimmung und Lebensanschauung. Zugleich ist es ein Ort, dessen verborgene Nischen und Tiefenschichten sich im Prozess des Schreibens, des Sich-Hineindenkens zeigen und stets Überraschungen bereithalten, die dann die Geschichte von einer Wendung zur nächsten weitertragen.“

Schutzgebiet Sinistra wird in der ungarischen Literatur zu einem der wichtigsten Bücher der neunziger Jahre und Ádám Bodor, neben Péter Nádas, Péter Esterházy, Imre Kertész und László Krasznahorkai, zu einem der anerkanntesten ungarischen Schriftsteller. Im Schreiben von Bodor und Krasznahorkai sind sogar gewisse Parallelen zu entdecken, doch den Zugang zu den jeweiligen Werken findet man eher über die Unterschiede. Die in den achtziger Jahren entstandenen Romane László Krasznahorkais

(*Satanstango* 1985, auf Deutsch 1990; *Die Melancholie des Widerstands* 1989, auf Deutsch 1992) spielen ebenfalls in einer sich selbst überlassenen Gegend, der erste in einem heruntergekommenen Landwirtschaftsbetrieb, der Letztere in einer Kleinstadt, die einst bessere Tage gesehen hat. Die Handlungsverläufe und die Narration wird durch räumliche Verhältnisse, geschlossene Strukturen und ein Netz von Wiederholungen organisiert, doch während Bodors Prosa sich auf Details, Mikrostrukturen und mosaikartige Verbindungen konzentriert und von minimalistischen Sätzen gekennzeichnet ist, wendet sich Krasznahorkai, dessen Bücher aus einem einzigen riesigen Satz bestehen, den größeren Formen zu und lässt seine Werke auch anders ausklingen.

1990 erschien ein weiteres größer angelegtes Prosawerk von Ádám Bodor: *Der Besuch des Erzbischofs*. Es erinnert durch manche Elemente an die Welt, die wir aus *Sinistra* kennen, doch unterscheidet sich dieser Roman auch in vielem von dem ersten, vor allem in der Zeit der Handlung. In diesem Buch befinden wir uns bereits nach einem politischen Umbruch, und der im Titel erwähnte Geistliche steht für die beinah godotsche Ankunft einer alten-neuen Ära. Doch die erzählerischen Mittel, der episodische Textaufbau, die außergewöhnlichen Personennamen und geografischen Namen erinnern an das Hauptwerk – denn als solches wurde *Schutzgebiet Sinistra* von der ungarischen Kritik gelesen. Und dann erschien 2011 *Die Vögel von Verhovina*, das von den Lesern, der Kritik und den Schriftstellerkollegen mit großer Spannung erwartet worden war. Auch dieses Buch trägt einen markanten Untertitel: *Variationen über letzte Tage*. In den seit 2011 vergangenen Jahren haben wir neue Variationen letzter Tage kennengelernt. Aus naturgeschichtlicher Perspektive entsprechen diese elf Jahre nicht einmal einem Bruchteil einer Sekunde, auch in der menschlichen Zeitrechnung bedeuten sie nicht mehr als einen Augenblick und dennoch: Wie anders ist es heute, von gefrorenen und dann schmelzenden Flüssen zu lesen, von verstummenden Wäldern, von verschwundenen und wiederkehrenden Vögeln als noch vor ein paar Jahren. War Bodor etwa ein Prophet? Wohl kaum, eher ein resignierter Realist mit

klarem Blick. Und dass in dem Buch von Epidemien und Quarantäne die Rede ist, ist zwar verwirrend, hat aber auch etwas Befreiendes.

(DIE BODOR-ERÖFFNUNG)

Es wäre unverschämt, sich in einem Nachwort herauszunehmen, das Werk für den Leser interpretieren zu wollen, deshalb möchte ich an dieser Stelle auch nur auf den Anfang und das eine oder andere Motiv eingehen. Wie die großen Schachmeister ihre charakteristischen Eröffnungen haben, so hat auch Ádám Bodor eine ganz eigene Art, seine Romane zu beginnen. Sehen wir uns die ersten Sätze von *Die Vögel von Verhovina* an:

„Zwei Wochen bevor mein Pflegevater, Brigadier Anatol Korkodus, verhaftet wurde, hatte er mir eine nagelneue Motorkettensäge von Stihl geschenkt. Er sagte, er habe sie in Czernowitz bestellt, das Paket sei bereits angekommen, es liege bei Edmund Pochoriles, im Gasthof Zu den zwei Schnepfen. Ich könne es am nächsten Morgen abholen, auf dem Rückweg von der Bahnstation.“

Ein dichter, spannungsvoller und doch klar strukturierter Einstieg: Wir haben hier gleich mehrere Zeitebenen (zwei Wochen vor der Verhaftung, am nächsten Morgen, auf dem Rückweg), eine spezielle interpersonelle, familiäre Beziehung samt Bezeichnung des Aufgabenfeldes (mein Pflegevater, Brigadier Anatol Korkodus), den Namen eines in Wirklichkeit existierenden Ortes (Czernowitz, das sich heute in der Ukraine befindet und in einer anderen Wirklichkeit die Geburtsstadt des Dichters Paul Celan ist) und eine Lokalität, die innerhalb der Fiktion existiert (der Gasthof), außerdem ein unheilvolles Ereignis (die Verhaftung von Korkodus) und ein unerwartetes Geschenk (die Motorkettensäge). Letztere ist vielleicht nicht Tschechows Gewehr, taucht aber in dem Buch noch auf. Und nun sehen wir uns den Anfang von *Schutzgebiet Sinistra* an.

„Zwei Wochen bevor er starb, nahm mich Oberst Borcan zur Terrainbesichtigung auf eine kahle Anhöhe des Dobriner Forstbezirks mit. Ich sollte die Augen offenhalten, bat er mich,

und besonders das Ebereschengestrüpp am Weg beobachten, ob die Seidenschwänze schon gekommen seien. Wir waren mitten im Herbst, und das Buschwerk wimmelte von fremden Lauten.”

Wie wir sehen, es gibt mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede: die schlingenförmige Zeitstruktur (Oberst Borcans Tod und die Ereignisse zwei Wochen davor), die genauen Benennungen der Gegenstände und Orte und die angespannte, ja, fast thrillerhaft anmutende Atmosphäre. Dass es sich hier um ein ganz bewusstes Vorgehen handelt, wird durch die ersten Zeilen von *Der Besuch des Erzbischofs* bestärkt:

„Eine Woche vor dem Medardustag brachten die ersten Kunden des Friseurladens die Neuigkeit mit, am frühen Morgen habe man die Senkowitz-Schwestern eingefangen. Die beiden alten Jungfern waren Monate vorher aus dem Isodaviertel, wo die Lungenkranken isoliert werden, geflohen.”

Hier sind wir nicht zwei Wochen, sondern eine vor dem Medardustag (8. Juni) und auch hier ereignet sich Unheilvolles. Hat das mit Aberglauben zu tun oder ist es vielmehr ein Spiel? Will uns der Autor damit ein Schnippchen schlagen? Oder handelt es sich um bewusst gesetzte Markierungen zur Verdeutlichung der engen Verwandtschaft zwischen seinen Werken? Man hat das Ádám Bodor bereits gefragt, doch ist er der Antwort mit der für ihn charakteristischen lakonischen Ironie ausgewichen.

(DER ZAUBER DER NAMEN, DAS RÄTSEL DER SPRACHEN)

Im ersten Absatz von *Die Vögel von Verhovina* wird Czernowitz erwähnt, an einer anderen Stelle das ebenfalls in der Ukraine liegende Lemberg, aber auch Bistritz, eine Stadt in Rumänien – so sieht die Landkarte von Ádám Bodor aus: das Reale wird vom Fiktiven, vom Mythischen überschrieben. Wenn wir von Jablonska Poljana lesen, denken wir, vielleicht auch nur

unbewusst, an Tolstois legendäres Gut, Jasnaja Poljana. In dieser Welt aber geht nicht nur von den Namen der Orte, sondern auch von denen der Personen ein besonderer Zauber aus, die Namen sind für sie genauso bestimmend wie ihr Geruch, und sagen etwas über sie und auch ihre Beziehungen zu den anderen aus. In *Die Vögel von Verhovina* ist da zum Beispiel Nika Karanika, über die Bodor schreibt: „Sie hatte keine Papiere, nur ihren Namen erfuhr man, den sie nach Sitte der Menschen aus südlichen Küstengegenden auf ihre Hand tätowiert hatte. Dort, wo sie geboren worden war, brannte man bereits dem Säugling mit einer Nadel seinen Namen auf die Hand, damit er ihn später nicht würde leugnen können.“ Die Wiederholung ihres Vornamens im Familiennamen ist eine zusätzliche Freude. Andere werden nur mit ihrem Spottnamen oder den Initialen erwähnt.

Dass der Name ein wichtiges identitätsbildendes Element ist, zählt zu den psychologischen Binsenweisheiten unserer Zeit; Bodor spielt diese Behauptung in seinen Werken seit inzwischen fast fünfzig Jahren in verschiedensten Erscheinungsformen durch. Einer der entscheidenden Punkte beim Lesen von Ádám Bodors Werken ist die Frage, wie zugänglich uns der großartige Humor des Autors ist. Für die Übersetzungen trifft das natürlich auch zu und kann die Übersetzerinnen vor besondere Herausforderungen stellen, wobei gesagt werden muss, dass Bodors Namensgebungen auch für die ungarischen Leser nur zum Teil zu entschlüsseln sind, für diejenigen, die auch Rumänisch sprechen, haben sie neben dem seltsamen Klang oft auch eine Bedeutung. Doch sollte man sich auch hierbei auf nichts verlassen. Im *Schutzgebiet Sinistra* taucht die erinnerungswürdige Gestalt des Fernfahrers Mustafa Mukkerman auf. Dieser Name war ein echter Fund. Doch irgendwann wurde die Poesie von der Wirklichkeit eingeholt, wie der Autor in *Der Geruch des Gefängnisses* berichtet: „Damals, als die deutsche Ausgabe von Sinistra in Vorbereitung war, bemerkte jemand, der den Text gut kannte, dass wir hier aufpassen sollten, denn einen solchen Namen wie Mukkerman gebe es auf Deutsch nicht. Umso besser, sagte ich, dann gibt es ihn eben von nun an. Um nichts in der Welt hätte ich darauf verzichtet, denn diese Figur war ja zusammen

mit ihrem Namen in meiner Vorstellung aufgetaucht, und als das Kapitel beendet war, war um ihn herum eine mukkermansche Welt entstanden, die Figur hatte die Atmosphäre mit ihrer Mukkermanheit erfüllt, und das gesamte Umfeld stand nun in einer Abhängigkeit von diesem Mukkerman. Wie sollte man ihn dann plötzlich anders nennen? Das sind entscheidende Punkte, in denen der Autor nicht nachgeben darf. Übrigens hatte derjenige, der mit besten Absichten seinen Einwand vorgetragen hatte, nicht recht: Vor einiger Zeit bin ich im Berliner Telefonbuch auf einen gewissen Mukkerman gestoßen. Ich wurde auch ziemlich neugierig, wie er wohl aussehen mochte, und mir kam kurz der Gedanke, mit irgendeinem Vorwand bei ihm zu klingeln, schließlich stand neben der Telefonnummer seine Adresse. Aber ich bin ein lausiger Schauspieler und verkrafte solche künstlichen Situationen ziemlich schlecht. Und vielleicht ist es auch besser so, wenn ich nur meinen Mukkerman kenne.“

Oder denken wir an den Boursin-Hof und Klara Burszen in *Die Vögel von Verhovina*. Woher mag dieser Name kommen? Aus einem Winkel Siebenbürgens, dieser Gegend, in der, wie bereits erwähnt, einst so viele Völker lebten? Aus Ádám Bodors Vorstellung? Oder aus dem Kühlschrank? Boursin heißt nämlich die seit 1957 eingetragene Marke eines französischen Käseherstellers. Doch kehren wir zurück nach Verhovina und auf den Boursin-Hof, wo Klara Burszen lebt, die „von einer Liebesträumerei erfüllt (war), die sie auf einen ungarischen Offizier aus Bistritz warten ließ, seitdem ihr prophezeit wurde, dass dieser bald angeritten kommen, sie auf dem Pferd vor sich setzen und mit ihr fortgaloppieren würde, jenseits der Berge, nach Transsylvanien.“ Von Adam erfahren wir an ebendieser Stelle: „Auf Wunsch des Fräuleins lese ich ihr eine Stunde lang aus dem ungarischen Buch mit dem Titel ‚Gebirgs- und Gewässerkunde und die Flora und Fauna des Komitats Máramaros‘ vor. Ungarisch habe ich ein wenig in der Besserungsanstalt aufgeschnappt, aber ich verstehe nicht viel von dem Text und Klara Burszen überhaupt nichts. Trotzdem lese ich ihr laut vor, die unbekannten Wörter knistern und knirschen mir im Mund, und das Fräulein spitzt die Ohren: Sie gewöhnt sich an den Klang der ungarischen Sprache.“ Eine wunderbare doppelte Metapher: ein

Geografiebuch und die ungarische Sprache. Die *Vögel von Verhovina* hat Ádám Bodor selbstverständlich auf Ungarisch geschrieben, doch erfahren wir nicht, in welcher Sprache in dem Buch gesprochen wird – wir wissen nur, dass es nicht Ungarisch ist. Und etwas anderes wissen wir auch: Nach der polnischen (2014), der französischen (2016), italienischen (2018), spanischen (2019) und englischen (2021) Ausgabe können wir die außergewöhnliche Welt Ádám Bodors nun endlich auch in deutscher Sprache kennenlernen.

[OceanofPDF.com](https://oceanofpdf.com)